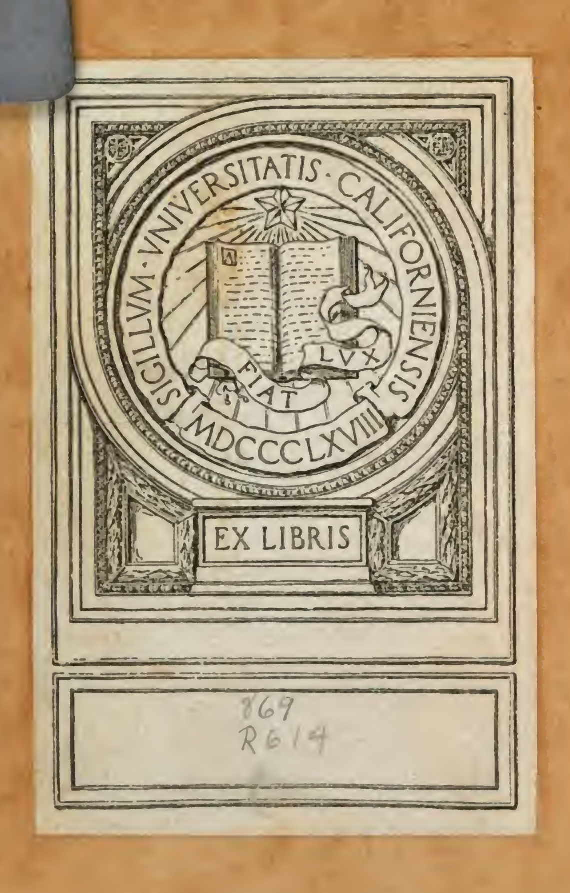
ERZÄHLUNGEN VON ERNAT RITTER ...

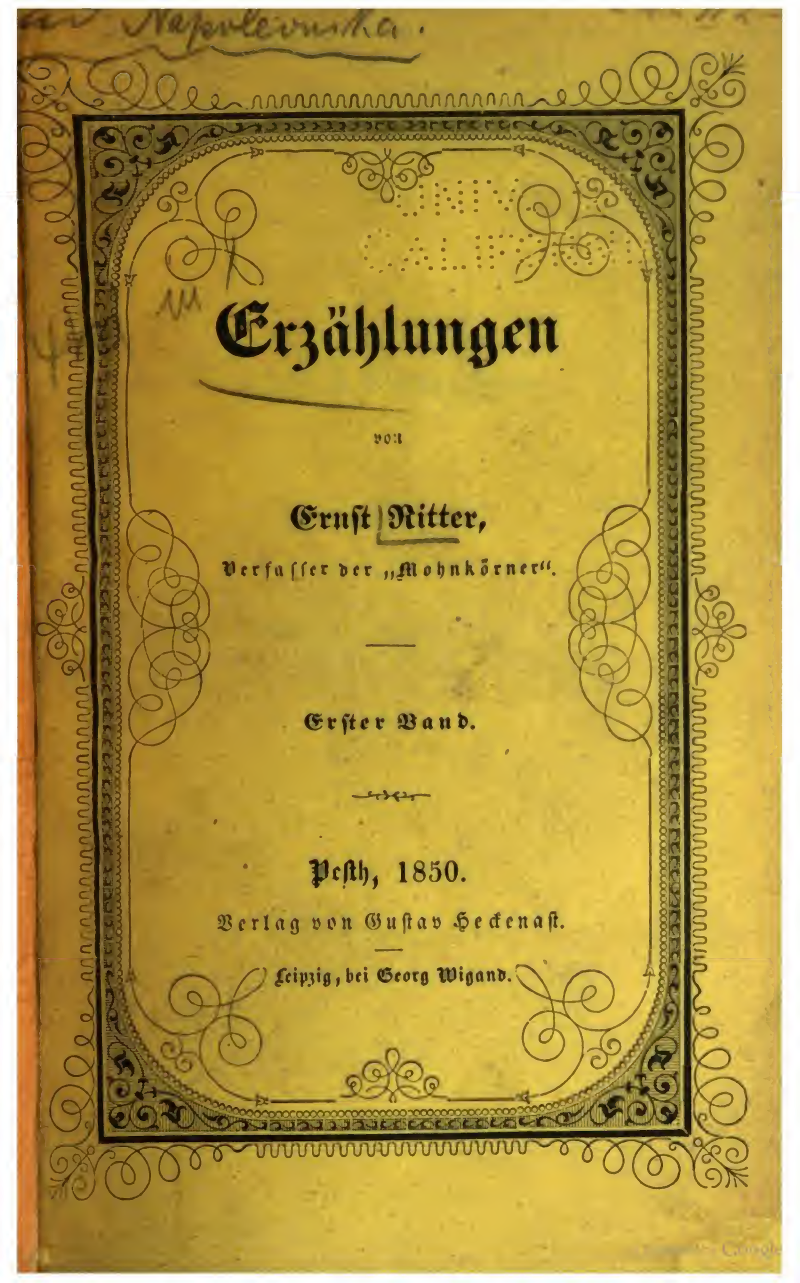
Ernst Ritter




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS







Erzählungen

von

Ernst Ritter,

Verfasser der „Mohnkörner".

Erster Band.

Pesth, 1850.

Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand.

Erzählungen

von

Ernst Ritter.

Erster Band.

Erzählungen

von

Ernst Ritter,

Verfasser der „Mohnkörner“.

Erster Band.

Pesth, 1850.

Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand.

Vorwort.

Die Welt stand noch in ihren Fugen, als dies Manuscript dem Verleger übergeben wurde; als der Verfasser den ersten Correcturbogen erhielt war Wien belagert, und das Blatt konnte schon den Rückweg nach Pesth nicht mehr finden. Was zwischen jener Zeit und jetzt liegt, wie manches Auge gebrochen ist, das vor einem Jahre noch auf diesen Seiten geweilt hätte — das sei nicht berührt; — aber das vergessene Manuscript ward wieder aus seiner Lade hervorgesucht und lautet noch wie ehedem. So hat auch Niemand etwas dabei verloren, daß es jetzt erst erscheint — Niemand als der Autor, der es plötzlich vor sich liegen sah, ohne daß es ihm möglich war es zu corrigiren, und dem nun nichts übrig bleibt als ein trauriges Register von Druckfehlern daran zu hängen, anstatt daß der reine fehlerlose Satz dem Leser hätte so wohl thun sollen, wie der fließende Vortrag eines geübten Redners dem Hörer. Für die

kleinen Nadelstiche, die des Autors Eitelkeit bei jedem Lächeln empfängt, das er im Geiste in den Mundwinkeln seiner Leser zucken sieht, wenn sie z. B. statt „Nissen“ (kleinen nordischen Hausgeistern) Ritter finden! oder wenn ihr empfindliches Auge dem Acusativ statt dem Dativ begegnet u. s. w. — Für alle diese Kränkungen bittet er die Leser um den einzigen kleinen Balsam das Register der Druckfehler vor dem Buche durchzugehen, und dasselbe in so fern zu beherzigen, daß sie den guten Glauben mit durch die Seiten nehmen, es sei, wo barer Unsinn steht, die Schuld am Setzer und nicht am Autor. Manche der hierfolgenden Erzählungen waren schon früher in Zeitschriften gedruckt, sind aber gänzlich umgearbeitet worden; der größte Theil des Buches ist neu, obgleich die Bestandtheile desselben alte Freuden und alte Schmerzen sind, die sich wiederholen so lange überhaupt Erzählungen gedruckt werden.

So nimm sie hin, geneigter Leser, mit so viel Nachsicht, daß Du Dich nicht selbst um das bischen Genuß bringst, das sie gewähren können, und mit so viel Strenge, daß dein Lob nicht ohne Werth sei.

Der Verfasser.

Druckfehler. I. Band.

Seite 21 Zeile 5 von unten lies legte für legten und Verstand für Vorstand.
„ 44 „ 4 von unten lies keinen für einen.
„ 59 „ 5 von oben „ Rechnen für Nehmen.
„ 60 „ 2 v. u. lies erscheinen für erschienen.
„ 62 „ 8 v. u. l. So dir geschenkt ein Knöslein was,
So thu' es in ein Wasserglas.
„ 64 „ 9 v. o. l. und für unu.
„ 124 „ 8 v. u. l. poetischen für politischen.
„ 131 „ 8 v. u. l. höchsten für schönsten.
„ 132 „ 1 v. u. l. langen für ganzen.
„ 152 „ 7 v. o. l. Sohn für Vater.
„ 203 „ 9 v. u. l. Rebengängen für Nebengängen.

Druckfehler. II. Band.

Seite 7 Zeile 8 v. o. l. anziehenderer für anziehendere.
„ 17 „ 6 v. o. l. Aenkel für Schenkel.
„ 54 „ 6 v. u. l. Nissen (kleine Hausgeisterchen) für Nitter.
„ 98 „ 2 v. o. l. ihn für ihm.
„ 115 „ 11 v. o. l. wöge für wäge.
„ 139 „ 8 v. o. l. Gosse für Gasse.
„ 157 „ 1 v. u. Pharus für Pharos.
„ 183 „ 8 v. u. l. rohen für nahen.

Der Gelehrte.



Ernestine war im Schooße des Reichthums geboren; schön genug um zu gefallen, und durch ein unabhängiges Vermögen, das ihr nach dem Tode ihrer Mutter zugefallen war, reich genug um das Ziel der Bemühungen für jene jungen Männer zu sein die eine reiche Heirath für die bequemste und sicherste Laufbahn halten. Diese unabhängige Lage aber hinderte sie nicht für ihren Vater die pflichtgetreuste und zärtlichste Tochter zu sein; alle ihre Liebe vereinigte sich in ihm, da sie ihre Mutter nie gekannt hatte. Dafür verzog er sie auch unerhört und machte es dem künftigen Manne nicht leicht, Ernestinen das zu sein was ihr der Vater gewesen war.

Die Schaar von Anbetern, die diese junge Schön-

heit umgab, mehrte sich mit jedem Monate; sie selbst aber gewöhnte sich frühzeitig diese ungewöhnlichen Huldigungen dem zuzuschreiben, was sie wirklich hervorrief — nehmlich ihrem Gelde. Sie sah viele ausgezeichnete Mädchen vereinsamt sterben — viele durchaus zurückstossende gehätschelt und hervorgesucht; und immer ließ sich die Quelle dieser Vernachläßigung oder dieses Vorzugs nach dem Schatze abwägen, den eine jede mitzubringen hatte; — so sehr sie dies aber auch im Allgemeinen empfand, so machte ihr doch der Erste, den sie zurückwies gewaltig viel Kummer, denn er sah wirklich wie ein Verzweifelter aus, und behauptete, daß sein Leben an ihrer Einwilligung hinge; das Leben eines Menschen aber ist ein ernstes Ding — und hätte ihr der Freier nicht so total mißfallen, sie hätte ihn wahrhaftig aus bloßem Mitleid genommen. Nach acht Tagen vernahm sie mit Erstaunen, daß der Abgewiesene den zerbrochenen Stab mit einer Reitgerte vertauscht habe und bei dem eben statt habenden Wettrennen die heiterste, ruhmvollste Rolle spiele; nach 14 Tagen aber sendete er eine Verlobungskarte in ihres Vaters Haus.

Sie hatte noch oft Gelegenheit zu ähnlichen Er-

fahrungen und kam nach und nach dahin ein Lebensglück mit demselben Gleichmuthe zu zerstören, mit dem man eine Hoftrauer anlegt. Nur einmal ward es ihr schwerer. Der Freier war ein schöner, glänzender Mann, hinlänglich gebildet und mit Talent und Phantasie begabt; er war zum Gefallen gemacht und gefiel ihr; auch glaubte sie sich wirklich von ihm geliebt. Sie erfuhr aber zu rechter Zeit, daß er ein Spieler sei, und überhaupt nicht unangetastet in seinem Rufe. Anstatt zu thun was den Frauen gewöhnlich am nächsten liegt, nehmlich den liebenswürdigen Sünder bekehren zu wollen, überließ sie diese Sorge Gott und dem Schicksale, weinte ein Paar stille Thränen und gab ihm einen Korb; auch er soll sich später getröstet haben.

Den Vater freute es heimlich, daß seine Tochter noch länger im Hause blieb; er hätte sich's müssen gefallen lassen, wenn sie früh geheirathet hätte; aber sein bestes Glück wäre mit ihr ausgezogen. Sie sagte ihm: nur wenn ich einen Mann vollkommen achten und unbegränzt lieben kann, will ich ihm mein Glück anvertrauen; bis dahin ist es bei dir sicherer aufgehoben.

Eine väterliche Umarmung war immer der Schluß ähnlicher Unterhaltungen.

Ernestine hatte, wie die meisten Mädchen in ihren Verhältnissen, eine vortreffliche Erziehung erhalten, bis in ihr sechzehntes Jahr wöchentlich so und so viel Stunden bei so und so viel Lehrern genommen, und in der That die Fertigkeit erlangt, die allergewöhnlichsten Dinge in elegant geschriebenen, vollkommen orthographischen Aufsätzen niederzulegen, was ihre Lehrer „vortrefflich schreiben" nannten; auch sprach sie zwei fremde Sprachen ziemlich korrekt und sehr geläufig, so daß sie kaum einen deutschen Satz ohne Beimischung von Fremdwörtern hervorbringen konnte, was der Sprache etwas ungemein Feines gibt. Der Grund, auf dem sie ihre Talente anpflanzen konnte war folglich gelegt. Diese Talente aber bestanden in denjenigen, die Gott jedem Fräulein als Pathengeschenk gegeben zu haben scheint, nehmlich in Musik und Malerei. Seit ihrem zehnten Jahre hatte Ernestine die letztere dieser Künste geübt und zu solcher Höhe gebracht, daß ihre fertigen Bilder gerade so gut wie die ihrer Lehrer in der Ausstellung hätten gezeigt werden können, und sie wirklich zu dem redlichen Glau-

ben gekommen war, ein kleines Genie zu sein. Da traf es sich, daß eine Fremde einmal auf ein paar Wochen ihr Haus besuchte, welche die Gewohnheit hatte, Abends beim Sprechen oder beim Vorlesen die ausdrucksvollsten, theils anmuthigen, theils drolligen Figuren auf das Papier zu werfen, das gerade vor ihr lag. Ernestine war es nie in den Sinn gekommen dergleichen ausser der Stunde und ohne Vorzeichnung zu versuchen, ihres Talentes jedoch sich bewußt wollte auch sie einmal etwas hinwerfen — aber ach! das war kein Wurf in der jetzigen Bedeutung des Wortes; die Skizze sah keiner menschlichen Figur ähnlich, viel weniger war Bewégung oder ein Gemüthsaffekt darin zu finden. Sie klagte diese traurige Entdeckung ihrem Lehrer; dieser sagte: „Die Landschaft ist eigentlich Ihr Fach.“ — Das Frühjahr war da, und so ging sie mit schöngebundenem Maroquinbuche auf die Jagd nach Naturschönheiten. Der Bediente trug den Stuhl nach, sie setzte sich, betrachtete, genoß, wollte zeichnen; doch Gott allein hat ausser ihr diese Entwürfe zu sehen bekommen, denn gleich bei dem ersten Versuch fühlte ihr richtiger Takt heraus, daß ein ängstliches Nachzeichnen noch kein Talent sei, und sie

nahm sich vor, ihre Zeit in Zukunft besser auszufüllen, als indem sie einer ganz hoffnungslosen Fertigkeit nachjagte. Zeichnen hatte sie nun nicht gelernt, aber den ersten Schritt zur Selbsterkenntniß gemacht und das war mehr! —

Nicht viel besser ging es Ernestinen mit der Musik. Sie konnte es nie zu etwas Tüchtigem und wahrhaft Ergötzlichem für Andere bringen: dennoch gab sie dieselbe nicht auf, und für ihre einsamen Stunden blieb, es ihr immer ein Genuß, Beethovens Sonaten oder Schuberts und Mendelssohns Lieder, wenn auch stümperhaft, zu spielen. Sie dachte manchmal darüber nach warum ein von ihr gemachtes Bild sie so wenig und der Versuch ein Musikstük auszuführen so sehr ergözte und meinte es darin zu finden, daß die Striche auf dem Papier wie sie einmal sind, unveränderlich da stehen und der Einbildungskraft weiter keine Nahrung geben, während die unvollkommene Ausführung einer musikalischen Composition gewisser Massen mit einem nur gelesenen dramatischen Werke zu vergleichen ist, dessen Effekte freilich erst bei der Darstellung ans Licht treten, dessen Intention aber dennoch das Lesen klar macht. Die Musik kann ganze einsame Tage verschö-

nen durch die bloße Erinnerung an eine Lieblings-strophe, und wenn sie ein Mittel ist um andere zu erfreuen, so ist es noch viel sicherer, daß man sich selbst damit erfreuet. So klimperte sie fort ohne Ansprüche und daher auch ohne Enttäuschung. „Und so soll ich denn ohne Talente durchs Leben gehen," seufzte sie sich selbst belächelnd vor sich hin, „soll diesen Schmuck des Geistes entbehren. Aber zehnmal besser, ich kenne meine Unfähigkeit, als ich plage die Menschen mit meinen eingebildeten Vorzügen." Ernestine las auch gern, aber noch war ihr Geschmack nicht zu dem Punkte gediehen um Wahres vom Falschen zu unterscheiden, um jenen Klingklang an seinen rechten Platz zu stellen, der nur zu oft das Gediegene verdrängt. Es gehört hiezu eine lange Bildung, eine fortgesetzte ernste Beschäftigung mit der Literatur, denn es läßt sich nichts ohne Mühe erwerben, nicht einmal die Fähigkeit Andere mit Verstand zu bewundern oder zu tadeln.

Auch besteht die Geistesnahrung, die man Kindern und jungen Leuten gibt, gewöhnlich aus so entsetzlich schlechten Bestandtheilen daß sie ihnen unmöglich ersprießlich sein kann. Viele Eltern haben

eine übertriebene Angst vor allem Anstößigen, und bedenken nicht daß manches was dem Erfahrenen als solches erscheint von jungen Gemüthern ohne Arg gelesen wird; da nun die meisten Meisterwerke für Menschen und nicht für junge Damen geschrieben sind, so dürfen Letztere nie eines derselben lesen, folglich gibt man ihnen schwülstiges, wässriges Zeug, und lehrt sie bewundern was sie nie kennen lernen sollten. Was soll daraus entstehen, als falscher Geschmack? Indessen sind wenige Mädchen so rein erzogen, daß sie eine etwas über die Schnur hauende Rede ohne heimlichem Kizel und Nebengedanken lesen könnten; aber es gibt deren, und es kommt auf jede Mutter an, ihre Tochter in dieser Weise heran zu bilden. Einem solchen Mädchen kann eine Shakespearsche Gestalt zum Spielgefährten werden, und sie wird ihren Maßstab schlicht und großartig anlegen, ohne sich dessen bewußt zu sein; — während anders gebildete, in denen der Keim des guten Geschmackes liegt, ihn erst nach langen Bemühungen vom Unkraute früherer Gewohnheit reinigen müssen. — Daß unsere Ernestine zu der lezteren gehörte wird man aus der Art ihrer Erziehung, der das Mutterauge fehlte, schließen können.

Nachdem wir aber alle ihre Unvollkommenheiten vorausgeschickt haben, nach Art kluger Mütter, die mehr von den Fehlern als von den Vorzügen ihrer Töchter sprechen um den Widerspruch nicht zu reizen, wollen wir nun der Wahrheit ihr Recht geben, und ihre guten Eigenschaften anerkennen. Sie hatte ein warmes liebevolles Gemüth, Enthusiasmus im Herzen wie im Geiste, eine immer gleiche Laune, und eine gerade, rechtliche Gesinnung; dabei Liebreiz und Anmuth genug um nie den Mangel derselben an sich vermissen zu lassen; bei tüchtigen Gemüthseigenschaften ist dies vollkommen hinreichend. Sie war neunzehn Jahre alt, als sie einst gegen eine Bekannte den Wunsch aussprach sich etwas gründlicher in der Geschichte ihres Vaterlandes umzusehen als es der Schlendrian der gewöhnlichen Lehrmethode mit sich bringt; „kein Geschichtsbuch habe sich gefunden, das seinen Zweck erfüllte, und die Lehrer richteten ihren Vortrag für ein Kind oder für ein Frauenzimmer ein; — unter allen Langweiligkeiten aber sei ihr nichts langweiliger, als wenn ein ohnehin beschränkter Mensch seinen Flug noch hemmen will, um ihn einem noch beschränkteren anzupassen. „Könnt ich einen Lehrer finden," fuhr sie

fort, „der mir viel zumuthete, mich tüchtig anstrengte und mich zum Nachdenken zwänge, so würde ich mich mit Freuden wie ein Schulknabe von ihm zurecht setzen lassen."

„Damit kann ich Dir dienen, erwiederte die Freundin; meine Brüder haben einen höchst ausgezeichneten, der keine Faxen mit ihnen macht, und von so abschreckendem Ernste und so unerbittlicher Strenge ist, wie Du es Dir nur immer wünschen kannst."

Der Vorschlag, sich diesem Mentor anzuvertrauen gefiel Ernestinen ungemein, und es ward verabredet eine Bekanntschaft zu vermitteln; ehe wir aber zu derselben gelangen, müssen wir den Ursprung jenes Empfohlenen in einer dunklen Werkstatt aufsuchen.

Wilhelm Karbeck war der Sohn eines Handwerkers; auch er war ohne Mutter erzogen. Seines Vaters kleine Werkstatt befand sich in einem Hause, das von den verschiedenartigsten Individuen und Familien bewohnt wurde, wie Nestroy es in seinem trefflichen Lustspiel, „erster Stock und ebne Erde" so ergreifend wahr abgezeichnet hat; fast ein jedes Gebäude einer großen Stadt könnte Stoff zu einem ähnlichen Sittengemälde geben; das, wovon wir sprechen,

umfaßte alle Stände, von der Herrschaft an, der der Thürhüter angehörte, bis zum armen Handwerksmann unter dem Boden und im Erdgeschosse; wie billig, nahm der bescheidene Mittelstand die Wohnungen ein, die weder prunkhaft noch elend waren. Zwei Zimmer, die nach dem Hofe gingen, gehörten einem Musiker an, der mancherlei Knaben im Klavierspielen Unterricht gab, die zu gewissen Stunden zu ihm kamen.

Oft hörte Wilhelm im Sommer, wenn die Fenster offen standen, wundervolle Melodieen von oben herunterschallen, die ihm die Arbeit versüßten, die er widerwillig, aber nicht widerspenstig für den Vater verrichten mußte. Besonders war einer unter den Knaben, der obwohl klein von Gestalt dem Kinde in der Werkstatt als ein großer Mensch erschien, und der vielleicht jezt einer der vielen Virtuosen ist, die Deutschland aufzuweisen hat. Er freute sich lange vorher auf die regelmäßig wiederkehrende Stunde, die wie Poesie in sein dunkles Leben herunter klang. War das Wetter kalt und trübe, so war der Tag für ihn ohne Freude, denn dann waren des Meisters Doppelfenster zu, und der Vater sperrte sein einfaches; — des Sonntags erfreute es ihn auch, den Fugen und Phantasieen zu-

zuhören, die des alten Herrn Gottesdienst zu sein schienen, und die dem kleinen Wilhelm lieber waren als seine Kinderspiele, zu denen er dann wohl Zeit hatte. Endlich kam der Winter, und die Fenster blieben immer zugeschlossen; zwar blickten nun Hyazinthen von oben herab die ihm wohl auch Freude machten, aber er konnte sich nicht darein finden, keine Musik mehr zu hören.

Die Werktage gab es kein Mittel, aber am Sonntage schlich er sich, wenn der Pförtner links sah, rechts die Treppe hinauf und lehnte sich an die Thüre des Meisters, wo er Alles, was gespielt wurde, so deutlich hörte als stehe er im Zimmer.

Lange Zeit blieb dieser heimliche Genuß unentdekt. Die eintretende Kälte störte den Knaben nicht, und er war glücklich auf seinem Posten; da fühlte er sich eines Tages von hinten unsanft ergriffen und zu seinem unbeschreiblichen Schreken durch einen raschen Stoß mitten in das Wohnzimmer des Herrn Frisch versezt. Die strenge Hand, die ihn so schnell aus dem Reich der Träume vor der Thüre, in das Reich der Erfüllung versezt hatte, gehörte der Köchin und Haushälterin des Herrn Frisch, welche die Ungezogenheit

des fremden Buben, den sie schon oft auf derselben Stelle lauernd bemerkt hatte, mit einem Male zu heilen beabsichtigte. Sie kannte ihres Brodherrn energische Handlungsweise, und ahnte die schnelle Justiz, die er ausüben würde. Auch Wilhelm hegte ähnliche Erwartungen, denn er hatte schon oft für seinen kleinen Liebling gezittert, wenn er des Meisters donnernde Stimme beim geringsten Fehlgriff vernahm. Es malte sich ein zorniges, maßloses Staunen auf Frisch's Gesicht bei dem Auftritt, der sich zutrug. Die Haushälterin schrie das Verbrechen des Delinquenten mit aller Geläufigkeit eines erboßten Weibes heraus. Herr Frisch war ein großer, dicker Mann, mit blondem Haare, und ziemlich regelmäßigem, aber durch Fett und Alter schon entstelltem Gesichte. Als er in stillem Zorn mit seiner gewaltigen Baßstimme den armen Wilhelm um eine Erklärung anging, glaubte dieser, es werde eine heiße Stunde für ihn werden; das Bewußtsein aber nichts Böses gethan zu haben gab ihm Muth und er antwortete gefaßt mit der Erklärung des Vorfalls.

„Wohnst denn du im Hofe?" donnerte Herr Frisch.

„Mein Vater hat seine Werkstatt zu ebener Erde,“ — antwortete Wilhelm. —

„Dein Vater hat seine Werkstatt zu ebener Erde?“ schrie ihn Frisch an, als ob's etwas Unerlaubtes wäre.

„Und da hab' ich Sie den ganzen Sommer so schön spielen hören, daß ich gar nicht geglaubt hätte daß es möglich wäre —“ fuhr Wilhelm fort. —

„Nun, dein Vater hat seine Werkstatt zur ebnen Erde,“ sagte Frisch, wie Jemand, der die Sache ruhiger überlegt. —

„Und im Winter, erzählte Wilhelm weiter, machten Sie die Fenster zu, da ging ich aber an ihre Thüre und hörte zu, denn ich meinte, ich könnte nicht mehr ohne die Musik leben.“

„Nun, sagte Frisch ganz besänftigt, dein Vater hat seine Werkstatt zur ebner Erde, und da gehörst du gewissermassen ins Haus, und es hat weiter nicht viel auf sich. — Margareth, sie kann gehen, sagte Herr Frisch seiner Köchin, die nichts weniger geahnt hatte, als den Ausgang dieser Sache.

„Hast du schon einmal andere Musik gehört als die bei mir? fragte er Wilhelm.

„Blos auf der Wache, und in der Kirche," antwortete dieser.

„Also der italienische Klingklang hat dir noch nicht die Ohren gekizelt?"

„Wilhelm sah ihn treuherzig an, und wußte nicht was er meinte, da er aber eine Antwort zu erwarten schien, so sagte er: „ich glaube nicht!" —

Frisch rieb sich die Hände, ging vergnügt im Zimmer auf und ab, und sagte auf einmal wieder mit Stentorstimme: „Nun marschire! — und morgen komm' wieder!" sezte er hinzu; „aber du brauchst nicht vor der Thüre zu bleiben, du kannst ins Zimmer kommen!"

Wilhelm ging in der Seele froh hinunter und am andern Tage, als er den Schüler kommen sah, wieder hinauf.

Frisch wies ihm einen Stuhl am Fenster an und sezte eine Tasse Kaffee und ein Stük Kuchen mit herrischer Geberde vor ihm hin, als sollte sich Wilhelm nicht etwa unterstehen nicht zu essen. Er war erfreut über die Erfrischung und über die Musik.

Es wurden zwei Stüke gespielt — eine Beethovensche Sonate, und schwere halsbrecherische Variationen.

Frisch fragte ihn, welches ihm besser gefiel; — er nannte unbedenklich das erste. Frisch sagte blos: „Komm' morgen wieder!"

So ging's Tag für Tag; die Tasse Kaffee fehlte zum großen Verdruß Margarethens auch nie, und Wilhelms Vater war die Auszeichnung, die seinem Sohne widerfuhr, erfreulich, und er ließ ihn gern bei dem alten Herrn.

Nach ein Paar Wochen fragte ihn Frisch: „Was hast du bisher gelernt?"

Wilhelm erwiederte: „Wenig, mein Vater hat die Mittel nicht, aber lesen und schreiben kann ich doch."

„Ich will dir Lektionen geben, sagte Frisch, dreimal die Woche, und wenn ich nicht zu Hause bin, so kannst du dich auf meinem Klaviere üben!"

Wilhelms Augen strahlten vor Freude, da er aber von zurükhaltender Natur war, so antwortete er nur: „Ich will fleißig sein!" Es war auch genug und irgend ein Ausdruk der Dankbarkeit hätte Frisch verdrossen.

Den andern Morgen kam er; Frisch hieß ihn sich ans Klavier sezen und irgend einen Ton anschlagen

— aber kaum hatte er dies gethan, als er ihn heftig bei Seite schob und nach warmem Wasser rief. Margarethe brachte es brummend herein — er nahm ein Stük Seife zur Hand, wusch ihm die Hände und beschnitt ihm die Nägel, und sagte feierlich:

„So kommst du jeden Tag — reinlich vom Kopf bis zu den Zehen, und besonders bis zu den Fingerspizen; die Nägel so zugestuzt daß sie nicht auf dem Instrumente klappern, und wieder nicht so kurz, daß man meinte du hättest sie dir abgerissen oder gar gebissen. Ist es anders wie ich es sage, so schick ich dich wieder fort.“

Frisch unterrichtete vortrefflich; Wilhelm faßte schnell und begierig. — Ihm war noch im Leben nichts so ergözlich gewesen, als von einem Meister ganz allein zurecht gewiesen zu werden und seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Denn ein junger Rothschild, der ihm einen Dukaten für die Stunde bezahlt hätte, wäre von Frisch nicht eifriger beachtet worden, als sein armer Bube, dem er gewöhnlich noch etwas zu essen in den Kauf gab; ja dieser war binnen Kurzem sein erklärter Liebling; er liebte in ihm weniger sein nicht gewöhnliches musikalisches Talent als den Ernst,

mit dem er überhaupt lernte. Was Frisch ihm sagte merkte er sich und wußte es anzuwenden; er beschloß ihn in die Schule zu schicken, ihn Latein und Mathematik lernen zu lassen, und mit der Zeit einen tüchtigen Mann aus ihm zu machen. Wilhelms Vater willigte freudig ein, und so war er an einem Wendepunkte seines Lebens angekommen.

Frisch hatte selbst nichts, als den Ertrag von seines Tages Mühen, und war auch gar nicht was man gewöhnlich einen guten Mann nennt; er zankte und tobte oft unerhört, und wies manchen Bettler mit einer unsanften Weisung von seiner Thüre; — aber Wilhelm hatte, troz einem wenig gewinnenden Aeußern, auf's erste Mal den Weg zu seinem Herzen gefunden, und bei näherer Bekanntschaft durch seinen Fleiß, seine Wißbegierde, die Tüchtigkeit seines Wesens, und die drollige Gleichgiltigkeit, mit der er seine leidenschaftlichen Ausbrüche des Mißfallens aufnahm — behauptet. Manchmal ging er mit ihm in den großen Garten vor der Stadt und machte ihm ein Sonntagsvergnügen. Frisch hinkte etwas, und ging dann gewöhnlich, seine stattliche Gestalt auf einen goldbeknopften Stock gestüzt, eine lange goldene Uhrkette

mit schwerem Petschaft an der Seite ein Paar Schritte voraus, und Wilhelm bescheiden in seinem gewendeten fadenscheinigen Jäckchen, die abgetragene Mütze auf dem Kopfe, hinterher. Wenn sie aber an ein Carousel kamen stand Frisch still, bis Wilhelm ihm zur Seite war und sagte dann: „setze dich auf, Junge!" und wenn dieser dann auf dem hölzernen Pferde vor ihm vorbeischoß, dann konnte Frisch recht gutmüthig lächeln und sich des Vergnügens freuen, das der Kleine genoß. Dann wurde eine einfache Erfrischung genommen und man ging nach Hause.

Aus diesem Verkehr bildete sich eine tiefe Anhänglichkeit des Knaben für seinen Gönner, uud auf der Seite des lezteren ein Bedürfniß demselben Gutes zu thun; — worin beide ihr Glük fanden.

Die Folgen dieses Verhältnisses waren für Wilhelm unberechenbar, indem es die erste Grundlage zur Bildung in ein nach Kenntnissen dürstendes Gemüth legten, dem ein tüchtiger Vorstand zu Hülfe kam. Wilhelm faßte so rasch und so sicher, daß er in wenigen Jahren alles Versäumte nachgeholt hatte und mehr lernte, als viele vom Schikfale Begünstigte in dreimal so langer Zeit; und Frisch, ein armer Kla-

vierlehrer, hatte mit geringen Mitteln ein Menschenleben gehoben und auf eine Stufe gestellt, die die erste zu jedem erdenklichen Ziele ist; weiter aber konnte er seinen Schützling nicht fördern, denn eine Veränderung in dessen Schiksalen entrükte ihn plözlich seiner Sorge.

Wilhelms Vater konnte sich nur spärlich in der großen, mit Arbeitern überfüllten Stadt nähren, und nahm daher einen Vorschlag, den ihm der Bruder seiner verstorbenen Frau machte, zu ihm in eine weit entlegene Provinz zu ziehen, mit Freuden an. Er verkaufte was er besaß und ging einem neuen Loose entgegen. Wilhelm trennte sich mit tiefem Schmerze von seinem Lehrer und Wohlthäter. Dieser sagte ihm: „Gottes Segen komme überall über ihn, und sein Sonnenstrahl treffe sein Haupt, so gut hier wie dort! Er solle sich ordentlich halten — die Hände pflegen, und wenn er ihn einst wiedersehen sollte, so würden ihm diese gleich seine ganze Lebensgeschichte deutlich machen.“

„Wenn du eine italienische Arie hörst, mein Sohn, so halte dir die Ohren zu, und wenn du ein Stük von Mozart hörst, so sperre sie weit auf. — Wende

dies auf dein ganzes Leben an; folge nie dem Scheine, sondern immer der Wahrheit; — sei nie vorlaut, aber auch nie zu bescheiden — hast du dir einmal etwas vorgenommen, so scheue kein Opfer um es zu erreichen — aber eh' du dir es vornimmst, erwäge wohl, ob das Opfer nicht größer ist als der Gewinn, und dann stehe davon ab. — Dadurch daß man sich unnützer Weise anstrengt, versplittert man seine Kräfte, — dadurch daß man's gar nicht thut, ertödtet man sie. Hast du dir einmal eine Lebensbahn verzeichnet, so verfolge sie, und sei sie noch so gering, und laß dich niemals von einer verblenden, die dir leichter und gewinnreicher erscheint. Die Franzosen haben darüber ein vortreffliches Sprichwort; sie sagen: „Das Bessere ist der Feind des Guten" — hast du etwas für gut erkannt, so wolle es nicht noch besser machen. — Gott der Herr selbst, als er gesehen hatte, daß Alles gut war — ließ es dabei bewenden, und doch ist auf der Erde mancherlei, was einen weniger Weisen verführen konnte es besser machen zu wollen." —

Hiemit drükte er Wilhelm einen holländischen Dukaten in die Hand, die er ihm zum Abschied herzlich schüttelte.

Es war ein rauher Herbstmorgen, als Wilhelm und sein Vater mit einem Fuhrmann, der sie für ein Geringes mitnahm die Wanderschaft antraten. Wohl fiel dem nun 14 jährigen Jünglinge der Gedanke ein, ob all dieser Trennungsschmerz durch das Ziel was man zu erreichen strebte aufgewogen würde, aber er konnte nicht verlangen, daß sein Vater den Vorschriften seines alten Lehrers folgte, und ihm lag es ob gehorsam zu thun, was ihm geheißen ward. Es stand ihm aber noch Schlimmeres bevor. Am zweiten Tage schon fühlte sich der Vater Karbeck unwohl; Wilhelm suchte es ihm im Wagen und in den Wirthshäusern so bequem als möglich zu machen; es ward aber nicht besser, und des Sohnes Angst wuchs mit jedem Tage, da sich der Kranke mühsam weiter schleppte. Endlich kamen sie doch ihrem Bestimmungsorte ganz nahe. Im letzten Nachtquartiere aber war an kein Weiterkommen zu denken; ihre Paar Sachen wurden abgeladen und der Fuhrmann zog seines Weges, nachdem er noch mitleidig versprochen hatte den Mutterbruder von der Lage der Dinge zu unterrichten. Wilhelm weinte bitterlich am Bette des Sterbenden in der kleinen Kammer, die ihm die Wirthsleute gut und be-

quem eingerichtet hatten. Es ward zum Arzte, endlich zum Geistlichen geschikt, der mehr als jener ausrichtete, indem er den Leidenden zu einem sanften Tode vorbereitete, der eines Tages unerwartet schnell erfolgte. —

Unser liebenswürdiger alemanischer Hebel hat sich einst in einer ähnlichen Lage befunden, und erzählt uns mit nachahmungswerther Aufrichtigkeit, daß er mitten im wahrhaften Schmerz um die auf der Reise gestorbene Mutter doch nicht wenig an die tragische Wirkung dachte, die er, im Heimatsdorfe mit der verhüllten Leiche einziehend, nothwendig hervorbringen mußte. Es ist dies einer der interessanten Blicke, die uns ein edler Mann in sein Inneres hat thun lassen. Es gibt Menschen, die bei dem wärmsten Antheil an Andrer Wohl, bei der regsten Mühe sich selbst zu vervollkommnen, bei der reinsten Frömmigkeit doch gewissermaßen sich selbst immer auf die Bühne stellen und das eigne Ich als ein romanhaftes Wesen betrachten, dessen Gebahren ihnen eine Art von objektivem Interesse einflößt. Solche können höchst edle Menschen sein, aber r e i n e Naturen sind sie nicht; dennoch war Hebel der naivste D i c h t e r unserer Li-

teratur; aber das einzige hier angeführte Beispiel beweist daß diese Naivität — wenn das Wort mit Unbewußtheit ungefähr synonym ist — nicht in seinem Charakter lag; sondern daß er sie durch den Verstand in seine Dichtungen zu übertragen wußte, mit dem er richtig das Natürliche vom Unnatürlichen sonderte und das erste als den einzigen Leitfaden seiner Poesie annahm. Obgleich nun in dem Unbewußten mehr Poesie ist, so sind doch die Bewußten im Leben die uneigennüzigern, angenehmern Leute; — denn wer sich selbst immer beobachtet, bemerkt auch jede unschöne Bewegung des Körpers wie der Farben und sucht sie abzustellen, während der Unbewußte unbekümmert um den Effekt, oder vielmehr ihn nicht ahnend — manchmal widerwärtig werden kann, aber auch jenen namenlosen Reiz um sich verbreitet, der Kindern eigen ist ehe sie zum Gefühl der Eitelkeit erwachen. Man verzeihe diese Abschweifung, die einer ähnlichen Lage, aber einem ganz verschiedenen Menschen galt, und kehre willig zu unserem Wilhelm zurück, der seinen Schmerz nur als Schmerz aufnahm, und keinen Nebengedanken dabei zu fassen vermochte.

Es gibt nichts Ergreifenderes, als eine junge Seele

leiden zu sehen — die Alten möchten es mit tausend Freuden auf sich nehmen um nur das junge Gemüth zu entlasten; daher waren auch die Wirthsleute höchst gütig gegen Wilhelm, nahmen nur von ihm was sie wirklich ausgelegt hatten als er ihren Vorschlag bei ihnen zu bleiben abgelehnt, und so zog er mit halbgebrochenem Herzen, doch ohne Trauerkleider zu Fuß dem Wohnorte des Oheims zu. Dieser, ebenfalls ein Handwerker, hatte das harte Geschick des armen Knaben mit Theilnahme gehört und nahm ihn für die erste Zeit bei sich auf; als er aber seines Hanges zum Lernen und der hübschen Kenntnisse, die Wilhelm schon besaß, inne ward, fühlte er wohl, daß er nicht zum Lehrbuben geschaffen war und nach einigen vergebenen Versuchen gelang es ihm wirklich ihn bei einem Vetter, der in der nahen Universitätsstadt Schullehrer war, halb als Pflegesohn, halb als Diener unterzubringen. Dort durfte Wilhelm den Unterricht, in dem sein Verwandter sich nicht untüchtig erwies mitgenießen. Dies versöhnte ihn mit seiner sonst schweren Stellung, denn der Vetter war anfangs weder freundlich gegen ihn, noch überhaupt von liebenswerther Gemüthsart, und Wilhelm fühlte jeden Tag

wie einsam er in der Welt stehe. Bald aber wußte er sich dennoch des Mannes Wohlwollen durch seinen unermüdeten Fleiß zu gewinnen; er mußte meistentheils abschreiben, sowohl Noten als Schriften, und aß auf diese Art sein tägliches Brod ohne das drückende Gefühl, von Almosen zu leben.

Wie Wilhelm, so hat sich mancher charakterfeste junge Mann durch die Welt geholfen. Was dem verzärtelten Kinde des Luxus eine Unmöglichkeit scheint, erringt der treue Eifer und der mäßige, genügsame Sinn. Franklin hat scherzend gesagt „Genug heißt etwas mehr haben als man hat.“ — Aber es ist auch wahr, daß genug haben — etwas weniger brauchen heißt als man sich verdienen kann. — Wilhelm fand Mittel seinen Dukaten des alten Frisch ungewechselt in seinem Geldbeutel zu behalten. Wenn er manchen Tag auch kaum genug hatte um zu Mittag zu essen, so dünkte er sich reich, so lange dieser Nothpfennig unangetastet blieb. Sein Fleiß ward von den Professoren bemerkt, und seiner Zeit durch unentgeldliche Collegien, Freitische, und alle jene kleinen Hülfsleistungen belohnt, die armen Studenten gern zugewendet werden. Es war eine Zeit der Ent-

haltsamkeit auf den Universitäten — die Burschenschaft war in höchster Blüthe — sich abzuhärten Mode; viele reiche junge Leute erlaubten sich aus Grundsatz nicht mehr Lebensgenüsse, als die armen sich gewähren konnten. Es wurden Reisen gemacht, die gegen die häusliche Lebensweise noch eine Ersparniß waren, denn die eigenen Füße waren das Beförderungsmittel, — gastliche Turner die Wirthe, und das graulein-wandene Kleid das Gewand in dem sich ein Jeder erblicken lassen durfte. — Karbeck lernte tüchtig während seiner Studienzeit. Als er zum Doctor promovirt hatte, und nicht wußte wohin sein Haupt zu legen, traf es sich, daß ein großer Gelehrter nach Rom reiste und einen befreundeten Professor um einen jungen Mann, den er als Sekretär mit Nutzen zur Begleitung wählen könnte, fragte. Der Professor sagte ihm viel Rühmliches von Karbecks Fleiß und gutem Wandel und richtete es so ein, daß der Gelehrte denselben bei ihm kennen lernen konnte. Dieser ging zur bestimmten Stunde hin und fand einen etwas schüchternen, wortkargen Jüngling, mit einer bedeutenden Stirn, und treuen Augen. Er knüpfte ein Gespräch mit ihm an, das den guten Eindruck vollendete. Der gute Herr war

von ihm begeistert; er hätte es auch vielleicht sein können, wenn gar nichts hinter dieser denkenden Stirn und diesen ehrlichen Augen gewesen wäre, denn nichts ist leichter, als einen wahrhaft ausgezeichneten Mann zu täuschen, ja, er täuscht sich ganz ohne Nachhülfe, auf eigene Hand, blos durch den Wunsch etwas Ausgezeichnetes zu finden; denn dadurch unterscheiden sich bedeutende Charaktere von den Alltagsmenschen, daß diese Alles herab — jene Alles heraufzuziehen streben.

In einem Monate war Karbeck frei, und auf dem Wege nach Rom. Troz seiner Sehnsucht nach seiner Vaterstadt hatte er sich nicht einen Augenblik besonnen einen Antrag dieser Art anzunehmen, der ihn nicht nur aller Sorgen für seine Existenz enthob, sondern ihm auch unermeßliche Vortheile für seine Ausbildung darbot. — Bald hing er mit derselben heimlichen Schwärmerei an seinem alten Geheimrath, mit der er einst an Frisch gehangen hatte. Zwar war sein Gönner verheirathet, doch lebte seine Familie am nördlichsten Ende von Deutschland. Da er nun das Bedürfniß sich an Jemand anzuschließen wie ein guter Ehemann und Hausvater empfand, so trug er seine Zuneigung auf Karbeck über und widmete ihm alle

Liebe, die er den Wissenschaften absparen konnte. Doch zwang ihn unser Freund nicht diese beiden Gefühle zu trennen, denn er selbst hatte den Durst des Wissens in kaum minderem Grade, als sein Gönner, der ihm alle Hülfsmittel reichlich an die Hand gab um diesen Durst zu stillen. Die Leidenschaft zum Studium ist gewiß die dankbarste von allen; sie schikt sich für jedes Alter, wird nie erschöpft und durch das kleinste Resultat befriedigt. Eine Frau, die ihren zärtlich geliebten Mann verlor, lernte griechisch und fand bald, daß das Studium sie nachhaltiger tröstete, als der Umgang mit den Menschen.

Der Geheimrath, mit dem Karbeck reiste, war der größte Archäolog seiner Zeit, unablässig bemüht alle Illusionen der Geschichte auf ihr Nichts zurükzuführen und ein Gebäude der Wahrheit aufzubauen. Seine neuen Theorien waren nicht minder erhaben und belehrend, aber alles Frühere mit unerbittlichem Messer beschneidend, oder mit scharfer Leuchte der Nacht entreissend. Man erzählt von ihm, daß er und ein nicht minder berühmter Landsmann ihrem Könige zu gleicher Zeit als Führer dienten, als er in Rom war — und wenn der Eine mit poetischer Beredsamkeit die

Thaten schilderte, die auf diesem und jenem Schauplatze auf dem sie sich eben befanden, geschehen waren und unser Geheimrath mit seinem „Längst widerlegt" den Anhänger der poetischen Sage zur Verzweiflung brachte; war dem gutmüthigen Monarchen manche Geduldsprobe auferlegt.

In solcher Schule war Karbeck, und für seine Gattung von Verstand konnte es keine vortheilhaftere geben. Für die einschmeichelnde, oberflächliche Seite der Wissenschaft hatte er keinen Geschmak; aber einen anerkannten Satz verjährter Wahrheit herauszusuchen — zu zergliedern, von allen seinen Beweisgründen loszureißen, ihn gleichsam zu zernichten, und dann auf andere Grundlagen wieder aufzubauen und in verjüngter Gestalt hinzustellen, das war eine fast überirdische Freude für ihn, die wochenlang nachhielt. Daher brachte er von seinem mehrjährigen Aufenthalte in Rom nicht, wie junge Leute zu thun pflegen, einige sterile gesellschaftliche Erinnerungen, einige Theaterreminiszenzen, und ein Paar Guachezeichnungen vom Pantheon und St. Peter zurück, sondern eine reiche Ernte von Kunstansichten, von Wissenschaft, und einen leichten Blick in die Vergangenheit. Aber ein Welt-

mann ward er in Rom nicht; er blieb stumm und wortkarg vor Leuten, und wenn in einigen Wenigen sich jede mit ihm verlebte Stunde zu einer Erinnerung gestaltete, so konnten Andere nicht begreifen was man an ihm fände; sein Gesicht mit dicht an einander gedrängten Zügen, und tief liegenden Augen gewann nur Anmuth, wenn es eine innere Erregung erleuchtete, und eine schwerfällige Sprache kam in leichten Fluß, und steigerte sich zu hinreißender Beredsamkeit, wenn er von einem Gegenstande durchdrungen ward und er solchen einem ebenbürtigen Verstande gegenüber erörterte.

Daß Menschen dieser Art einen starken Zauber ausüben, wird ein jeder von uns erfahren haben; man fühlt sich geschmeichelt, wenn man im Stande ist die Schranke zu heben die eine solche Intelligenz einengt. Die mittheilenden Menschen sind sehr im Nachtheil gegen die Schweigsamen; die Gefälligen, die sich immer aufopfern, sehr gegen die Egoisten, die Alles an sich kommen lassen, und nie etwas für Jemanden thun. Je hübscher und lieber Einer spricht, desto mehr soll er sprechen; je mehr Einer thut, desto mehr soll er thun. Einem heitern Tage nimmt man jedes Wölkchen übel — einem Regentage bringt man jeden

Sonnenblick in dankbare Rechnung. Wären die Menschen daher sich ihres Vortheils bewußt und im Stande nach einer Berechnung zu handeln, so würden sie Alle Egoisten sein; aber die Natur ist stärker als die Berechnung, und auf die Länge vermag Niemand zu täuschen — wie ganz in der Nähe betrachtet Niemand sein Alter verläugnen kann — und so kommt es, daß (wie Brentano eben so drollig als treffend sagt), einige Menschen da stehen, wie der Schnepper über der Aderlaß — immer bereit beizustehen, Gefälligkeiten zu erweisen, sich aufzuopfern — weil sie's eben nicht anders können, während Andere verschlossen und selbstsüchtig Alles empfangen, was Jene geben. Beide folgen eben ihrer Natur — Jene erndten Undank, Diese Bewunderung.

Fünf Jahre dauerte das Leben in Rom, als des Geheimraths Tod Karbeck auf einmal wie ein Schlag aus blauem Himmel traf, und ihn nicht nur tief ins Herz schnitt, sondern ihn auch aus seinen erwünschten Verhältnissen heraus riß. Sein erster Gedanke zog ihn nach seiner Vaterstadt, wo ihn sein bisheriges Leben wohl zu der Hoffnung auf eine Anstellung berechtigte; doch ward ihm von Seiten einer gelehrten Gesellschaft

der Antrag gemacht gewisse unbestimmte Angaben über orientalische Ueberreste an Ort und Stelle festzusezen, daher ging sein Weg, statt nach Deutschland zurück, nach Kleinasien.

Sein Aufenthalt dort verlängerte sich wieder in die Jahre, die seinen Ruf erhöhten und ihn zu einem geachteten Gelehrten machten. Er durfte jetzt hoffen daheim mit Auszeichnung aufgenommen zu werden, und nicht zu lange auf einen seiner würdigen Wirkungskreis warten zu müssen — daher trat er den Weg in das geliebte Vaterland an, und als er die Thürme seiner Geburtsstadt von Weitem erblickte, mußte er, der ungern zu Täuschungen seine Zuflucht nahm doch einen gewaltigen Husten vorschieben, um die Rührung zu verbergen, die ihm in die Augen stieg.

Er hatte sich ein Sümmchen gespart, das ihn vor augenblicklicher Verlegenheit sicherte, und hoffte für die Zukunft auf seine Anstrengungen. Man nahm ihn auch äußerst freundlich auf — der Minister ließ ihn zu sich kommen, und hatte eine dreiviertelstundenlange Unterredung mit ihm — über alle Ruinen und Inschriften der Welt, wobei er sich als Mann von Geschmack und Kenntnissen bewährte; übrigens gab er

ihm nichts als entfernte Hoffnungen mit, mit denen Karbeck sich begnügen mußte, bis sie sich in Erfüllung umgestalten würden; — er suchte und fand unterdessen einige Privatstunden, die seine geringen Bedürfnisse vor der Hand deckten.

Jede bedeutende Individualität schafft sich Anerkennung, in welch bescheidener Stellung sie sich auch befinde, und so ward er in den Häusern, wo er Unterricht gab, bald geachtet und beliebt und oft als Freund betrachtet. Durch die natürlichste Fügung ward er Ernestinens Lehrer in der Geschichte; ihr Vater, der die Wissenschaften liebte, zählte es bald zu seinen größten Genüssen, eine Stunde mit dem geistreichen Manne zu disputiren, und so ward er in kurzer Zeit ein unentbehrlicher Gast des Hauses.

Man kann sich denken, daß Karbecks erstes Geschäft war, sobald er sich in seiner kleinen Wohnung eingerichtet hatte, deren einziger Luxus in einem guten Instrumente bestand — den alten Wohlthäter seiner Jugend aufzusuchen; aber alle Nachfragen blieben vergebens. Auf der Polizei nannte man ihm mehrere Leute dieses Namens, aber es war kein Klavierlehrer darunter, und er mußte zuletzt glauben, daß der vor

einem Jahrzehend schon alte Mann gestorben sei; indessen nahm er sich vor nicht eher zu ruhen, als bis er auch hierüber Gewißheit erlangt habe. — Das Ungefähr löste endlich seine Zweifel auf eine Weise, die ihn schmerzlich berührte: ein Pfarrer, mit dem er in wissenschaftlicher Berührung war erzählte ihm, ohne von dem Antheil, den Karbeck an der Sache nehmen könnte zu wissen, daß der früher so geachtete Klavierlehrer Frisch in einem Armenhause der Vorstadt sein Leben beschließe. Karbeck gedachte der vielen reichen Familien deren Kinder seine Schüler gewesen waren, und die Welt erschien ihm ungeheuer kalt und selbstsüchtig — er hatte keine Ruhe, bis er am andern Morgen in aller Früh, troß einem feinen Staubregen auf dem Wege zur Vorstadt war. Erst nach langem Hin- und Herfragen fand er sich zurecht; die nächsten Nachbarn wußten nicht, daß ein Armenhaus in der Nähe sei. — Es ist dies der fürchterliche Egoismus großer Städte — wo Keiner sich um den Andern bekümmert — wo man aus dem Nebenhause eine Leiche tragen sieht, ohne zu fragen wer begraben wird. — Endlich trat er durch ein Einfahrtsthor in einen Garten, der aber noch kahl war, und dessen schlüpfrige

Wege und wenig gepflegte Beete eben nicht einladend aussahen. Eine Art Thürhüter, den er nach Herrn Frisch fragte, antwortete ihm ziemlich mürrisch, Frisch sei in seinem Zimmer, an dessen Eingangsthür er ihn geleitete. Die Weglassung des Wörtchens „Herr" durchfuhr Karbeck wie eine Beleidigung, ihn, der sonst wenig von Ceremonien wußte. Er trat in ein kleines, reinliches, weißgetünchtes Zimmer mit zwei Betten, die trotz der frühen Tagesstunde aufgemacht waren. Zwischen den Betten standen zwei hölzerne Truhen, und in jedem der beiden Fenster ein Tisch mit einem ungepolstertem Stuhle. Es saß nur einer der Bewohner im Zimmer, und wie Karbeck auf den ersten Blick erkannte, war es der Gesuchte.

Er blätterte in einer Naturgeschichte und hatte eben die Abbildung eines Schmetterlings vor sich, die er aufmerksam betrachtete.

„Hier kommt Besuch,„ sagte der Thürsteher, und verließ das Zimmer.

Karbeck schwoll das Herz als er die Umgebungen mit einem Blicke musterte; der dicke Stock stand in der Ecke, aber ohne goldenen Knopf — und wie er an das frühere Wohnzimmer seines Lehrers dachte,

das ihm damals prächtig erschienen war, und auf diese weißen Wände sah, die nichts als das nackte Obdach gewährten, da ward es ihm auf einmal klar, wie der Luxus einem gebildeten Menschen zur Nothwendigkeit gereiche, und wie das Leben ohne alle Zierrath desselben, fast mit Grabesschauer umgeben sei. — Frisch sah den Eintretenden verwundert, aber sanft an — wie hatte er früher anders geblickt, wenn Karbeck fehl griff; welche Schrecken waren aus diesem, jetzt so friedlichen Auge ausgegangen

Karbeck ermannte sich, und sagte:

„Sie sehen in mir einen alten Bekannten, Herr Frisch, der Ihnen unaussprechlich viel Dank schuldig ist, und es nie vergessen konnte. Nur die Unmöglichkeit zu erfahren wo Sie wohnten hat mich so lange abgehalten Sie zu besuchen!

Frisch sah ihn aufmerksam an, aber es war natürlich, daß er ihn nicht erkannte.

„Ich will Ihre Neugierde nicht spannen," fuhr Karbeck fort — „ich heiße Wilhelm Karbeck und bin Ihr alter, Ihnen tiefverpflichteter Schüler."

Frisch's Gesicht unterlag einer gänzlichen Veränderung; eine hohe Röthe durchflammte seine Stirn

aber es war nicht die Scham, die sie hervorrief, sondern die lebhafteste Rührung. Während er beide Hände nach dem Besucher ausstreckte, traten ihm die Thränen in die Augen. Eine Zeit lang sprachen sie beide kein Wort; endlich sagte Frisch — „da hätten wir ja Rollen getauscht. Als wir uns trennten, waren Sie der Bedürftige, und jetzt lebe ich von Mildthätigkeit als armer Hospitant! Nun Gottlob, daß es Ihnen erträglich ging — denn, setzte er hinzu — die Rührung durch einen Scherz unterdrückend — daß dies der Fall war seh' ich an Ihren hübschen weißen Händen."

Karbeck sagte — „Sie sollen selbst urtheilen wie ich alles Gute was mir geworden ist, dem ersten Unterricht verdanke, den Sie mir gegeben haben, so gut als meine cultivirten Hände!"

Darauf theilte er ihm seine Schicksale, die bescheidenen Glücksfälle seines Lebens mit der Genügsamkeit eines Mannes mit, der sich nicht einbildet, daß ihm eben Alles nach Wunsche gehen muß." Er setzte ihn durch die Unbefangenheit, mit der er von seiner eigenen früheren Armuth sprach, in die Stimmung, der seinigen ohne Beschämung zu gedenken, und so

kam es, daß die Mittheilungen der beiden Freunde ohne Bitterkeit und sogar mit Heiterkeit gemacht wurden.

Frisch war ein Klavierlehrer aus der alten Schule, und nicht im Stande, den Riesenschritten der neueren zu folgen. Es gibt in jeder Kunst und Wissenschaft Epochen, wo ein neuer Aufschwung alles früher dagewesene plötzlich vernichtet; wo derjenige, der bis jetzt ein tüchtiger Meister zu sein glaubte, und als solcher betrachtet wurde — über Nacht in Nichts zusammensinkt. In der Musik war ein solcher Zeitpunkt eingetreten, gerade als ein zunehmendes Fußleiden Frisch hinderte an Pünktlichkeit zu ersetzen, was ihm an Genialität abging; er verlor nach und nach alle Lektionen. Die reichen Schüler, die er unterrichtet hatte, waren nicht von der Beschaffenheit, um sich einem Lehrer verpflichtet zu glauben, den sie zur Zeit für seinen Unterricht bezahlt hatten; andere hatten, als Frisch sie zu besuchen aufhörte, ruhig einen Neuen genommen, ohne zu fragen, was aus dem Alten geworden sei; einer fragte dennoch danach, und nachdem er sich von seiner verlassenen Lage überzeugt hatte, verhalf er ihm durch Fürsprache zu der Versorgung, die ihm jetzt Obdach und Speise gab.

„Mir geht auch nichts ab, was eigentlich zum Leben nöthig ist", sagte Frisch „ich bekomme meine Suppe zum Frühstück, Suppe und ein Stück Fleisch zum Mittagsessen und ein Gericht des Abends; zweimal des Jahrs ein Paar Schuhe, und einmal einen Rock und die unentbehrliche Wäsche." Er setzte lächelnd hinzu:

„Daß ich mich früher daran gewöhnt hatte täglich mein Glas Bier zu Mittag zu trinken, war ein unverschämter Luxus, den ich freilich hier lassen muß; — das einzige was mich wirklich drückt ist — mein Schuh! denn der Schuster muß so arbeiten, daß das Paar ein halb Jahr lang aushält, und meine kranken Füße verlangen weiche fürstliche Pantoffeln! Uebrigens glauben Sie mir, mein Freund", fuhr er fort, „es gibt keinen Stand in der Welt, der nicht seine guten Seiten, ja selbst seine Ehre hat. Die guten Seiten, derer ich mich als Hospitant erfreuen kann, beruhen auf der Sicherheit, bis auf mein letztes Stündchen mein Bett, meinen ärztlichen und geistlichen Zuspruch zu haben, und so lang ich lebe meinen Tisch gedeckt zu finden; ich meine dies nur bildlich," schaltete er lächelnd ein, „denn bis zu Armen-Tafelde-

dern haben wir's natürlich noch nicht gebracht. — Nun, mit der Ehre aber verhält es sich so: wer hier eintreten will, muß das Zeugniß eines unbescholtenen Lebens und unverschuldeter Armuth aufweisen können; mit diesen beiden Punkten ist gleichsam der Schande, von Almosen zu leben ihr Stachel genommen. So Mancher genießt einen Reichthum den er durch Wucher und Betrug erworben hat, und würde in diesem Armenhause nicht geduldet werden. Es soll in Rußland eine Medaille geben, die nur nach einer langen Reihe tadelloser Dienstjahre ertheilt wird; der Beamte, der Ansprüche darauf hat, darf nie vor einem Gericht gestanden, nie einen Verweis erhalten haben. Mancher große Herr, dessen Brust mit Orden bedeckt ist — kann diese kleine Medaille nicht erhalten, auf die auch in der Gesellschaft wenig Werth gelegt wird; aber Derjenige der sie hat, betrachtet sie mit gerechtem Stolze — weil es eben so ehrenvoll ist nie eine schlechte — als bei Gelegenheit einmal eine auszeichnende Handlung begangen zu haben; — der Himmel aber hat so gütig mit uns verfügt, daß ein jeder Mensch sein Bischen Ehrgefühl, auch in der unscheinbarsten Lage befriedigen kann: — der sucht's auf einem Throne

jener im Firmament der Ordenssterne — ein Anderer in gesammelten Millionen — und der Klügste — in einem ehrlichen Namen!" —

Während er sprach hatte sich eine nicht zu bezwingende Rührung Karbecks bemächtigt; Frisch sah ihm mit einem schönen, guten Blick in die von Thränen verdunkelten Augen:

„Glauben Sie mir, mein Freund", fuhr er fort, „daß ich es ernstlich meine, wenn ich sage, daß ich nicht unglücklich bin. Hätte ich nie in meinem Leben Jemanden Gutes erwiesen, so könnte mich das Gefühl niederdrücken vom fremden Gute zu zehren — aber Sie selbst sind mir ja ein redender Beweis, daß ich das Geschenk, was ein Todter auf diese Anstalt verwendet hat, wohl annehmen darf. So lange ich es im Stande war, habe ich mit Anstrengung und nach besten Kräften gearbeitet; daß meine Kräfte nicht höher reichten ist nicht meine Schuld, macht mir daher auch keine Schande; daß aber mein besseres Selbst hier einen Schaden erlitten hat, können Sie selbst beurtheilen, wenn Sie daran denken, welch ein rauher, leidenschaftlicher Mann ich war. Ich hatte eine Schule vonnöthen, da ich mit 60 Jahren in der großen

Wissenschaft der Geduld und der Selbstbeherrschung noch ein A. B. C.-Schütz war; hier habe ich Demuth lernen können, und habe mir eine Aussicht in eine bessere Welt geöffnet. Was brauchte es sonst nicht um mich zu erfreuen! Jetzt thut's dies Buch" — er zeigte auf seine Naturgeschichte — „das mir eine unerschöpfliche Quelle von Belehrung ist. Im Anfang hab ich oft darüber gemurrt, daß wir im Sommer unabänderlich um 4 — im Winter um 5 aufstehen müssen; doch haben mir diese ersten Morgenstunden, die ich ohne meinen Willen genießen muß, oft große Freude gewährt, und ich habe das Erwachen der Insekten und Blumendüfte erst in unserem Garten kennen gelernt. Sehen Sie sich in der Welt um: wer sich der herrlichsten Güter des Lebens versichern kann, freut sich deren doch nur in so weit er die Fähigkeit der Freude hat — wer diese aber besitzt, den beglückt das, was auch dem Aermsten zu Gebote steht. Sie kommen aus Welschland und Kleinasien, und meinen nun Sie hätten die Schönheiten und die Merkwürdigkeiten dieser Länder genossen und verarbeitet; ich werde nicht mit unserem Garten fertig, und wenn ich noch 10 Jahre lebe, da graben die Maulwürfe in die Tiefe,

und die Vögel nisten in den Hecken; die Schmetterlinge fliegen und die Raupen spinnen sich ein; — dann schlägt eine jede Pflanze nach ihrer Art aus und setzt mich in immer neues Staunen — wenn sie sich der Sonne zuwendet, und diese ihre Wunder sichtbar an ihr wirkt. Sehen Sie hier dies Wespennest, das ich mir aufbewahrt habe; wie vom feinsten Löschpapier ist diese regelmäßige Kugel gebildet, mit dem zierlichen Schutzdache von seltenem leichtem Gewebe darüber; sehen Sie in die Oeffnung hinein, wo die regelmäßigen Zellen reinlich und mit einer Vollendung gearbeitet sind, die der menschlichen Kunst spottet. Ich sah es auf dem Boden hängen, und wußte nicht was es war, obgleich ich hundertmal in meinem Leben über die Wespen geflucht hatte. Nun lieb' ich sie, seitdem ich ihre Architektur kennen lernte, und so bringt jeder Tag eine neue Freude. Wer kann je mit der Natur fertig werden?"

Karbeck hatte auf Alles dies keine Antwort als: „Sie müssen hier fort! Sie müssen zu mir ziehen! ich verdiene genug für uns beide — meine Aussichten sind durchaus hoffnungsreich, denn ich darf wohl sagen, daß ich etwas Tüchtiges gelernt habe. Vor der Hand

gebe ich Unterricht und kann so viel Lectionen bekommen als ich will; der Gedanke für Sie mit zu arbeiten wird mir jede Anstrengung leicht machen."

Frisch schüttelte ernsthaft mit dem Kopfe: „Auf keinen Fall!" sagte er. „Besuchen Sie mich oft, aber mein Leben will ich hier beschließen; und wenn einer meiner fürstlichen Schüler mir ein Gemach in seinem Hause anweisen wollte, ich bliebe hier. Meine Gewohnheiten sind festgesetzt — mein Umgang ist meines Gleichen. Unter den 12 Greisen, die hier untergebracht sind ist Mancher, mit dem es sich ein Stück philosophiren läßt, und Keiner dem nicht irgend ein Interesse abzugewinnen wäre; wir streben nach einem Ziele, nachdem uns mancher Sturmwind hier zusammengeweht hat. Zuweilen geht einer einmal aus, und sagt uns wie's in der Welt zugeht; da rennen die Geschäftigen an ihm vorüber — die Wagen rasseln durch die Stadt, die Müssiggänger sehen den schönen Mädchen nach, die schönen Mädchen bemerken es. — Heute hängt ein eben vermählter Kronprinz vor dem Bilderladen, morgen ein Sänger oder ein Räuber — und die Welt bleibt sich eben immer gleich, ob man darin lebt oder nicht; — so hat man im Ganzen fast

eben so viel Abwechselung und weniger Lärm in unserer Einsiedelei!" —

„Aber es sieht gar öde hier aus," sagte Karbeck, dem der Sinn für diese verborgenen Vortheile durchaus nicht aufgehen wollte. — „Sie haben nicht einmal ein Klavier, und ich habe eins! darf ich's Ihnen schicken?"

„Bei Leibe nicht," sagte Frisch, „ich müßt' es ja in den Garten stellen — und dann, sehen Sie meine Finger an, sie sind von Gicht geschwollen und ungelenk; aber ich habe mehrere von meinen auserwählten Musikalien mit hergenommen; die ruhen dort in der Truhe, und manchmal lese ich darin. — Das sind meine musikalischen Genüsse! Der arme Beethoven hatte deren nicht mehr." —

„Aber" rief Karbeck aus, „Eines müssen Sie mir nicht abschlagen: lassen Sie mich Ihren Bierlieferanten sein! und trinken Sie jeden Mittag einen Krug auf meine Gesundheit." —

Frisch schlug freudig ein, und sie schieden mit dem herzlichen Versprechen sich oft zu sehen. —

Als Karbeck wieder in sein einfaches Zimmer trat, kam er sich wie ein Mensch vor, der einem unerlaub-

ten Luxus fröhnte; er hätte sich um keinen Preis mehr auf seinen Lehnsessel gesetzt, nachdem er die alten Glieder seines verehrten Lehrers auf barem Holze ruhend wußte; — er beschloß denselben augenblicklich zu ihm zu senden; ein Paar weiche Pantoffeln, und eine Ladung wohlverpfropfter Bierkrüge machten den Karren voll, der seinen Weg nach der Vorstadt nahm; auch schrieb er augenblicklich einen Zettel an den Vorsteher einer Pensionsanstalt, der ihm den Unterricht in seiner Schule angetragen hatte; den Abend vorher hatte er ihm fast verneinend geantwortet, denn seine Ausgaben waren durch die Einnahmen gedeckt; jetzt hatten sich die letzteren vermehrt, und er willigte fröhlichen Herzens in den Vorschlag. Als er dies Geschäft abgemacht hatte, rieb er sich vergnügt die Hände, und ging an sein Tagwerk, ohne sich nur mit einem Gedanken etwas auf seine Handlungsweise zu Gute zu thun.

Sonderbarer Weise aber kam die ganze Angelegenheit vor Ernestinens Ohren. Ein Herr, den ihr Vater genau kannte, war wenige Tage darauf von einer edlen Frau, einer früheren Schülerin des alten Frisch, die zu derselben Zeit seine traurige Lage er-

fahren hatte, beauftragt worden sich nach seinen Umständen zu erkundigen — und hatte ihn im bequemen Stuhle — mit fürstlichen Pantoffeln, wie er's nannte, wohlgemuth wie einen Reichen sitzend gefunden. Der alte Mann theilte diesem Herrn mit offenem Herzen die Begebenheit, die ihm zu dieser Bequemlichkeit verholfen hatte, mit — und dieser fragte nach dem Namen des Gebers — und da er Karbecks Verbindung mit seinem Freund kannte, so erzählte er die Geschichte Ernestinen und ihrem Vater wieder.

Nun hatte Karbecks Erscheinung vom Anfang an einen Eindruck auf Ernestinen gemacht; vielleicht vorzüglich darum, weil er keinem ihrer früheren Bekannten glich; sie fand ihn, obgleich in dunkler Lage — doch würdig in seinem Benehmen; sie hörte ihn, obgleich des Schutzes bedürftig — doch nie einem Höhern schmeicheln; sein Urtheil, wie seine Kenntnisse waren überwiegend, und wenn er sie auch manchmal reich zu Tage förderte, so geschah dies doch nie um zu glänzen, sondern blos um eine Ueberzeugung auszusprechen; — so viel sie auch vergleichen mochte, so war ihr doch nie ein Mann mit so wenig Schwächen vorgekommen. Sie hatte Respekt vor ihm; sie hätte

keine leichtsinnige Aeußerung vor ihm machen mögen, weil sie seinen unbestechlichen Blick fürchtete, und seine Nähe machte sie unwillkührlich besser. Wenn sie etwas Seichtes gelobt hatte, so änderte ein Achselzucken, oder ein Kräuseln seiner Lippe ihr inneres Urtheil — sie zergliederte die Sache noch einmal mit mehr Aufmerksamkeit, und fand immer, daß er recht gehabt hatte. Sein finsterer Blick, wenn sie etwas aussprach, was nach Standesvorurtheilen schmeckte, ließ sie auf einmal eine hellere Ansicht in die natürlichen Verhältnisse der Menschen erlangen, und beschämte sie vor sich selber. Einst entfuhr es ihr in der Lebhaftigkeit zu sagen: „der Baron X. hat den Lehrer seiner Kinder weggejagt.“ — Kaum hatte sie dies Wort gesprochen, so fiel ihr Auge auf Karbeck, der sie so tief mißbilligend ansah, daß die Verwirrung ihres Innern sich deutlich auf ihrem Gesicht malte; er bemerkte es, und sein strenges Auge ward wieder milde — demohngeachtet weinte sie bitterlich, als sie sich in's Bett legte. Einer Jungfrau Bett ist der Altar von dem aus all' ihre Gefühle zum Himmel steigen, und kein bildlicher Volksausdruck ist wahrer, als der, daß ein gutes Gewissen das weichste Pfühl ist; je reiner die

Seele des Menschen ist, desto gewisser folgt ihm der Schatten seiner Thaten auf die Lagerstätte, und da die Jungfrau das Sinnbild der Reinheit ist, so umweben die guten oder schlimmen Regungen des Tages — mögen es Gedanken, Worte oder Werke sein — die letzten Minuten vor ihrem Schlummer mit süßem Frieden, oder mit Thränen der Reue.

Schon seit einiger Zeit war bei Ernestinen diese kurze geistige Wiederholung der Tagesbegebenheiten immer mit Karbecks Bild in Verbindung gewesen; den Abend, nachdem sie seine Geschichte mit Frisch gehört hatte, dachte sie zum ersten Male an ihn allein, bis der Schlaf sie überwältigte. —

Den andern Tag schrieb sie in ihr Tagebuch den schönen Shakespear'schen Vers: „Ich fühle dieses Mannes Glauben mit unsichtbarer, leiser Ueberraschung sich in mein Auge schleichen. — Wohl es sei!" Sie hielt die Feder noch immer in der Hand, und starrte auf die letzten Worte hin: „wohl es sei!" „Was wird der Vater sagen," — rief sie plötzlich aus — und kaum war ihr der Gedanke gekommen, so lief sie zu ihm hinüber, warf sich an sein Herz — und sagte: „Vater — ich liebe!"

Der alte Herr war gewohnt sich des vollen Vertrauens seiner Tochter zu erfreuen — die ohne Mutter erzogen, die Gefühle beider Eltern in dem Herzen ihres Vaters vereint fand. Er war im Anfang erstaunt über die Mittheilung, die natürlich den Ansichten, die er für seine Tochter gehabt hatte den Weg versperrte. Er hatte bis jetzt nicht an die Möglichkeit gedacht sie an einen Mann von Karbecks Stellung zu verheirathen; von der andern Seite aber hatte er sich fest vorgenommen, wenn die Wahl seiner Tochter auf einen Ehrenmann falle, ihr nichts in den Weg zu legen. Sie sah den Kampf in seiner Seele, und sagte ihm: „Ich weiß bis jetzt noch gar nicht, ob ich ihm nur irgend Etwas bin; wenn er mich aber lieben könnte— dann Vater wär' ich arm mit all' meinen Reichthümern, wenn du mich zwängst dieses Herz zurückzuweisen."

„Ich ehre und schätze ihn selbst," sagte der Vater, „und ich will's mir nicht erlauben von meinem Schwiegersohne mehr zu verlangen, als daß er dieß verdiene; mache jetzt nur, daß er dich wieder liebt!" —

Es verging aber ein halbes Jahr nach dieser Erklärung und kein Symptom der Liebe ließ sich in Karbeck entdecken. — Zwar war es denkbar, daß wenn

auch sein Herz voll von ihr wäre, ihre und seine Lage ihm ein unverbrüchliches Schweigen auferlegen würde; aber es gibt doch Augenblicke, in denen der starre Vorsatz vor der lieblichen Neigung zurückweicht; — nur kam kein solcher. Indessen ward Karbecks Verhältniß im Hause seiner Schülerin immer vertraulicher. Obgleich er keine Ahnung von der Ursache der vermehrten Freundlichkeit seiner Gönner hatte, so nahm er dieselbe doch als ein schönes Geschenk des Schicksals hin; kein Mensch war weniger als er geeignet den Vortheil, der ihm geboten wurde, zu erkennen; es fiel ihm im Traum nicht ein, daß Er — Wilhelm Karbeck — es in seiner Hand habe als Schwiegersohn in diese Familie einzutreten. Er trabte unermüdet 6—7mal des Tages die Stadt auf und ab, korrigirte Aufsätze, ging in's Observatorium, da er neuerlich eine große Liebhaberei zur Astronomie gefaßt hatte — und freute sich wohl auch, nach des Tages Mühen seinen Platz am Tische zu finden, dem Ernestine vorstand. Lange Zeit hatte er auch den Aerger zu hören, daß eine eben gehoffte Anstellung wieder auf einen weit Unbedeutenderen übergegangen sei. Indessen fiel seine Kasse nie so tief, daß er Mangel gelitten, oder seine

Liebesgaben an den alten Frisch hätte einschränken müssen; — und so lange dünkte er sich reich. —

Endlich ward sein Harren belohnt — und er zum Professor ernannt. Ob Ernestinens Vater den letzten Impuls zu diesem Entschlusse der Regieruug gegeben hat, ist unbekannt — genug, es geschah, und fortan gab Karbeck keine Lehrstunden mehr — nur die bei Ernestinen behielt er bei; man kann sich vorstellen, ob diese Auszeichnung ihr Freude machte; — auch ersahen Vater und Tochter aus derselben, daß sie ihm vor den andern werth war — aber es ist noch ein gar weiter Schritt vom stärksten Wohlwollen zur Liebe.

„Dein Karbeck ist ein Bücherwurm," sagte der alte Herr oft ärgerlich zu Ernestinen. „Wenn ein Mädchen wie du einen Mann wie er ist auszeichnet, so könnte er wenigstens die Höflichkeit haben es zu bemerken."

„Aber zeugt es denn nicht für die ganze Vortrefflichkeit seines Charakters, daß er es nicht bemerkt?" erwiederte sie. „Wie Viele würden sich meine Neigung zu Nutze machen, da es ja kein Geheimniß ist mit welchen Vortheilen eine Heirath mit mir verknüpft ist." — Dies brachte aber die Sache zu keinem Abschluß,

und hatte nur zur Folge, daß Ernestine jeden Bewerber von sich zu entfernen wußte. Sie fand auch nach einiger Zeit ihr Gleichgewicht wieder, und wußte ihre Neigung in ihr Leben zu verflechten, ohne dasselbe durch eine leidenschaftliche Ungeduld verdüstern zu lassen. So verflossen wieder einige Jahre, nach deren Verlauf wir einen aufbewahrten Briefwechsel der beiden Helden in unserem kleinen Romane an die Stelle der Erzählung wollen treten lassen.

Ernestine an Karbeck.

Den 4-ten August.

Papa trägt mir auf Sie heute zum Essen zu laden; er behauptet, da Haselhühner das Einzige wären, wofür Sie eine irdische Schwäche zeigten, so dürften Sie heute an unserem Tische nicht fehlen; wenn es Ihnen möglich ist, so kommen Sie zu rechter Zeit.

Karbeck an Ernestine.

Den 4-ten August.

Sie haben dies „wenn's Ihnen möglich ist," als eine spottende Redensart hinzugesetzt, und nun ist es mir im Ernste nicht möglich zu kommen, denn ich habe

mir heute früh den Fuß gebrochen, und liege zur Stunde angeschient im Bette, darf auch nicht mehr schreiben, obwohl ich im Uebrigen ganz wohl bin.

Ernestine an Karbeck.

Den 11-ten August.

Ich habe mich sieben Tage lang begnügt nur nach Ihrem Befinden fragen zu lassen, weil ich Sie nicht durch einen Brief zu einer Antwort habe verführen wollen, die Ihnen hätte anstrengend sein können; heute aber, da die Nachrichten durchaus gut sind, wage ich es Ihnen einige Worte zu sagen. Ich bin entsetzlich über die Nachricht erschrocken, die Sie mir so ohne Vorrede mittheilten. Wenn Sie mir eines Andern Unfall so kalt angekündigt hätten, ich hätte es Ihnen nie verziehen. Die Haselhühner blieben unberührt, Papa und mir war der Appetit darnach vergangen. Wer besucht Sie denn in Ihrer Einsamkeit? Wird Ihnen die Zeit nicht entsetzlich lange?

Karbeck an Ernestine.

Den 11-ten August.

Ich müßte lügen, wenn ich mich über lange Weile

beklagen wollte. Ich habe eine Rolle Palimceſten auf einem Brette liegen, das quer über meinem Lager angebracht iſt; dieſe beſchäftigen mich ganz und gar und werden nur beſeitigt, wenn der Arzt mich verbindet, oder wenn ich die nöthige Speiſe einnehme. Ich habe Ihnen die Nachricht meines Unfalles freilich etwas trocken gemeldet, und bedachte nicht, daß Damen ein zarteres Nervenſyſtem haben als wir; auch ſah ich ſelbſt die Sache nicht als gar ſo wichtig an, und nachdem der erſte Schmerz vorüber war — ja, während des Einrichtens ſogar, ſchielte ich nach meinen Palimceſten, und freute mich über den Gedanken, vielleicht 6 Wochen mit ihnen eingeſperrt zu ſein. Aus dieſem Geſichtspunkt angeſehen iſt mir der Zufall nicht unangenehm. Sie ſind übrigens ein gutes liebes Kind, daß Sie ſich Ihres alten Lehrers ſo freundlich annehmen. Wenn Sie mir manchmal ſchreiben, ſo werd' ich die Pergamentrollen mit Vergnügen bei Seite legen um Ihnen zu antworten. —

Erneſtine an Karbeck.

Den 15-ten Auguſt.

Was ſind denn Palimceſten? Ich habe mein Leb-

tag nichts von solchen Dingen gehört. Daß Sie mich aber noch immer als ein Kind betrachten wollen, gehört wirklich in einen komischen Roman, wo die ängstlichen Mütter dreißigjährige Töchter à l'enfant frisiren, um sie für eben erwachsen auszugeben. Nehmen Sie einmal aus, wie viel älter Sie sind als ich, und es wird nicht mehr sein, als ein Mann länger braucht um seine Stellung in der Welt einzunehmen, als ein Mädchen. Sie gestehen mir doch ein, daß ein Mädchen von 18 Jahren im selben Alter ist mit einem Manne von 28?

Mir ist's eine große Freude, wenn Sie sich so gut mit Ihren Palimcesten unterhalten, daß Sie keines andern Umgangs bedürfen; ich wollt' ich hätt' auch eine Rolle davon, denn mir geht der Ihrige ab. Der Papa hat das Podagra und muß sich begnügen Sie grüßen zu lassen. Ich hätt' Ihnen noch mancherlei zu sagen, aber ich mag Ihnen die kostbare Zeit nicht rauben.

Karbeck an Ernestine.

Den 16-ten August.

Palimcesten sind — — — — aber nein, Sie ma-

chen sich lustig über mich, und wissen es längst! Sind Sie wirklich nur um zehn Jahre jünger als ich? Das ist mir unglaublich! Bin ich denn wirklich noch so jung, oder Sie so alt? Als ich Sie kennen lernte, waren Sie doch nur ein liebliches Kind; und haben Sie sich denn seitdem verändert? Ich rufe mir Ihre Gestalt vor die Augen, und meine, daß Sie jetzt kaum älter aussehen als damals; und jetzt dreh' ich den Kopf nach meinem Rasirspiegel, der über meinem Bette hängt und sehe ein finstres Gesicht, mit den Furchen der Jahre und der Sorgen und den Spuren des Wüstenwindes darauf eingegraben! Und dennoch haben Sie recht: ich kenne Sie seit sieben Jahren. Sie müssen sechs und zwanzig alt sein, und ich habe sechs und dreißig. Woher kommt denn der große Unterschied? Sollt er vielleicht vorzüglich daher rühren, daß ich von Haus aus ein häßlicher Kerl bin, und Sie ein schönes Mädchen?

Was das Zeitrauben anbetrifft, so würde mir ein Briefchen von Ihnen nicht zu oft kommen, wenn es täglich käme; seitdem ich allein auf die Gesellschaft meiner Pergamente angewiesen bin, erschienen sie mir nicht gar so reizend. Wenn mein alter Frisch noch lebt,

so würde er mir die Freuden der Einsamkeit singen; im Grunde hätte er auch recht, und Alles in Allem genommen ist die Wissenschaft doch das Einzige, wofür es werth ist zu leben.

Ich danke für die prächtigen Pfirsiche; sie sehen aus als wären sie in Damascus gewachsen, wo ein meilenweiter Obstgarten die Stadt umgibt. Sie sehen daß ich meinen Brief durch alle Mittel in die Länge zu suchen ziehe, weil ich hoffe, daß Sie alsdann das Maaß des meinigen an die Ihrigen legen werden.

Ernestine an Karbeck.

Den 21-ten August.

Ich sehe auch einen großen Unterschied zwischen Ihnen und mir — aber nicht den, den Sie angeben. Aus Ihren Augen leuchtet die klare Sonne einer außergewöhnlichen Seele hervor! auf Ihrer Stirne thront die Kraft, die das Leben dem Manne unterthan macht; Ihre Furchen sind von der Hand der Wissenschaft geschrieben und stehen Ihnen gut, wie dem Krieger seine Narben: ich bin ein unbedeutendes Mädchen mit einer glatten Haut, und weiß wirklich zur Stunde noch nicht was Palimcesten sind. Ich kann mich nicht

einmal zu der Höhe hinaufschwingen um zu finden, daß die Wissenschaft das Einzige ist, wofür es werth ist zu leben; aber ich weiß den Mann zu ehren, der seinen Beruf und seine Freude in derselben findet. Wie kommen Sie darauf mir zu sagen, daß ich ein schönes Mädchen sei, da Sie mir's sieben Jahre lang nicht gesagt haben? Ueberlegen Sie sich's noch einmal, und wenn Sie mir's wiederholen, so nehm' ich für wahr an, daß ich's in Ihren Augen bin.

In dem Tüchelchen, das der Bediente angewiesen ist an den vier Zipfeln vorsichtig zu tragen, ist etwas, was Ihre eingesperrte Zimmerluft mit den Sommerdüften, die Sie ach! nicht genießen können, durchwürzen wird. Stecken Sie's ins Wasser und denken Sie an Feuchterslebens Liebesliedchen:

„Gibt jemand dir ein Blümlein was
So steck' es in ein Wasserglas."

Denn auch eine Blume will nicht bei Seite gelegt werden und unbeachtet verblühen. Gibt es wirklich viele Rosen in Damascus, oder sagt man's nur als eine Redensart, wie man die weißen Thonpfeifen Kölner nennt, nachdem doch keine einzige in Köln gemacht wird? Ist Ihnen mein Geschwätz auch zu lang?

Karbeck an Ernestine.

Den 23=ten August.

Also Palimcesten sind — — — aber nein, ich habe Ihnen erst auf andere Dinge zu antworten. Was sagen Sie mir für liebe Worte über mein altes, verwettertes Gesicht; Sie müssen nicht glauben, daß dies „verwettert" synonym mit „verwünscht" sein soll: es bedeutet das englische „weather beaten," für das wir kein Wort haben. Sonderbar, wie sich Ihre Schrift neuerlich verschönt hat. In Ihren Aufsätzen kam sie mir weit geschnörkelter und ängstlich vor — auf einmal, mein' ich, ist etwas geniales selbstständiges hineingekommen; wenn ich die Schrift von einer Fremden sähe würd' ich sagen: das muß eine originelle, und doch der Sitte getreue — eine kluge und doch sanfte und liebenswerthe Frau sein. Vielleicht aber finde ich dies Alles nur in der Schrift, weil ich die Hand kenne, von der sie herrührt.

Ich habe noch niemals bemerkt, was es Zierliches um ein gesticktes Schnupftuch ist. Als Ihr Gabriel kam, sagte ich ihm er solle das Mitgebrachte nur auf das Bret legen was über meinem Bette liegt, und schob die Palimcesten auf die Erde; darauf hieß

ich ihn gehen. Da lag nun das weiße Tüchlein, und wie es auseinander fiel, war ein voller Rosenstrauß darin, und sah mich an wie eine Erinnerung an Alles was draußen, jenseits meiner vier Kerkermauern lebt und webt. (Allerdings ist Damascus so reich an Rosen, wie es das Sprichwort sagt). Mein Wasserglas stand neben mir, in das ich den Strauß sogleich steckte, wie Sie's verlangt haben. Nun nahm ich das Tüchlein in die Hand, unu sah mir's an: es ist doch etwas Hübsches in der Zierlichkeit der Frauen; rund herum lief eine feine Spitze, und in der einen Ecke stand fein gestickt: Ernestine! Sie haben einen schönen Namen — der unwillkührlich die Vorstellung eines liebenswürdigen Charakters erregt, dessen Grundzug ein heiterer Ernst ist, der Ernst aber ist die Mutter der Tugenden — oder der Vater, wie Sie wollen — Sie werden mir keine grammatikalischen Wortklaubereien machen. Der Ernst macht selbstvergessen, gut und verständig — die Frivolität verschlingt jedes bessere Gefühl. Darum sei die Seele ernst, und das Gemüth heiter; ich weiß dies zu schätzen, obgleich ich selbst ein Brummbär bin. Nach allen diesen Betrachtungen habe ich — aber Sie müssen nicht böse sein — einen Augen-

blick meine Augen mit dem Tuche zugedeckt, um die äußeren Eindrücke abzusperren und mir Ihr Bild noch einmal auf den Hintergrund einer lichtlosen Fläche zu malen, und Ihre Frage zu beantworten, ob Sie ein schönes Mädchen sind. Und am Ende wußt' ich's nicht einmal als ich die Augen wieder öffnete, und kann's Ihnen schriftlich nicht bescheinigen; nur ein liebes, unvergleichliches Mädchen sind Sie—das muß ich Ihnen aber wohl schon zehnmal gesagt haben, denk' ich. So wie jetzt aber hab' ich's noch nie gewußt. Man lernt die Gesundheit erst schätzen wenn sie Einem abgeht; jetzt aber, da ich als Invalide hier liege, vermisse ich nicht die Gesundheit, aber bloß Sie. Schreiben Sie mir ja recht bald wieder.

Ernestine an Karbeck.

Den 11-ten September.

Wollen Sie mir im nächsten Briefe nicht lieber gleich im Anfang sagen, was Palimceſten sind?— denn sonst erfahr' ich's nie. Ich würde ganz gut begreifen, daß Sie jetzt nach einem Monat der Einsamkeit sogar einen so ärmlichen Umgang als den meinigen vermissen, wenn Sie Ihre Pergamente nicht hätten

da aber die Wissenschaft das Einzige ist, wofür es sich der Mühe lohnt zu leben, so muß es ein krankhafter Zustand sein, der Sie abhält deren Vortheile zu genießen. Ich bin nicht im Stande eine Aenderung in meiner Schrift zu entdecken, und schiebe den Unterschied, den Sie zwischen meinen Aufsätzen und meinen Briefen finden, auf die eigenthümliche Beleuchtung des Krankenzimmers. Also mit dem „schönen Mädchen" war es nichts? Ich bitte Sie mir das böse Schnupftuch, das Sie darüber aufgeklärt hat zurückzuschicken. Damit Sie die Rosen nicht in Ihr eigenes Wasserglas zu setzen brauchen, und nicht etwa gar Durst leiden, so schick' ich Ihnen hier ein eigenes dazu bestimmtes, das Sie an diese Zeit der Einsamkeit erinnern mag. Wie lange wird sie noch dauern?

Karbeck an Ernestine.

Den 12-ten September.

Sie fassen sich entsetzlich kurz, theure Ernestine! (seit dem ich Ihren Namen auf dem Tüchlein gelesen habe, schwebt er mir immer vor als der Einzige, der Sie ganz bezeichnet, und kommt mir jetzt in die Federspitze; nehmen Sie ihn hin, als eine poetische Lizenz von einem armen Kranken). Ich studiere jetzt we-

nig; vor mir steht Ihr schönes Blumengefäß; es ist, wenn ich nicht irre aus der geschmackvollsten Zeit der venetianischen Glasfabrikation, und mag, als es gemacht ward, für den Prunktisch einer Dogaresse bestimmt gewesen sein; jetzt ist es ein fürstliches Kleinod in eines Eremiten Zelle. Sie können es sich nicht denken, wie öde es bei mir aussieht. So ein armer Junggeselle, der Niemanden angehört, dem Niemand angehört, wenn der unter Dach schläft, seine Kleider in eine Lade legt, und sechs Bretter für seine Bücher an die Wand schlagen läßt — dann meint er sich wohl versorgt. Auf einmal fällt ihm, wie eine Feengabe, ein solches Prachtstück in seine dunkle Studierzelle; es ist als ob ein belebter Geist, der der Zierlichkeit und der Ordnung, in diesem Glase wohnte und mit stillem Vorwurfe auf die verwahrloste Wirthschaft sähe. Ja wenn ein weiblicher Geist hier waltete — wenn ein Engel in dieses Gemach träte und leise ordnend den Staub vom Geräthe wischte, und das Kissen auf meinem Lager ebnete!!

Doch ich glaube ich bin verrückt, daß ich Ihnen solche Dinge schreibe. Leben Sie wohl; ich leide viele Schmerzen, die ich vorher nicht gekannt habe.

Ernestine an Karbeck.

Den 13-ten September.

Warum sollten Sie einer alten Freundin, die wirklich kein Kind mehr ist, nicht Ihren Wunsch an den Tag legen verheirathet zu sein, und eine Hausfrau bei sich zu haben, die Ihr Zimmer fegt und Ihnen das Bett macht? Ich wüßte auch eine Frau für Sie, mein alter lieber Lehrer, aber auch nur Eine, der ich Sie in der Welt gönnte.

Sie haben es mit dem Glase ganz gut errathen, es ist wirklich altvenetianisch, und die kleine emaillirte Fassung am Fuße soll von Benvenuto Cellini sein. Ich habe es von meiner seligen Mutter geerbt, die eine große Sammlerin war, und wie den Reichen immer Alles zufließt, so brachte ihr jeder Bekannte an Seltenheiten, was er irgend auffinden konnte; wäre sie arm gewesen, man hätte ihr nichts gebracht. Hier ist ein neuer Blumenstrauß; denken Sie mein, wenn Sie die Augen mit den Rosen kühlen; so möchte ich den Schmerz kühlen, der Sie auf's Neue quält!

Die Palimcesten haben Sie schon wieder vergessen.

Karbeck an Ernestine.

Den 14-ten September.

Sie schreiben so unglaublich kurze Zettelchen, daß man fertig ist, eh' man angefangen hat zu lesen. So ist's denn wahr, daß Sie so entsetzlich reich sind? Da es Ihre Mutter war, so müssen Sie es wohl auch sein. O Ernestine, ich wollte, Sie wären arm.

Also verheirathen wollen Sie mich an eine Freundin! an eine arme Schutzbefohlene wahrscheinlich, die gut kocht und wirthschaftet. Ich danke Ihnen für die Sorgfalt, ich will aber keine Frau! habe Ihnen auch nicht gesagt, daß ich eine zum Zimmerfegen und zum Wäschestopfen haben wollte! das ist gar nicht mein Geschmack! Ich denke mir eine Frau, wie einen Engel waltend, voll Liebreiz und Verfeinerung, ohne irdische Sorgen und Bedürfnisse, wie die Blumen auf dem Felde, durch sich selbst beglückend. Ich kann nicht weiter schreiben — auch die Palimcesten-Erklärung kann ich heute nicht geben. Ihre Rosen können meine Schmerzen nicht lindern. Ernestine, ich bin ein Narr.

Ernestine an Karbeck.

Den 15-ten September.

Sie sagen mir wie Sie sich die Frau denken — hören Sie meine Vorstellung vom Manne.

Ich denke mir den Mann gerade und ehrlich, charakterfest, ernst, gut und aufopfernd; stolz gegen die Höhern, leutselig gegen die Hilfsbedürftigen; voll Lust am Wissen, mit der Beharrlichkeit ausgestattet um es zu erringen — uneigennützig — und im Gegensatz von Denen, die in jedem Mädchen eine wohlfeile Eroberung sehen — fähig sieben Jahre geliebt zu werden, ohne es zu bemerken! Warum wollten Sie, daß ich arm wäre?

Karbeck an Ernestine.

Um Gottes Willen, was meinen Sie mit Ihrem Briefe von gestern! Sie machen mich wahnsinnig, wenn Sie meiner spotten: Warum ich Sie arm wünsche? Um Ihnen meine eigene Armuth zu Füßen legen, und Sie auf den Armen durch's Leben tragen zu dürfen. Schreiben Sie mir nicht mehr, wenn Sie erzürnt auf mich sind; ich könnte keinen Vorwurf ertragen.

Ernestine an Karbeck.

Den 17=ten September.

Karbeck! ich habe Sie sieben Jahre lang geliebt! ich bin die Einzige auf Erden, der ich das Glück gönne Ihre Frau zu sein; ich brauche nicht zu koche n und bin der irdischen Sorgen bar; ich will Sie mit dem Schmuck des Lebens umgeben, und wir wollen dessen Last gemeinschaftlich tragen; dafür schmücken Sie mich mit Ihrem Namen, und lassen Sie mich der Verehrung theilhaftig werden, die ein Jeder Ihnen zollt, der Sie zu kennen Gelegenheit hat. Mein Vater weiß Alles und willigt in Alles.

Karbeck an Ernestine.

Den 17=ten September Abends.

Morgen eile ich zu Ihnen Ernestine! Ich bin glücklich wie ein Gott, und meine ich hätte Sie seit Anbeginn der Schöpfung geliebt, aber ein Nebel lag vor meinen Augen.

Nun will ich Ihnen sagen was ein Palimcest ist. Ein Palimcest ist ein Blatt Pergament, auf dem wohl ursprünglich ein gutes Wort geschrieben stand, das aber mit steifen, nichtssagenden Buchstaben bekritzelt

worden ist, meist mit pedantischer Klostergelehrsamkeit oder sinnlosem Wortkram: kunstvolle, zarte Hände aber wissen den Wust hinwegzuräumen und die bessere Schrift des Ursprunges auf dem gereinigten Pergamente wieder herzustellen. Man findet in deutschen Gelehrtenstuben viele Palimcesten, aber nur selten eine Herstellerin derselben wie Sie.

Ein Jugendabentheuer.

Es war ein Kreis von Befreundeten im Kabinete des liebenswürdigen Obristen von Salen versammelt, man sprach über ein kürzlich stattgehabtes Duell. Einer der geehrtesten Offiziere war als ein Opfer desselben gefallen, ohngeachtet der ganze Streit, wie es so oft der Fall ist, um Nichts ausgefochten, und das tragische Ende der unbedeutendsten Begebenheit aufgepfropft worden war. Man sprach viel über Ehre, über alles Gute und Böse, was dieser Begriff schon gestiftet hat und noch stiften wird. Der Mittelpunkt des Gesprächs war der Obrist, wie es sich fast immer fügte, wo er gegenwärtig war; nicht daß er durch ein überlautes, absprechendes Wesen, ebensowenig durch Anmaßung oder Herrschsucht die

Meinung unterjocht hätte, aber seine stille Würde bei noch wenig vorgerücktem Alter, die Schönheit seines milden und ausdrucksvollen Gesichts, der einschmeichelnde Ton seiner Stimme, die überredende Kraft seines Worts erwarben ihm bei Männern Achtung, bei Frauen Liebe.

Ein Bekannter der beiden Duellanten erzählte wie viele Hindernisse der Ausfechtung dieses Streites in den Weg getreten seien, wie aber der Uebriggebliebene mit solcher Hartnäckigkeit darauf bestanden habe, daß obgleich ein halbes Jahr zwischen der Beleidigung und dem Zweikampfe verflossen, es dennoch unmöglich gewesen war, eine Versöhnung zu bewerkstelligen. Es lag etwas in diesem blutigen Eigensinne was den Herren gefiel; dies gab sich durch ein beifälliges Lächeln, ein Händereiben u. s. w. bei mehreren kund. Der Obrist schwieg und sah ernst vor sich nieder, aber Philipp, ein junger, sanfter Enthusiast in Civilkleidern, schauderte zusammen und konnte es nicht lassen seinen Abscheu gegen eine solche Blutgier auszudrücken; doch die lauten Stimmen der Mehrzahl brachten ihn wieder zum Schweigen. Einem Major mit grauem Schnurrbarte gelang

es endlich, sich in Besitz des Wortes zu setzen, und eine Duellgeschichte zu erzählen, deren handelnde Personen ihm nicht fremd gewesen waren. „Ein Engländer gerieth mit einem Franzosen in Streit, und es kam zu einem wüthenden Duell auf Leben und Tod; der Engländer nahm die Sache ernsthaft und nahm sich alle Muße beim Zielen, fehlte aber dennoch; als die Reihe an den Franzosen kam schoß dieser in die Luft. Der Engländer sagte kalt:

„Mein Herr, i ch scherze nicht."

Er schoß wieder, aber die Kugel pfiff abermals an ihrem Ziele vorbei. Er verschränkte nun kaltblütig die Arme und erwartete sein Schicksal, der Franzose aber richtete sein Pistol wieder nach den Wolken; darauf warf er die Waffe weg, indem er auf den Engländer zuging und ihm sagte:

„Es ist genug!"

Dieser aber erwiederte stolz: „Ich nehme mein Leben von keinem Gecken," spannte sein Pistol und schoß sich durch das Gehirn."

„Barbarisch!" rief Philipp.

„Süperb!" rief ein junger Lieutenant.

„Ich kann das Uebertriebene nie bewundern," sagte der Obrist; „in dem Engländer waltete eine Verwirrung der Begriffe, ein klägliches Mißverständniß ob, was dem gewöhnlichen hausbakenem Verstande seiner Nation widerspricht. Ich kenne eine weniger schreckliche Geschichte, die ebenfalls einem Engländer und einem Franzosen zugeschrieben wird, und die mir immer sehr gefallen hat. Sie fängt natürlich wie die Ihrige an, Major! ein Engländer tritt einem Franzosen im Theater auf den Fuß, ohne sich zu entschuldigen; ein Wort gibt das andere, und am andern Morgen erhält der Franzose, was er erwartet hatte, eine Ausforderung in aller Form. Er war ein Napoleon'scher Offizier, eine Race, der es, wie wir alle bezeugen können, an Muth nicht fehlt, wenn wir auch im Uebrigen nicht bezahlt sind, um sie zu lieben. Troß dieser anerkannten Bravour kam es ihm doch, als er seinem eigenen Nachdenken überlassen war, gar zu läppisch vor, wegen einer solchen Kleinigkeit sein Leben auf das Spiel zu setzen; er beschlief seinen Zorn und ging am andern Morgen ganz versöhnlichen Muthes zu dem Engländer, auf dessen Zimmer das Duell Statt haben sollte.

Dieser saß, ihn erwartend, am Schreibtische und ging ihm höflich entgegen.

„Mylord," redete ihn der Franzose an, „Sie kennen jetzt meinen Namen, und können daher über meinen militärischen Ruf keinen Zweifel haben."

„Durchaus keinen," erwiederte der Engländer mit vieler Courtoisie.

„Unser Streit von vorgestern Abend," fuhr der Franzose fort, „war im Grunde ein Schülerstreit, und durchaus keiner, um den es der Mühe lohnt, daß zwei erwachsene Männer sich darum einen Degen durch den Leib rennen."

„Der Meinige ist mir sehr werth," sagte der Engländer lächelnd und mit Wohlgefallen auf seine angenehme Corpulenz herabblickend.

„Eh bien! Mylord, es thut mir leid . . . .

Der Engländer verneigte sich stumm.

„Wäre es Ihnen einerlei," fuhr der Franzose ernsthaft fort, „wenn wir, anstatt uns mit dem Degen zu schlagen, ein Frühstück zusammen einnähmen?"

„Comme il vous plaira," erwiderte der Engländer gleichmüthig, und klingelte nach Thee und Toast.

Die Secundanten frühstückten mit, und die Duellanten wurden die besten Freunde."

Der Lieutenant rümpfte zu dieser Geschichte die Nase, doch der Major lachte laut und herzlich. Philipp sagte:

„Die Vernünftigen fangen jetzt schon einzeln an die alte Bürde von Vorurtheilen die wir tragen müssen wie die Luft abzuwerfen, und ich lebe der festen Ueberzeugung, daß eine Zeit kommt in der Jeder es vorziehen wird ein warmes Frühstück anstatt sechs Zoll kalten Stahls einzunehmen, und in der das Duell als ein Rest der grausamsten Barbarei angesehen werden wird. Was können Menschen meiner Ehre schaden, oder daran flicken wenn sie zerrissen ist? Wenn mich ein ungeschliffener Barbar ins Gesicht schlägt, wer hat die Schande davon? er oder ich? Alle die für die sogenannte Ehre fallen opfern ihr Leben, ihre Familie, die, die sie lieben für eine Thorheit auf."

„Aber ich bitte dich, Philipp!" rief der Lieutenant höchst entrüstet, krame doch nicht alle die jetzt im Schwunge gehenden Gemeinplätze einer gewissen Parthei aus die mit Schwefelfaden handelt! Man

könnte ja völlig irre an dir werden. Was wären wir denn ohne die Ehre, wir Soldaten namentlich? Eine Heerde Schlachtvieh die wahrscheinlich beim ersten feindlichen Kanonendonner links um machen würde wenn die Furcht sie nicht auf dem Flecke hielte."

„Desto besser, wenn ihr davon liefet," rief Philipp im Feuer, „dann würde die größte Barbarei, der Krieg, von selbst aufhöreu, und unsere Zwistigkeiten würden durch Vernunftgründe aufgehoben und geschlichtet werden, und ihr würdet nicht wie die Wahnsinnigen ins Feuer rennen und euch todtschießen lassen, ihr wißt selbst nicht warum."

„Halt, junger Mensch!" fuhr der Major dazwischen, der die Sache buchstäblich nahm, und es nicht verstand, dasjenige, was auf Rechnung gewisser Studentengrundsätze und des Gesprächseifers kam vom Kern der Meinung zu sondern; „halt, junger Mensch! den Wehrstand in Ehren! Seiner Fahne treu bleiben ohne Grübeln, sein Leben hingeben ohne Murren, darin scheint mir mehr zu liegen, als in Ihren Vernunftgründen. — Ich bin so erzogen, und ich will so sterben — Treue meinem Fürsten!

und wer meiner Ehre zu nahe tritt, den klopf' ich auf die Finger!"

„Und die Alten?" rief Philipp eifrig, ohne sich an die Philippika des grauen Helden zu kehren, „will man die nicht mehr als Muster gelten lassen? Was wußten die von der Ehre? Vaterland, Wissenschaft, Kunst, das waren ihre Gottheiten; in ihrem Olymp hatte unsere Ehre keinen Raum. Jener Philosoph (mit der charakteristischen Oberflächlichkeit unserer Tage, wußte er den Namen nicht,) der sich in das Gesicht schlagen ließ! weil dem Meister die Geduld ausging ihn ferner zu unterrichten und nur erwiederte: „schlage zu, aber belehre mich," jener Philosoph sollte unsern heutigen Raufbolden zum Muster dienen."

„O Keiner von uns," rief der Lieutenant mit Entrüstung, „würde mit dem — wie heißt er doch — im Regimente dienen!"

Der Obrist sah, daß es Zeit sei, das Gespräch abzulenken, und sagte: „Wir streiten uns zum Theil, ohne uns zu verstehen; laßt uns wohl unterscheiden zwischen zwei ungleichen Begriffen mit gleichen Namen. Es giebt eine innere und eine äußere Ehre.

Letztere besteht in der Ueberzeugung die andere Menschen von unserm Werthe aussprechen. *Diese* Ehre kann allerdings erschüttert oder uns genommen werden; der Sprachgebrauch hat gemacht daß man das Wort Ehre beinahe nur auf persönliche Tapferkeit bezieht, eingedenk jener Zeiten wo diese allein für etwas galt. Man kann von einem Manne in diesem Sinne sagen: er ist ein schlechter Gatte, ein schlechter Vater, ein liederlicher Hauswirth, aber ein Mann von ungekränkter Ehre. — Die *innere* Ehre ist das sittliche Gesetz die Menschenwürde vor sich selbst zu behaupten. Es kann Fälle geben wo wir von der Meinung der Menschen geächtet, dennoch diese innere Ehre darin rein bewahren. Der Zweikampf, der blutige Vertreter der *äußern* — ist ein Ueberbleibsel jenes heiligen Gottesgerichts, das, nach dem Glauben unserer Väter in jenen Fällen entscheiden sollte, in denen kein menschliches Wissen ausreichte. — Was jetzt zwölf geschworene Männer der Welt kund thun sollen, mußte damals der Kampf auf Tod und Leben zwischen dem Kläger und dem Verklagten entscheiden. So ist der Geist jener Gottesgerichte in die heutige

Jury übergegangen, ihre Form aber in das Duell. — Nur höchst ernste Gegenstände gaben damals die Veranlassung zu solchen furchtbaren Kämpfen, heute ist es ein getretener Fuß, ein versagter Tanz, den ein Anderer verlangt u. s. w. — Die Weihe des Gottesurtheils ist von seinem modernen, ungesetzlichen Kinde gewichen, es ist jetzt meistens eine blutdürstige Spielerei. Ich darf ein solches Wort vor euch, meine Freunde, die ihr mich kennt aussprechen. Ihr Alle wißt auch daß ich nicht Einer von denen bin in denen die schwindlichten Ideen der neuesten Zeit leichten Eingang finden, aber ich verschließe mich auch nicht vorsätzlich besseren Eindrücken, und so kann ich nicht läugnen daß ich, seit der Jugendschaum verflogen ist, in meinen Ansichten über die Rechtmäßigkeit des Zweikampfs schwankend geworden bin. Ueberhaupt zweifle ich ob jene äußere Ehre auf einer ewig wahren Grundlage ruht, und wenn dies nicht der Fall ist, so kann der ganze Begriff derselben eben so gut heute als morgen fallen. Obgleich die Duelle jetzt mehr wie jemals an der Tagesordnung, ja in Frankreich sogar in der Classe der Barbiergesellen und Steinhauer nichts seltenes sind,

so können sie dennoch, gerade jetzt am Vorabende ihres Falles sein; das Schicksal gefällt sich in solchen Contrasten, und ich könnte mehrere Beispiele anführen die beweisen daß es eben so gerne mit Ueberraschungen spielt als die Dramenmacher; folgende Erfahrung aber hat sich mir besonders oft aufgedrungen: wenn eine Familie aussterben soll geschieht es selten daß ein Stammhalter nur Einen Sohn hat, dieser dann keinen mehr, und so das Haus allmählig seinem Erlöschen entgegen geht; sondern gewöhnlich sind drei bis vier blühende Stammhalter vorhanden, die auf eine Nachkommenschaft wie Sand am Meer schließen lassen — und keiner von ihnen hat Söhne. — Aber wieder zu meinem Thema zu kommen; so wenig ich also die ewige Existenz der äußeren Ehre anerkennen möchte, um so inniger bin ich von der Urnothwendigkeit der inneren überzeugt. — Es gibt Fälle, in denen uns allein die Scham, vor uns selbst unwürdig zu werden als Schranke dient. — Es ist dieses kein durchaus reines, gottesfürchtiges Gefühl, es ist verfeinerter, veredelter Egoismus; wenn man will eine irdische Religion, nicht der Wunsch vor Gott rein zu bestehen, sondern

der, uns selbst keine widerwärtige Regung einzuflößen. Auch diese Ehre ist keine hinreichende Bürgschaft für die Tugend, indeß hüte man sich einen Zweig abzubrechen, der dem Menschen das Hinaufklimmen an jenem großen Baum der Sittlichkeit erleichtern kann, der mit den Wurzeln in die Hölle und mit dem Wipfel in den Himmel reicht. Aus mißverstandener Ehre entstehen Unglücksfälle ohne Zahl, Schmerzen ohne Maß, aber aus dem wohlverstandenen Begriff ist doch unendlich mehr Gutes entsprossen. Ich befinde mich hier in einem Kreise vertrauter Freunde, und wenn es euch recht ist nehme ich keinen Anstand euch eine Geschichte aus meiner eigenen Jugend zu erzählen, die bekräftigen mag, was ich eben sagte."

Das Kaminfeuer wurde angeschürt, und Alle setzten sich in jene behagliche Lage des Zuhörens die dem Erzählenden Muth und Lust giebt.

Der Obrist begann:

„Ich war ein glücklicher eben avancirter Lieutenant, trug eine knappe Husarenuniform, ein werdendes Stutzbärtchen, das mich meiner Meinung nach ziemlich unwiderstehlich machte, und tummelte

mich abwechselnd auf zwei schönen Pferden, die mir mein großmüthiger Vater zum Avancement geschenkt hatte. — Mein Vater hatte einen Freund der wohl fünfzig Meilen weit als General am Rheine stand, im Jahre vorher aber bei ihm zum Besuch gewesen war und mich mit wahrhaft väterlicher Liebe verzogen, mir auch das Versprechen abgenommen hatte meinen nächsten Urlaub zu einem Besuche bei ihm zu benützen. — Der General war einer jener treuherzigen Menschen, die ohne Argwohn sich einem jeden anschließen der ihnen auf den ersten Blick gefällt und die, ohne hervorstechenden Verstand, durch ihr biederes Wesen und ihr mannhaftes Auftreten sich auch sonst Alle die mit ihnen in Berührung kommen, zu Freunden machen. — Als die Manövres vorbei waren, machte ich mich wohlgemuth auf den Weg nach M., wo mein Gönner wohnte.

Es war große Parade, als ich in M. über den Markt fuhr; ohne Mühe erkannte ich neben dem Musikcorps in der Mitte des Quarrés den Gegenstand meines Besuches, und ließ anhalten um ihn sogleich zu begrüßen. Er schloß mich in seine Arme, meinte, ich wäre, wenn nicht größer doch stärker

geworden, und schob als es eben zwölf schlug seinen Arm in den meinigen, um dem vorausgeschickten Wagen nachzueilen und wie er sagte seine Frau der Ungeduld und Neugierde meine Bekanntschaft zu machen nicht länger Preis zu geben.

Dies war nun die Schattenseite an dem braven General, daß er nämlich seit einem Jahre erst verheiratet war. Ich konnte mir durchaus keine vortheilhafte Idee von der sehr jungen Frau machen, die einen Sechszigjährigen zum Manne gewählt hatte, war dieser mir auch als Freund überaus werth. Es ließ sich indessen hierin nichts mehr ändern; ich folgte also den kräftigen Schritten meines Wirths und trat bald in das Wohnzimmer seines Hauses. Im Fenster bei einer weiblichen Handarbeit, saß — ein halbes Kind. „Da hast du den Fritz Salen!“ rief der General, „dies ist meine Frau!“ Sie war uns schon entgegen getreten, machte eine Verbeugung, lehnte sich an ihres Mannes Schulter und sah mir gerade und zutraulich ins Gesicht. Ich wollte es ihr zurückgeben war aber nicht so unbefangen wie sie, und mußte während des langen Examens, das sie mit mir anzustellen schien, die Augen niederschla-

gen, bis der alte Herr in ein lautes Lachen ausbrach, worin wir alsbald Beide einstimmten. Jetzt war das Eis gebrochen, sie gab mir die Hand, fragte unter hundert Possen nach der Heimat, nach der Reise, und es dauerte nicht lange, so waren meine Antworten nicht viel vernünftiger als ihre Fragen. Der General schien seinen herzlichen Spaß an unserm Unsinn zu haben, und wiederholte lustig: Das wußte ich ja, daß ihr Beide zusammen passen würdet. — So lachten wir uns in eine Bekanntschaft hinein, die nicht so lustig endete. Ich verlebte allerliebste Tage; wir machten Ausflüge, nach allen Winden, fuhren über Land und auf dem Rhein, sahen interessante und uninteressante Menschen, die aber gar nicht ungenießbar sind, wenn man einen mächtigen Anziehungspunkt neben sich hat, und wenn die Stunden, die man andern schenkt, nur die Schlummerstunden für ein beschäftigtes Herz sind. Ich bemerkte bald, daß es mit dem m e i n i g e n nicht anders sei, und sobald ich dies bemerkte hatte ich nichts Eifrigeres zu thun als mit gespannter Aufmerksamkeit zu wachen, ob die andere Parthei von meinen Beklemmungen gänzlich frei geblieben sei oder nicht. Aber ich wachte umsonst;

dieselben unschuldigen Kinderaugen lachten mich immer an, oder sahen auch einmal ernsthaft in die Abendröthe oder die krystallenen Wellen des Stromes und ein süßer Himmelsfrieden schien in der Seele der holden Frau zu wohnen. Ich suchte das Gespräch so viel als möglich auf Innerlichkeiten zu bringen, auf Gefühle die die Seele bewegt hatten oder noch bewegten, und so kam es, daß ich sie einst zu fragen wagte, was mich schon lange in glühender Neugierde zu wissen verlangte: wie ihr Mann ihr Herz gewonnen habe? „Damit hat er sich gar nicht abgegeben,“ sagte sie, „er hat mich bei der Mama verlangt, und sie hat mir angekündigt, daß ich Braut sei.“

„Und so ganz ohne Liebe?“ fragte ich.

„Sehen Sie ihn doch nur an,“ erwiederte sie, „ob es möglich ist, den nicht lieb zu haben! Wer ihn von den Bürgern der Stadt begegnet, sieht freundlich aus wie die gute Stunde! und für ein kleines Mädchen das aus der Schule kommt, ist's keine geringe Ehre, die Frau des Kommandirenden zu sein, und alle die Achtung zu theilen, die er genießt. — Auch habe ich von jeher eine Vorliebe

für alle Helden gehabt; ich dachte mir's immer wonnevoll so einen Feldzug, als verkleideter Freiwilliger mitzumachen; und wenn die Mama von ihrem Enthusiasmus während der Befreiungskriege erzählt so fühle ich denselben noch, doch für meinen Mann allein, der einer der Helden derselben war. Es ist jetzt auch schon altmodisch die Franzosen zu hassen. aber ich thu' es noch immer von Herzen, weil mein Mann sie nicht leiden kann."

Es lag wenig Ermuthigendes in dieser Herzensergießung, indessen hoffte ich auf die Sympathie der Jugend. Was ich aber eigentlich hoffte und wünschte, war mir nicht völlig klar, nur so viel war gewiß, daß ich außerordentlich unruhig, rastlos im Schlafe und unbefriedigt im Wachen war. Hätte ich mir die Mühe gegeben ernsthaft über mich selbst und über das Verhältniß in das ich mich versetzt sah nachzudenken, so hätte ich mir wahrscheinlich die verliebte Sehnsucht mit dem lakonischen Worte: „pfui Fritz!" vertrieben; aber ich war ein abgesagter Feind vom Nachdenken, wie vielleicht mancher Lieutenant noch heutigen Tages ist.

Im Ganzen genommen konnte man sich kein

schöneres Verhältniß als das meiner Freunde denken; er war des heitersten Vertrauens voll und genoß sein Glück ohne alle Geckenhaftigkeit; nie habe ich ihn auf dem Wunsche ertappt jünger zu erscheinen als er war, eine Klippe die in seinem Alter und in seinen Verhältnissen nur durch seine wirklich erhabene Herzenseinfalt zu vermeiden war; sie war die holdeste Mitte zwischen Kind und Weib. Oft wenn sie geneigt war sich seinem Willen unbedingt zu unterwerfen trieb ihr das Bewußtsein daß sie jetzt eine Ehefrau sei einen Zug des niedlichsten Eigensinns auf die süßen Lippen, und machte sie allen Männern, aber besonders ihrem eigenen unwiderstehlich, so daß er ihr gehorchte wie ein Kind.

Auf einmal fing eine Laune an diesen Ehehimmel zu trüben; sie beklagte sich daß ihr Mann nicht eifersüchtig sei. Er lachte und gab nicht acht darauf; sie konnte es aber nach Art der verzogenen Kinder nicht leiden wenn man irgend eine ihrer Neckereien mit Gleichmuth hinnahm und kam immer wieder auf denselben Gegenstand zurück; durchaus sollte er sie durch Argwohn und Mißtrauen quälen. Er sagte freundlich:

„Du gibst mir aber nicht die mindeste Veranlassung;“ sie erwiederte rasch:

„So will ich es künftig thun, denn ich will sehen, ob du mich liebst, und ohne Eifersucht gibt es keine Liebe.“

Ich hörte dergleichen Diskussionen nicht ungern, und dachte mir natürlich als den zunächst liegenden Prüfstein für des alten Herrn Liebe, meine eigene Person; ich verfiel in eine angenehme Zerstreuung aus der mich der General mit dem Vorschlage weckte, mit ihm spazieren zu reiten. Als ich wieder gekommen war und mich umgekleidet hatte, saß Caroline allein schmollend im Wohnzimmer; endlich sagte sie:

„Es ist abscheulich!“

„Was?“

„Daß mein Mann nicht eifersüchtig ist!“

„Ei,“ sagte ich mit halblauter Stimme, „ich wollte, er wäre es auf mich.“

Ein brennendes Roth überzog ihre Wangen, uud hastig erwiederte sie:

„Das wünschte ich gar nicht.“

Ich schwieg und fand leicht andere Gegenstände

des Gesprächs, erschien mir aber an diesem Abende durchaus nicht bemitleidenswerth.

Am andern Morgen war eine militärische Feierlichkeit, und der General trat in voller Parade-Uniform zu uns ins Zimmer. Er war eine der schönsten kriegerischen Gestalten; sein langer stark mit grau durchwachsener Schnurrbart und sein fast weißes obwohl gelocktes Haar erinnerten an seine vorgerückten Jahre; aber die weißen, unverletzten Zähne, das lebendige Auge, die von Sonne und Gesundheit gebräunten Züge mit der stark gebogenen Nase, die markige, große Gestalt, gaben der ganzen Erscheinung ein Ansehen von Heldenthum und Kraft, das auch das Herz des jüngsten Mädchens hätte einnehmen können.

Als er nun vollends sein Roß, dasselbe das ihn in so vielen Schlachten getragen hatte bestieg, kam ich selbst mir auf meinem gedehnten Engländer, mit meiner schlanken Gertengestalt recht unbedeutend und stutzerhaft gegen den Mann vor, auf dessen Stirn die Erfahrung, und in dessen Adlerauge der Blick des Feldherrn lag.

Mit freundlicher Würde winkte er seiner Frau

Lebewohl zu, und wir ritten von dannen. Mir war indessen unbehaglich zu Muthe denjenigen, gegen den mein Gewissen nicht ganz rein war, so im Glanze seiner Würde und seiner Verdienste vor mir zu sehen.

Es galt die Verleihung einer neuen Fahne: die Truppen waren aufgestellt und spielten bei seiner Ankunft die prächtige Ouvertüre von Fr. Schneider auf den Dessauer Marsch. Es war mir, als sähe ich den alten Helden selbst in der Person meines väterlichen Freundes durch die Glieder reiten; er sah aus wie Einer, der den Abend vor der Schlacht wohl hätte sagen können: „lieber Gott, mische du dich nicht darein, so will ich schon mit den Feinden fertig werden." Als die Ceremonie vorüber war vergaßen die Soldaten ihre steife Haltung, und ein lautes donnerndes Hurrah durchtönte die weite Haide auf der wir uns befanden; mancher Tsako flog in die Luft und die Säbel klirrten, als stimmten sie in den allgemeinen Jubel. Er wischte sich eine Thräne aus der grauen Wimper, und flößte mir in diesem Augenblicke eine so feurige Liebe ein, wie vielleicht niemals seine junge Frau.

Wir ritten langsam der Stadt zu in die ich als ein besserer Mensch zurückzukehren glaubte. Ich war nun mit mir im Reinen und hatte meine Nebenbuhlerschaft mit einem solchen Manne und noch dazu bei ihr die ihm durch alle göttlichen und menschlichen Gesetze angehörte, für das erkannt, was sie war: für ein lassenhaftes Unrecht.

Karoline empfing uns wie immer freundlich und bereitete sich, nachdem Alles wieder in die gewohnte häusliche Ruhe getreten war, darauf vor meine Huldigungen wie gewöhnlich in Empfang zu nehmen; indessen erfolgte nichts dergleichen; ich war ehrerbietig, verbindlich, aber meine gewöhnlichen Geckenphrasen und verstohlene Seufzer blieben diesmal aus. Dies verdroß die junge Frau, und sie drang in mich ihr zu sagen was mir fehle, worauf ich ihr nichts zu sagen wußte. Zum ersten Male in ihrem Leben war sie recht eigentlich kokett, sprang plötzlich auf, suchte dies und jenes, warf sich in irgend einer hübschen Stellung wieder auf das Sofa zurück, lachte überaus lebhaft, und machte alle die kleinen Manövres, durch die junge Damen Männerherzen zu erobern trachten, und die wir ihrer

Meinung nach für pure Natur halten sollen. Der General sah diesen ganzen kleinen Kriegsapparat mit Nachsicht und Gleichmuth an, und sagte nur wiederholt: „Du bist ein Kind."

Endlich da er abgerufen ward versicherte sie, daß ich mich in eine der Stadtschönheiten verlieben müsse; ich wehrte mich gegen diese Zumuthung; sie fing an mich über meine früheren Herzensangelegenheiten zu examiniren, ich versicherte ihr mit ziemlicher Wahrhaftigkeit nie welche gehabt zu haben. Sie rief ein über das andere Mal:

„Unmöglich! mit ein und zwanzig Jahren!" So etwas war ihr nie vorgekommen.

Endlich verließ mich die Geduld, und ich hatte die Impertinenz ihr zu sagen, daß ich ganz bereit sei, mit ihr selbst meine einundzwanzigjährige Nachläßigkeit wieder gut zu machen. Da ward sie böse, nahm ein Licht und ging hastig in ihr Schlafzimmer.

So sind die Frauen, sie geben sich alle Mühe uns zu irgend einer Unschicklichkeit zu ermuthigen sobald wir sie aber begangen haben hüllen sie sich in das Gewand verletzter Würde, und thun als hätten sie kein Wässerchen getrübt. Ich ging lachend zu Bette:

nie war mir Caroline so wenig verführerisch erschienen als heute und ich glaubte nun meiner selbst vollkommen sicher zu sein.

Aber dieselbe Revolution die den Tag vorher der Anblick ihres Mannes in seiner einfachen Würde bei mir hervorgebracht hatte, mochte bei ihr der Gedanke ihre eigene aufs Spiel gesetzt zu haben veranlassen: sie war viel zu feinfühlend, um sich nicht ihres ungeschickten Betragens bewußt zu sein, und den andern Morgen war sie Alles was man sich Liebliches und Holdes denken kann, sie war wie sie mir das erste Mal vor die Augen trat nur daß ein leiser Anflug von Verlegenheit ihre großen Augenlieder manchmal zur Erde senkte.

An diesem Tage wurde der Besuch einer Freundin erwartet die ein paar Wochen bei ihr bleiben sollte. Diese war ihr an Jahren weit voraus geeilt, aber eine der Frauen, deren Herz ewig jung bleibt. Sie hatte einige nicht ganz üble Romane geschrieben, und ihr Inneres war eine wahre Vorrathskammer von schönen Gefühlen, Zärtlichkeiten, verfehlten Bestimmungen und zerrissenen Herzen; sie nannte alle Männer die ihr etwas dichterhaftes zu haben schienen:

„Theuerster, Bester," und alle Frauen: „Süßes Wesen, holde Seele" u. s. w. — Obgleich sie selbst eine Frau von unangefochtenem Rufe war so schienen doch Liebe und Poesie so sehr die Elemente ihres Lebens zu sein daß sie sich nie entschließen konnte den Maßstab der Moral an Herzensverhältnisse zu legen; sobald sie gerührt war war sie entwaffnet. Man neckte sie mit allerlei spaßhaften Geschichten: ihre Jugend fiel in jene Zeit, wo die Gebrüder Schlegel eine wohlthätige Revolution in der deutschen Literatur hervorgebracht hatten, und ihre Verehrung für diese Dichter war unbegränzt; es war ihr bald gelungen, mit Friedrich Schlegel eine Korrespondenz anzuknüpfen die ihr das Recht erwarb ihn nach der Terminologie damaliger Feinempfinder und Schöngeister „mein Schlegel" zu nennen; er hatte eine Reise unternommen auf der er ihr Landgut berühren sollte und sie erwartete ihn täglich als der eintretende Bediente ihrem Harren plötzlich durch die Anmeldung: Herr von Schlegel wünscht seine Aufwartung zu machen," ein Ende machte.

Es trat ein Mann in Uniform und Schnurrbart in das Zimmer, aber vom Enthusiasmus verblendet,

breitet sie ihm beide Arme entgegen und ruft wonnetrunken: „mein Schlegel!“ Der Mann zieht sich bescheiden zurück und stottert, er sei nicht derjenige den sie wahrscheinlich erwarte, sondern der Obrist des nahe garnisonirenden Husaren-Regiments, Namens Schläger; statt außer Fassung zu kommen, sagte sie ihm nur: „auch gut, mein Lieber!“

Diese Dame also, mit ihrer durch Poesie modificirten Moral, war gewiß die übel gewählteste Gesellschafterin für eine junge, lebhafte Frau, indessen war sie Carolinen schon vom Vaterhause her befreundet, und im übrigen bei all ihren Sonderbarkeiten eine äußerst interessante Person. Bei ihr konnte das Gespräch nie auf den gewöhnlichen Alltagsbeziehungen haften, meist drehte es sich um die Literatur. Einst sprachen wir von Werther, einem Buche das junge, zur Liebe geneigte Herzen gerne zum Gegenstand ihrer Unterhaltung wählen. Caroline kannte es nicht und Frau von R. gab es ihr Abends mit in ihr Schlafgemach und drang in sie es mit andächtiger Aufmerksamkeit zu lesen.

Der General mußte am Morgen früh ausreiten und ich begleitete ihn; um eilf Uhr kamen wir nach

Hause und fanden das Frühstück zwar auf dem Tische aber die Damen nicht gegenwärtig; als nach ihnen geschickt wurde hieß es: die gnädige Frau liege noch zu Bette. Erschrocken eilte der General in das Schlafzimmer, kam aber bald darauf lachend wieder und erzählte er habe seine Frau schluchzend im Bette gefunden und Frau von R. in Thränen aufgelöst, über sie hingebeugt; auf die Frage, was es gäbe habe man ihm stumm mit dem Finger den Werther gezeigt.

„Sie wird aber gleich kommen," fuhr er fort, „denn sie hat sich tüchtig geschämt."

Bald erschien sie auch, noch etwas verweint und neben ihrer Freundin unaussprechlich lieblich, denn es war eine Verschiedenheit der Rührungen in diesen beiden Gesichtern die ganz zum Vortheil Carolinens gereichte. Sie war ergriffen von der Neuheit des Eindruckes, von der Schönheit des Buchs, und indem man über sie lächelte freute man sich des unverfälschten Gefühls das ihre unzweideutige Huldigung dem Dichter darbrachte; Frau von R. dagegen schwelgte in übertriebener Extase; sie hatte sich offenbar in den Zustand hinein gearbeitet in den Caroline sich selbst unbewußt gerathen war. Dieser Morgen berauschte

mich vollends. Es wurden nach diesem Anfang natürlich mancherlei, das Herz aufregende Gesprächskapitel fortgesponnen, denn Frau von R. sprach außerordentlich gut und geistreich, verstand es auch so sehr zu fesseln, daß die späte Eßstunde uns alle glühendroth und im Innern nichts weniger als ruhig überraschte.

Kaum saßen wir wieder zusammen so war noch etwas von unserm Gespräche nachzuholen, und so fanden uns der General und der Thee noch immer beim selben Capitel, und den ganzen Tag war fast von nichts die Rede gewesen, als von Werther und seiner Liebe.

In den nächsten Tagen und fast täglich, so lange Frau von R. bei ihren Freunden war, wurden Mondschein-Promenaden unternommen, und ich erinnere mich einer bei welcher ich Caroline den Arm gab während das ältere Paar das sich wohl und lebhaft unterhielt vor uns ging. Es war eine der warmen Nächte, die von Zeit zu Zeit wie schöne Träume aus dem Paradiese sich auf Deutschland herniederlassen; wir gingen im Schloßgarten auf einem Platze der die Täuschung daß man sich in Kaschemir oder Gra-

nada befinde vollkommen hervor rief; Cedern erhoben sich, stolz und traurig in sich selbst zurück gezogen in den Nachthimmel; Palmen wiegten ihre schlanken Blätter; Orangen- und Citronen-Bäume dufteten schweigend, und fernher ertönte eine Tanzmusik. Caroline sagte: „Könnte man doch das Gefühl, das ein solcher Sommer-Mondschein anregt in ein Wort zusammen fassen! es wäre das Zauberwort der deutschen Poesie.“ —

„Das Wort,“ erwiederte ich nur ihr hörbar, heißt — „Sehnsucht!“ — Sie ging still weiter.

Ich konnte dem Eindrucke dieser Umgebung und ihrer Nähe nicht widerstehen, und ein leichtes Zittern befiel mich, das sich meinem Arm mittheilte; sie fragte mich, was mir fehle. Ich zwang mich zum Lachen und sagte ihr:

„Ich stütze das Zauberwort der deutschen Poesie, denn Sie sind die Sehnsucht und was sie stillt.“ — Sie wollte meinen Arm lassen, aber ich drückte den ihrigen fester an mich, und beeilte meine Schritte ein wenig so daß wir nun neben dem General gingen. Er zog uns ins Gespräch, wir antworteten Beide so oft es sein mußte aber ich hielt den weichen Arm und

die kleine Hand die sich der meinigen nicht entzog fest an meine Brust gedrückt, und beging die Verrätherei während dessen unbefangen neben dem Manne herzugehen und freundlich mit ihm zu sprechen. Endlich trennten wir uns unter der Hausthüre, aber lange noch lag ich im Fenster und kühlte meine heiße Brust in der Nachtluft.

Einstmals hatte Frau von R., die gerne Karten spielte den Einfall eine Parthie Whist zu machen. Caroline war des Spiels unkundig nahm aber den ganzen Tag Unterricht bei mir und der Freundin, bis sie endlich Abends mit einer Art von Sicherheit aufzutreten im Stande war. Ich saß ihr gegenüber. Als die Partner gewechselt werden sollten meinte der General, daß wir ebenso gut unsere Plätze behalten könnten da er gerne in allem Möglichen das Schicksal seiner Frau theilen wolle, nur nicht im Kartenspiele. Ich blieb ihr also gegenüber und kann die geheime Wonne nicht beschreiben mit der ich sie immer sagen hörte: „wie viel levés haben w i r? was markiren w i r?“ ja sogar als sie lebhaft ausrief! „wir sind verloren!“ machte es mir ein unaussprechliches Vergnügen. Ich reichte ihr das Kartenspiel zum

Mischen und nahm es wohl auch wieder aus ihrer Hand; hundertmal hatte ich diese Hand schon berührt, aber an diesem Tage strömte aus ihren Fingerspitzen ein elektrischer Funke der jedesmal meinen ganzen Körper durchzuckte; und was das schönste war, ich fühlte daß sie meine Erregung theilte. Auch dieser Abend verging und was mich auch für Qualen in der darauf folgenden Nacht gefoltert haben es waren nicht die der Hoffnungslosigkeit.

Nach dieser der Wahrheit getreuen Erzählung könnet ihr, meine Freunde, ermessen ob nicht bald eine Aenderung in unserm Verhältniß eintreten mußte; Frau von R. rückte diesen Zeitpunkt noch unabweislicher heran. Einst erbat sie sich meine Begleitung auf einem Gange durch die Stadt; sie brachte das Gespräch auf Carolinen, auf ihre frühe Verheirathung, auf ihre Unbekanntschaft mit der Welt und deren Schlingen; ihr Herz sei so warm und gefühlvoll, und sie könne ihren Schmerz nicht verbergen ein so junges Wesen an einen zwar herrlichen, vortrefflichen aber doch sehr alten Mann gekettet zu sehen. Ich glühte während dieser Rede und meine Bewegung mochte sich in meinen Zügen kund geben. Sie sah mich dann plötz-

lich an, legte ihre Hand auf mein Herz und fragte halb zögernd: „Wäre es hier nicht richtig? „Ich fühlte wie mir das Blut zum Kopfe stieg, war aber nicht im Stande ihr ablenkend zu antworten. Um kurz zu sein, bald war sie die Vertraute meiner ganzen Leidenschaft und Leiden, und es fehlte von meiner Seite nicht an Bitten um Rath und Hülfe. Das war nun eine Sache nach ihrem Geschmacke; eine unglückliche, unerlaubte Liebe! Sie konnte nach der Natur die schönsten Studien zu ihren künftigen Romanen machen, und nahm sich sicherlich vor diese Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen. Sie betastete jeden meiner Gefühlsnerven, jeden kranken Fleck meines Herzens mit so geübter Hand, daß ich wie ein offenes Buch vor ihr lag und meine Gefühle sich zehnfach steigerten. Ich erwähne dieses halb erzwungenen Vertrauens, eben weil es der Liebe die bis jezt eigentlich nicht viel mehr als eine Folge des Müssiggangs gewesen war plötzlich ein Bürgerrecht in meinem Herzen einräumte. Von diesem Tage an war sie ein ernsthaftes nicht mehr zum Scherze taugliches Gefühl geworden, alle bis jetzt verehrten Grundsätze wurden fortan in Schatten gestellt; natürlich glaubte ich, nie

habe ein Mensch unwiderstehlicher geliebt, und sobald ich dieß erkannt hatte stand auch der Entschluß fest, mich ferner nicht mehr mit unnützen Kämpfen zu ermatten.

Der General machte gerne seine ziemlich hohe l'Hombreparthie in Gesellschaft. Es wurde eines Abends, als wir drei ohne Frau von R. die häufig kränkelte in Gesellschaft waren, sehr spät und noch immer war das Spiel nicht zu Ende. Der General winkte mir und bat mich Carolinen die ermüdet schien nach Hause zu führen da er in der schönen Sommernacht keinen Wagen bestellt hatte; ich theilte ihr den Wunsch ihres Mannes mit und halb zögernd halb begierig ergriff sie den Vorschlag.

Wir wandelten wieder durch die düstern Gassen, aber allein, und in weit gefährlicherer Stimmung als vor acht Tagen. Wieder hielt ich ihren Arm fest in dem meinigen, aber wir sprachen kein Wort, jeder Laut hätte eine Stimmung verrathen die uns Beiden kein Geheimniß war; so kamen wir an das Haus (zufällig begegnete uns Niemand von der Dienerschaft) und dann in einen langen Gang der nach ihren

Zimmern führte; langsam geleitete ich sie bis an die Thüre ohne zu sprechen, endlich sagte ich:

„Gute Nacht!“ mit jenem zögernden, ausdruksvollem Tone, der ganze Reden in sich faßt. —

„Gute Nacht!“ hauchte sie, und noch immer hielt ich ihre Hand. —

„Was ist ihnen, theure Caroline?“ rief ich mit gedämpfter Stimme als ich sie so heftig zittern sah daß sie sich an die Wand lehnen mußte; meine eigenen Glieder waren auch nicht fest. —

„O Fritz!“ flüsterte sie, und verbarg ihr Gesicht in beide Hände die sie frei gemacht hatte.

Ich faßte Muth und legte meinen Arm um ihren zusammensinkenden Leib, es konnte auch nur zur Stütze sein, aber sie sank in Thränen aufgelöst an meine Brust.

Ein flüchtiger Kuß beseligte uns auf einen Augenblick, und schnell wie von demselben Impuls getrieben flogen wir auseinander.

Ich ging heftig in meinem Zimmer auf und ab; welche Himmelsleiter stand vor mir, deren erste Stufe ich erstiegen hatte! Wie glücklich wäre ich gewesen wenn mein Gewissen mich nicht gepeinigt hätte! aber

der Verrath den ich im Begriff zu begehen war beängstigte meine Seele doch! Ich wollte fort; hinaus in die Welt, den Rhein nie, nie wiedersehen; vor der Hand ging ich nach kurzem Schlummer zum Frühstück in das Wohnzimmer hinunter.

Da saß sie und die beiden Andern schon um den Tisch versammelt. Der General las die Zeitungen und schüttelte unwillig mit dem Kopfe.

„Hier ist etwas Schändliches geschehen" sagte er, „ein Mann hat ein Mädchen gewaltsam entführt, und sie dann entehrt der Familie zurückgeschickt, ohne sie heirathen zu wollen. Die Sache ist vor den Assisen und wird einen skandalösen Prozeß veranlassen. Ich bin wahrlich kein Sittenprediger, aber diese Geschichte empört mich in tiefster Seele! was ein hübscher Junge aus freier Gunst bei einem Weibe erlangen kann, gönne man ihm; der Mann soll aufpassen! oder er soll sich Liebe erwerben! aber Gewalt — und gebrochene Schwüre! pfui! abscheulich!"

Bei der leichtsinnig ausgesprochenen Krieger-Moral des alten Soldaten richtete ich den Blik verstohlen zu Carolinen; ihre Wimper zuckte um nach mir aufzusehen, aber sie erhob sie nicht, was mir außeror-

dentlich wohl gefiel. Daß sie aber von selben Gedanken getroffen war wie ich, verrieth mir ihr tiefes Erröthen.

Ich mag mich nicht entschuldigen über den Verrath, den ich im Herzen wenigstens, gegen meinen väterlichen Freund beging; aber es gibt eben Augenblicke in denen die Leidenschaft lauter spricht als die Stimme des Gewissens, und wo die Verfolgung eines heiß erstrebten Zweckes das Ohr für Alles schärft was ihm in die Hand arbeitet und vor jeder Warnung schließt. Das Einzige was ich für mich anführen könnte ist daß ich zum ersten Male in meinem Leben recht ordentlich verliebt war, und daß dieses Gefühl bei mir wie bei jedem Andern eine Art von Wahnsinn hervorbrachte der den Betroffenen einigermaßen unzurechnungsfähig macht.

Kaum sah ich mich mit Carolinen allein als ich sie rasch in meine Arme schloß und sagte: „Also was man aus freier Gunst erlangen kann — —?" Sie zürnte nicht, stieß mich nicht von sich; sie kreuzte die Arme auf der Brust, ließ das Köpfchen sinken und duldete es daß ich ihr Gesicht leise aufrichtete und an das meine drückte. Plötzlich riß sie sich los und

setzte sich an das andere Ende des Zimmers an ihren Nähtisch; ich zog mich stille zurück.

Als Caroline mich wieder sah, waren Fremde im Zimmer; sie gab mir ein Buch und sagte: „Hier ist Ahnung und Gegenwart, und nun mahnen sie mich nicht mehr darum." Ich trug es fort, meine Ahnung hatte mich nicht betrogen, es war ein Zettelchen in dem Buche, auf feinstem Papier mit Goldschnitt; auf dem Petschaft stand:

„'ne Sonnenblume „elle vous suit partout"

„Das Wachs vom schönsten Roth war superfein."

Es war ein rührendes Briefchen, wie sie manchem Manne geschrieben worden sind, und wie sie mancher unbeachtet gelassen hat; sie bat mich zu vergessen was sie in ihrer Schwachheit habe geschehen lassen, sie sprach von ihrem verehrten, geliebten Manne, und beschwor mich, sie nicht ferner zu beunruhigen.

Ich fand ihre Bitte wirklich recht rührend und schön, nur schien es mir etwas unbillig daß ich gerade der Starke und Entsagende sein sollte; ich antwortete ihr in ähnlichem Style und suchte ihr das Briefchen zuzustecken. Hiebei kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken daß die Verliebten nichts Klügeres

für ihren Vortheil erfinden konnten, als das Geheimniß; denn jedem Nüchternen würden ihre kleinen Plänkeleien, ihre Liebesbriefchen, ihr gern wollen und es doch nicht wagen, so unbeschreiblich läppisch erscheinen daß nur Heil unter dem Schleier zu suchen ist den sie geschickt über ihren Verkehr breiten; nur muß ich bemerken, daß ich hier nicht von einer wahren, mächtigen Leidenschaft spreche, sondern von jenen Liebeleien die gewöhnlich die Jugendjahre eines Mannes ausfüllen, oder vielmehr, leer lassen!

Mein Briefchen spielte ich ihr glücklich in die Hände; ich gab ihr darin recht, und versicherte jede meiner Bewegungen bewachen zu wollen; zwei ganze Tage gab ich mir auch den Anschein der vollkommensten Gleichgültigkeit; aber dies schoß wieder über das Ziel heraus; sie verlangte Symptome des Kampfes eines zerrissenen Herzens, kurz des größten Elends, das sie dann durch mildes Zureden stillen, und in Gott weiß was für ein romantisches Verhältniß auflösen wollte. Also, wie gesagt, sie hielt diese Kälte nicht aus, und eines Tages, ehe ich es mir versah, lag sie in meinen Armen, an meine Brust gedrückt, und weinte Thränen die ich mit Wonne von ihren Augen

küßte. Von da an benutzten wir jeden verstohlenen Augenblick, um von unserem Schmerz und unserer Liebe zu sprechen.

Frau v. R., die eigentlich diese verbotene Glut in uns erst angefacht hatte, leitete während dieser Zeit das Gespräch sehr oft auf die Wonne der Entsagung, die Schönheit der Tugend nach ihrem Siege, das Unglük verbotener Liebe, und dergleichen mehr. Denn diese brave Frau liebte nichts mehr als die Leute ins Wasser zu stürzen und dann den Versuch zu machen sie wieder herauszuziehen. Sie sagte mir einmal:

„Theuerster, unglücklicher Freund, ich habe viel über Sie und ihren Zustand nachgedacht und habe nur einen Rath für Sie gefunden: vertrauen Sie sich dem vortrefflichsten, ehrwürdigsten Manne, dem Generale an.“

Ich erstaunte.

„Und wenn Sie es nicht thun wollen, so muß ich es thun.“

Jetzt ward die Sache ernsthaft, und ich mußte mich schnell fassen.

„Was“, sagte ich, gnädige Frau, soll ich dem Generale vertrauen? Ich verstehe sie nicht.“ —

„Ihre Liebe,“ erwiederte sie weich, „zu seiner Gattin!“ —

„Ach!“ rief ich aus, „davon sprechen Sie? Ja, es ist wahr, ich habe Ihnen einmal in einer melancholischen Stunde so etwas vorgeklagt, aber schon vor vierzehn Tagen, und das ist längst wieder vorbei!“

„Leichtsinniger Mensch!“ sagte sie mit Entsetzen, „wie sprechen Sie von den heiligsten Gefühlen, die den Menschen in den Himmel erheben und in die Hölle stürzen können?“ —

„O nein, ich habe viel Respekt vor der Liebe,“ sagte ich, „aber hier ist eigentlich davon nicht die Rede, und sagen Sie selbst, ist es in diesem Falle nicht ein großes Glück?“

„Glücklicher Leichtsinn der Jugend!“ seufzte sie, „ein neues Capitel in das Buch meiner Erfahrungen!“

Ich war froh, denn hatte ich mir selbst auch den Hals in ihrer Meinung gebrochen, so hatte sie doch durchaus keinen Verdacht mehr, und ich keine Verlegenheiten von ihrer Einmischung zu befürchten.

Eines Tages war der General in Dienstgeschäften von der Stadt abwesend, Frau von R. lag krank zu Bette und ich saß zum ersten Male ohne alle Furcht vor Störung neben Carolinen. Sie war sehr schön in dieser Stunde (der Obrist lehnte sich bei diesen Worten in seinen Stuhl zurück und schloß die Augen; es war ein Abdruck jugendlicher Erinnerung auf seinem schönen Gesichte, der den Augenblick, den er beschrieb, lebendig vor die Sinne der Zuhörer zauberte. — Nach einer Pause fuhr er fort): Wir saßen im süßestem Geschwätz neben einander; zum ersten Male hatte sie es mir mit Worten ausgesprochen, daß ich ihr, ach! zu theuer sei; — ich küßte ihre kleinen Hände.

„Und wodurch," fragte ich sie, „ist mir diese holde Neigung zugewendet worden? Ich bin ein unbedeutender Mensch, und habe noch nichts thun können, was mich aus dem Trosse heraushübe!"

„Ich liebte Sie schon, ehe ich Sie kannte," erwiederte sie zärtlich; „mein Mann hat mich zuerst auf Sie aufmerksam gemacht. Als er Sie das erste Mal bei ihrem Vater sah, sagte er mir: „der Fritz Salen,

das ist ein Mensch, wie ich sie gerne habe; er ist klug und doch bescheiden, bieder und muthig, treu und brav bis in die innerste Seele, dem könnte jeder Vater seine Tochter, jeder Mann seine Frau sicher anvertrauen, denn auf seinem Gesichte liegt die reinste männliche Unschuld, die mir noch begegnet ist. Es ist ein Labsal, in unserer Zeit einem solchen jungen Manne zu begegnen. — Den sollst du mir lieb haben um meinetwillen." — Während Caroline sprach, fiel ein Schleier von meinem innern Auge — ich sah auf einmal hell in den Abgrund vor dem ich stand. — Ich ließ ihre Hand los und stand auf; — sie sah mich angstvoll an — und ein Blick verrieth ihr meinen Seelenzustand. Der Sinn der Worte die sie gesprochen hatte ging auch ihr plötzlich auf, — sie hatte unbewußt unser ganzes Verhältniß in seiner nackten Verworfenheit hingestellt. — Gott sei gedankt, daß es noch Zeit war. — Den Mann sollt' ich verrathen, der mein Gemüth für unschuldig und rein hielt, und der durch die That bewies, daß keine Spur des Verdachtes in ihm wohnte? — Die heilige Arglosigkeit seiner Seele war ich zu morden im Begriff gewesen. — Caroline kam mir plötzlich vor, wie ein mir an-

vertrautes Gut — ich reichte ihr die Hand und sagte ihr: „Leben Sie wohl!“ — —

Der Obrist machte eine kleine Pause — dann sagte er:

„Damals rettete mich kein Gedanke an Gott, keine Lehre der Moral davor eine Unwürdigkeit zu begehen; — was mich rettete, war die Furcht, vor mir selbst als ein Schuft zu erscheinen! — ich nenne diese Furcht — die Ehre.“

Philipp rief begeistert aus: „Nenne es Moral — Grundsatz — Ehre — wie du willst! — es bleibt immer Gott! —“

Meine alte Wärterin;

aus den Papieren einer Freundin.

Sie hieß Sophie und war die Tochter eines herun-
tergekommenen Kaufmanns aus Regensburg. Den
eigenthümlichen Dialekt dieser nicht minder herunter-
gekommenen Stadt hat sie in größter Reinheit bis zu
ihrem Ende, fünfzig Jahre nach ihrem Scheiden aus
derselben, bewahrt. Sie war kaum 20 Jahre alt als
ihr hartes Geschick sie in die Fremde trieb. Zu wem
sie damals kam, welche unartige Kinder sie hat wa-
schen, von wessen Launen sie alle Qualen der Dienst-
barkeit hintereinander hat erdulden müssen, dieß alles
ist mir unbekannt geblieben, oder wenn sie es mir
erzählt hat, so ist es mit vielen ihrer guten Lehren
vergessen worden. Meiner Wohlthäterin und Er-
zieherin wurde sie von einer Dame, die zu ihren

Freundinnen gehörte, als eine treue, sorgsame Pflegerin empfohlen. Unser bisheriges Kindsmädchen hatte sich auf dem Lande verheirathet, und als wir im Winter nach Wien zurükkehrten, trafen wir Sophie schon dort als Bonne eingerichtet. Sie kam uns am Thore entgegen, packte uns aus dem Reisewagen aus und führte uns in zwei gute warme Zimmer im zweiten Stockwerke, die der Schauplatz für unsere künftigen Leiden und Freuden zu sein bestimmt waren. Sie war damals etwa fünfzig Jahre alt, hatte eine spitze, magere Nase, die sie zum Tabakschnupfen verführt hatte, obgleich sie es heftig läugnete und ihre Dose wie einen geheimen Talisman verbarg. Dieß war die einzige Heimlichkeit, auf der ich sie jemals ertappt habe, und Kindern ist nicht leicht etwas zu verbergen, besonders nicht die Schwächen ihrer Vorgesetzten.

Ihre Person war klein und möglichst dürr, ihr Mund wenig anmuthig und nur spärlich mit Zähnen besetzt; ihr Haar dünn und graugemischt. Sophie hatte also keine körperlichen Reize mehr oder hatte sie nie gehabt, aber ein paar lebhafte, braune Augen, die gewissenhafteste Reinlichkeit ihrer Person und ihrer Kleidung und eine geschickte Rührigkeit konnten

dennoch als Empfehlungen ihrer äußeren Erscheinung gelten; ihre Stimme aber war gellend und kletterte in der Lebhaftigkeit durch alle Tonleitern. Eine kleine Harthörigkeit, an der sie litt, hat den einzigen üblen Einfluß auf mich gehabt, dessen ich sie anklagen kann: sie ist Ursache, daß ich zu laut spreche.

So wie sie war, liebten wir sie Alle in den ersten acht Tagen vom Herzen; wir waren drei gutgeartete kleine Mädchen, denen es nur in der Lebhaftigkeit geschah gegen die ihnen gesetzte Autorität zu rebelliren. Am wenigsten Zuneigung entwickelte sich zwischen ihr und Clara, einem schönen Kinde, die nach kaum erreichtem Jungfrauenalter auf einer Reise nach Italien starb. Sie war ein treffliches Mädchen, doch stark an Sympathien und Antipathien leidend; und doch hatte sie mit Sophie einen Berührungspunkt, der sie zuweilen zu ihrem treuen Bundesgenossen machte, während derselbe mich in die feindseligste Berührung mit ihnen brachte. Clara war eine Sächsin und Sophie hatte in Sachsen mehrere der glücklichsten Jahre ihres Lebens zugebracht, deren sie mit unauslöschlicher Dankbarkeit gedachte. Jezt streiten sich Kinder um ein Spielzeug, damals, es war im Jahre 1812, waren es

Weltbegebenheiten, die sie beschäftigten: man lernte noch eher die Franzosen hassen als den ersten Buchstaben schreiben, und tiefer wie gegen sie wurzelte noch der Grimm gegen ihre deutschen Bundesgenossen. Gottlob, diese Zeit ist vorüber, und sie sei vergessen auf immerdar. Demzufolge standen auch die Sachsen damals in nur geringem Ansehen, eine Ansicht, die ich meiner lieben kleinen Freundin freilich nur dann mittheilte, wenn sie dem Könige von Preußen zu nahe trat und meine politischen Leidenschaften allzuheftig aufloderten. Sophie aber vertheidigte nicht nur die Sachsen, sondern sie hatte nach Art großer Charaktere ihrer Zeit vorgegriffen, und machte schon jetzt Hymnen auf Napoleon; obgleich der Zeitpunkt noch nicht gekommen war wo dieser in die Rechte einer politischen Person eingesetzt ward, und einen unserer durch und durch deutschesten Dichter zu einer der schönsten Balladen veranlassen durfte, die unsere Literatur aufzuweisen hat. Mit welcher Begeisterung hätte Sophie uns vordeklamirt: „Er trägt ein kleines Hütchen, er trägt ein einfach Kleid, und einen kleinen Degen trägt er an seiner Seit';" eine Stelle, die ohnehin die Eigenthümlichkeit hat, daß ein Jeder, der sie

liest, in dem Augenblicke von dem Gefühle erfaßt wird, als sei er ein begeisterter Anhänger des Mannes gewesen, der das kleine Hütchen und den kleinen Degen trug, und hätt' er auch zu seiner Zeit Gut und Leben gegen ihn eingesetzt. Wir waren noch nicht lange beisammen, als Sophie eine Gabe zu entwickeln begann, die uns alle politischen Streitigkeiten vergessen ließ: sie konnte stundenlang erzählen, ein Talent, das durch die ungeheure Menge von Büchern, die in Jedermanns Hand kömmt, nicht mehr entwickelt wird und höchstens noch bei Kindsfrauen anzutreffen ist; es gibt nur noch gedruckte Grafen von Lukanor. Sie erzählte mit einem Feuer und einer Lebendigkeit, die ihren Dialekt und ihre unangenehme Stimme siegreich bezwang. Meist schöpfte sie ihre Stoffe aus früheren Verhältnissen, großentheils aus Reisen, die sie auf der Donau, in Steyermark, in Oberösterreich und dem Salzkammergute gemacht hatte. Wir hingen mit dem größten Ergötzen an ihrem Munde, wenn sie uns die Naturwunder jener Gegenden vor die Augen führte, wenn sie vom Hallstädter See, vom Gosauzwang, von ihrer Besteigung des Schneeberges sprach. Auch von den Häusern, in denen sie früher gelebt hatte, erzählte sie mit wahrer

Anhänglichkeit, wenn man nur einigermaßen den Schatz der Liebe, der in ihrem Herzen wohnte, hatte anerkennen wollen. Immer und immer erwähnte sie eines halb verkrüppelten Knaben: wie dieser nicht hatte zu Bette gehen wollen, ohne daß sie ihn hineinlegte und ihm die Hand beim Einschlafen hielt, und wie er nichts aß und trank als was sie ihm gab. Wir lernten ihn später kennen; er war ein unangenehmer halb boshafter halb geistesschwacher Egoist, aber ihr blieb er ein theurer, rührender Pflegling, dem sie durch Liebe ersetzen mußte, was ihm die Natur versagt hatte.

Noch einen Knaben sahen wir, den sie früher gepflegt hatte; sie sprach zu uns nie anders als im Tone der mütterlichsten Zärtlichkeit von ihm und erzählte uns viele Züge seiner Niedlichkeit, seiner Sanftmuth, seiner Liebe zu ihr; und als er sie dann einmal besuchte, war es ein ungeschliffener Schulknabe von zweideutiger Reinlichkeit, der auf unserem glatten Fußboden ausrutschte, und ihr, die mit überströmenden Augen über ihn hing, nicht zwei Worte zu sagen wußte und froh war, als er wieder weg kam. Aber das störte sie nicht, sie sah immer den kleinen lieben Franz in ihm, und auch wir theilten uns unsere Bemerkungen

nur halb verschämt mit, aus Pietät für unsere alte Sophie.

Rissen einmal ihre eigenen Erzählungen ab, so hatte sie noch ein weites Feld der Unterhaltung in unzähligen auswendig behaltenen Gedichten, die sie auf so eigenthümliche Weise, wie ich später nie etwas gehört habe, vortrug: die Verse alle mit regelmäßigem Fall wie die französischen Tragiker sie sprechen; ohne die mindeste Ehrfurcht vor den Diphtongen; dabei mit Bedacht nach einem lebhaften Vortrage strebend. So ließ sie Frau Schnipsen im allerhöchsten Vogeldiskant sprechen, während der Herr eine tiefe Redeweise im Predigerton anstimmte.

Sie wußte die ganze Glocke, die Bürgschaft, die Büßende, die sie „die Bießende" nannte, Leonarde und Blandine, und Gott weiß was alles auswendig, und rezitirte sie ganz in der Manier eines Leiermanns; dabei entschlüpften ihr oft die „ge" in den Partizipien nach Regensburger Weise, und sie sagte zum Beispiel: „Sie war nicht baut von Menschenhand, es hätte sich's keiner verwogen."

Diese Eigenheiten hinderten uns keineswegs Sophiens Deklamatorien mit durstigem Ohre zuzuhören.

Bei mir namentlich nahm die Balladenlust so überhand, daß sie mir auf dem langen Wege von der vordern Schenkenstrasse in die Anna-Gasse, unserem Schulwege, durch die wimmelnde Stadt und lebensgefährlichen Wagenkreuzungen immerfort die Schätze ihres Gedächtnisses auskramen mußte.

Im Sommer waren wir ihr allein anvertraut: unsere Pflegemutter ging aufs Land und wir bewohnten das weitläufige Haus mit einem Portier und einem Stubenmädchen, das Sophie auch zu uns gebracht hatte, allein. Unsere Lene war ein zwerghaftes, alterndes Mädchen von der größten Treue und Zuverlässigkeit, an die wir uns bald so gewöhnten, daß keine von uns auf eine andere Weise ihr Bette bestiegen hätte, als auf Lenens Arm dahingetragen. Anfangs waren Träger und Last im gehörigen Verhältnisse; als ich aber nach und nach zu einer, bei den Frauen ungewöhnlichen Länge heranschoß, und Lene mich (ein zweiter Milon von Krotone) mit 14 Jahren noch immer gutwillig zu Bette trug, berührten meine langen jungen Glieder beinah die Erde, wenn ich auf ihren Armen saß, und meine Einlagerung ging immer unter dem fröhlichsten Gelächter vor sich.

Die einsamen Sommer waren voller Freuden für uns. Der Prater war oft der Schauplatz derselben; nicht die große Allee mit ihren geschmückten Equipagen, sondern der prächtige grüne Wald hinter derselben, die überdachten Plätze am Stromesufer voll Vogelsang und Wellenrauschen und holder Einsamkeit. Dort verweilten wir des Sonntags stundenlang mit Sophien und bogen uns Hütten aus Weidenzweigen zusammen und bildeten uns ein, die Jungfrau von Orleans zu sein oder die heilige Genovefa, oder Tankred im verzauberten Walde von Jerusalem. Kam ein Tyrann in unsern Spielen vor, so weigerte sich Sophie niemals denselben mit Feuer und Anstand zu agiren. Ich habe später kein Leid erfahren, dessen Schatten nicht in diesen Spielen meine junge Seele bewegt hätte.

Manchmal ward ein Fiaker für den ganzen Tag genommen und sie führte uns an einen der reizendsten Orte, an denen Wiens Umgebungen reich sind. Das waren Tage voll Lust, wo wir Blumen pflückten und Kränze wanden; noch immer sind mir die Anemone und die Zeitlose, die wir häufig auf jenen Bergen fanden, durch die Erinnerung an damals theuer wie beseelte Wesen. Einmal waren wir auf dem Ko-

denzel, dessen waldartiger Park von blauem Flieder strotzte, als wär's ein wildwachsender Busch. Wir hatten jede einen ungeheuren Strauß davon gepflückt und fächelten uns damit in der lauen Abendluft, als ein Gärtner uns mit diesem Raub erblickte und unwillig war, daß wir so rücksichtslos gepflückt hatten. Sophie aber trug zu ihrer großen Beschämung den riesenmäßigsten Strauß von uns Allen.

So machte sie sich bei der redlichsten Strenge und Pedanterie, die manchmal durch ihr weiches Gemüth herausbrach, immer zu unserer Gespielin und Freundin, trotz dem Unterschiede der Jahre und der Stellung. Manchmal aber lachten wir doch heimlich über sie: ihre Freude an der schönen Literatur und ihre ganz vernachlässigte Erziehung gaben Anlaß zu den drolligsten Contrasten; sie schrieb nicht orthographisch und schwärmte für Wilhelm Meister; von Mignon hatte sie uns so viel Liebes und Schönes erzählt, daß wir lange Zeit geglaubt haben, sie sei einer ihrer Pfleglinge gewesen. Ich habe später oft lächeln müssen, wenn ich hörte, wie Mütter den Wilhelm Meister für ihre Töchter streng verpönten, und dabei an die unschuldige Begeisterung unserer Sophie für denselben

dachte. Doch war ihre Freude an literarischen Werken sehr verschieden von der sogenannten Stubenmädchen-Bildung. Nie hat sie etwas Schlechtes bewundert; unsere besten deutschen Dichter und Schriftsteller waren die würdigen Gegenstände ihrer Begeisterung, und das Gefühl in Herzen dieser Art Widerklang zu finden, sollte das Ziel des besten literarischen Ehrgeizes sein. Sie wollte nicht poetisch sein, aber sie war es. Eine in sich selbstzufriedene alte Jungfrau mit der wärmsten Liebe für fremde Kinder, ohne Anspruch auf Anerkennung, glücklich durch die Befähigung fremdes Verdienst würdigen zu können, ist gewiß eine der gottgefälligsten Erscheinungen auf Erden, wenn sie auch von den Menschen kaum beachtet wird.

Endlich waren wir herangewachsen und der Tod raffte Clara in der schönsten Blüthe ihrer Schönheit hinweg; unsere Pflegemutter aber verließ Wien, und da Sophien's Sorge für uns unnütz geworden war, blieb sie zurück. Sie hatte sich in ihrer langen Dienstbarkeit ein kleines bescheidenes Kapital erworben, und manchmal zeigte sie uns das Dokument, das ihr darüber ausgestellt worden war. Es lag in einem Schmuckkästchen, das zugleich ein großes schönes Kreuz von

hochrothen orientalischen Granaten bewahrte, ein letztes Andenken aus ihrem väterlichen Hause. Nie ist mir der Schmuck einer Fürstin so prächtig und so geheimnißvoll erschienen als diese Granaten, die sie nie trug und die ich mit den Karfunkelsteinen der Märchenwelt in Verbindung brachte.

Sie setzte ihr kleines Kapital in eine Lebensrente um, von welcher sie, in Verbindung mit dem Fleiße ihrer Hände, leben konnte, denn sie meinte Freunde genug zu haben, die es ihr an Arbeit nicht fehlen lassen würden. Ich verließ sie mit dem Versprechen: sie, wenn ich einst meinen eigenen Herd haben würde, zu mir zu nehmen, um ihr die Augen zu schließen.

Nach drei Jahren hatte ich meinen eigenen Herd, aber so weit von Sophien, als es in Deutschland nur immer möglich ist; dennoch bat ich sie zu mir zu kommen und meinen Kindern zu werden was sie mir gewesen war. Sie schrieb mir in gerührter Anerkennung meiner Treue, aber sie war zu sehr an Wien gewohnt, wo es ihr an Erwerbmitteln, die ihre kleinen Ansprüche befriedigten, nicht fehlte. Als ich lange darauf an diesen Ort zurückkam, war sie todt. Sie hatte für Geld genäht bis zum lezten Tage ihres ganzen Lebens,

in den Nebenstunden für sich selbst ein weißes Sterbekleid und ein feines Häubchen für ihr ergrautes Todtenhaupt. In ihrem Schreibtische fand man die nöthige Summe zu einem anständigen Begräbnisse; der Ertrag ihres Mobiliars reichte hin die kleinen Schulden der lezten Zeit zu decken und die Leichenwäscherin zu bezahlen, auch für ein paar Arme blieb noch etwas übrig. Alles dies hatte sie weitläufig aufgeschrieben, dann hatte sie sich ruhig und heiter zu Bette gelegt und ihre Augen ohne Schmerz geschlossen.

So ist sie spurlos dahin gegangen; es bedurfte nicht einmal der Zeit um die Lücke zu schließen die ihr Tod gemacht hatte: das Nähzeug ihrer Kunden ward zu einer andern geschickt und das Zimmerchen im vierten Stok, das sie bewohnt hatte, andern Miethern anheim gegeben. Selbst in uns, denen sie die Kinderjahre beschirmt und erheitert hatte, ließ ihr Scheiden nicht einmal einen Schmerz, sondern eine bloße Wehmuth zurück. Und doch hat sie vielleicht den Keim desjenigen in uns genährt, das unsere Liebsten an uns knüpft, und hat ihr Tod auch keinen Schmerz erregt, so war ihr Leben doch ein Segen.

Das Falkenmädchen.

Ein alter, reicher Kaufherr rollte im Frühjahr 1837 in einem bequemen Wagen auf der langweiligen Chaussé von Köln nach Düsseldorf dahin, und überließ sich in der Einsamkeit der Reise seinen Gedanken, die trotz der Gemächlichkeit seiner Lage, doch von trüber Art waren.

„Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege der Staub sich hebt," — dieser einfache, aber wunderbar bezeichnende Vers tönte in seinem Inneren wieder; denn es waren nun zwei Jahre her, daß er den jüngsten Sohn im zurückgeschlagenen Reisewagen, nach ihm und der Mutter zurückwinkend, hinter der Felsenecke der Heerstraße hatte verschwinden sehen; die Staubwolke, die das Fuhrwerk aufge-

regt hatte, und die nach und nach zurücksank, war das letzte sinnliche Zeichen gewesen, das ihm des Sohnes Wandel auf Erden verkündet hatte — denn er war damals nach dem südlichen Frankreich gefahren, um seine kranke Brust in Nizza zu heilen — und nicht wiedergekehrt. — Man hatte ihn müssen allein reisen lassen, denn der Vater konnte das große Handelsgeschäft nicht verlassen, — die Mutter das Hauswesen und den Vater nicht, und der älteste Sohn Konrad, der seinen Bruder mit einer Art von Abgötterei liebte, war zu derselben Zeit nach Amerika gegangen, um dort neue Handelsverbindungen anzuknüpfen, als Eduard, der Jüngere, die Universität bezog.

Beide Brüder waren der gerechte Stolz ihrer aus dem Volke hervorgegangenen Eltern, die sich bemühten, die Vernachlässigung der eigenen Erziehung an den Söhnen wieder gut zu machen; aber Eduard's Geistesgaben waren glänzender, sein Humor heiterer, daher er auch der allgemeine Liebling war; aber Niemand bewunderte ihn im höheren Maße, als sein Bruder. Die Geschwisterliebe ist sich nicht immer gleich, oft wird sie durch eine Neigung zum Streit

gestört, oft durch einen unvernünftigen Vorzug, den die Eltern dem Einen vor dem Andern geben; hier aber war sie in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit entwickelt; jeder Bruder hielt den andern für den bei weitem ausgezeichneteren; Eduard's lachendes Auge entwaffnete die Ungeduld, die sich Konrad's oft bei seiner übermäßigen Lebhaftigkeit bemächtigen wollte — und ein zurechtweisender Blick Konrad's setzte den ausgelassenen Streichen Eduard's immer eine Schranke. — Auch waren die Brüder sich an Bildung gleich, während die Eltern ihnen darin nachstanden; dies verschönte natürlich ihren gegenseitigen Verkehr, und wies sie auf einen geistigen Austausch an. — Daher riß die Trennung in Beider Herzen eine tiefe Wunde; indessen werden Kaufleute nicht dazu erzogen, ihren Vortheil einem Gefühle aufzuopfern, und Konrad ging — ohne einer Aengstlichkeit, die ihm Eduard's Gesundheit wider Willen einflößte, Raum geben zu wollen. — Er war noch nicht zwei Jahre vom Hause, als man ihn von der beunruhigenden Brustkrankheit seines Bruders, und von dessen Reise nach Nizza benachrichtigte, und dasselbe Postschiff, das ihm diesen Brief brachte, mußte ihn

selbst aufnehmen um zurückzureisen; er begrüßte nur eben die Eltern, und eilte dem Bruder nach.

Wie fand er ihn verändert! — er sah nicht mehr aus wie ein Irdischer, auch nicht wie ein Engel — wenn man sich diese in freundlicher Idealität vorstellt — wie Tizian und Gian Bellin sie malten — aber der Todesengel blickte aus seinen doppelt so großen Augen; er konnte nicht mehr aufstehen, war aber fortwährend der Muthige, Erheiternde. Er verfügte über sein ganzes kleines Eigenthum, als wäre von einer fröhlichen Weihnachtsbescheerung an seine Lieben die Rede; alle Befürchtungen schienen sich in seinem Gemüthe zu Hoffnungen umzuwandeln, die er gerne von der besseren Einsicht seines Bruders bestätigt hörte.

„Nicht wahr, jung sterben ist schön?" fragte er ihn oft — und Eduard hatte die Kraft zu antworten: „gewiß;" — dann lächelte er kindlich und selig und sah ganz befriedigt aus. Seine Phantasieen, seine Träume waren von der sanftesten, lieblichsten Art, und dennoch herzzerreißend; bald träumte er von Schiffen, die ihn wegführten, und er saß als Matrose am Steuer, mit dem ostindischen Tuche um

den Hals geschlungen, das er eben trug, und den Hemdekragen darüber geschlagen; das beschrieb er ganz deutlich und sagte einschlummernd: „leb' wohl, leb wohl!" — bald summte er halb bewußtlos vor sich hin:

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut' wetzt er das Messer —
Bald wird er d'rein schneiden,
Wir müssen's nur leiden!" —

Dabei sah er mit jedem Tage himmlischer aus, bis zum letzten, wo er sich gänzlich veränderte, und aus schwerem Schlummer nur zuweilen erwachte um zu sagen: „ich bin müde!" und dann endlich nicht mehr erwachte.

Konrad trug ihn in seinen Armen aus dem Bette und ließ die geliebte Leiche von Niemanden berühren; er machte alle nöthigen Anstalten mit rastloser Thätigkeit; aber als es nun aus war, und nichts mehr für Eduard geschehen konnte, da war ihm wohl die Erde eine Wüstenei, und es kam ihm vor, als müsse der Schmerz ihn tödten. In diesem trostlosem Gemüthszustande reis'te er zurück; von Basel aus auf

dem Dampfbote — das Wasser that ihm wohler als die Landstraße.

Er war nun der einzige Gegenstand der Elternliebe, aber in der Undankbarkeit, die ein großer Schmerz zur Folge hat — erkannte er sie nicht in ihrem ganzen Umfange. Er verlangte fort, und wußte nicht wohin. — Sein Gemüthszustand ward nach und nach beängstigend, da ihm nichts Theilnahme einzuflößen vermochte. Als ihm der Vater einst ernstlich eine größere Reise vorschlug, wies er den Gedanken mit Abscheu zurück. Und doch war nichts in dem Städtchen, was ihn zerstreuen konnte; es war eines derjenigen, die Freiligrath so unübertrefflich mit den Worten bezeichnet:

„— — — — Welch' ein prächtig Nest!
Mit seines schlanken Mauerthurmes Zinnen,
Mit seiner Thore moosbewachs'nem Rest,
Mit seiner Burg so schartig und so fest!" —

Sein Vater war der reichste Mann, folglich auch der angesehenste in diesem Zufluchtsorte der Romantik; aber nur wenige Menschen, die darin geboren sind, wissen die Poesie eines solchen Aufenthaltes zu schätzen — und selten wird man Andere als prosai-

sche Bewohner aus diesen kleinen, eingeengten Orten hervorgehen sehen; so bestand auch die Bevölkerung des Städtchens aus Menschen der gewöhnlichsten Art, und nur hier und dort machte sich durch einige schöne Blumen am Erkerfenster oder einen prächtig gezogenen Epheu die heimliche Lust am Schönen geltend. Ganz nahe an Konrad's Hause lag ein lieblich gepflegtes Gärtchen, das zum Hause des Schuldirektors gehörte, da blühten Rosen und Lilien, Kaiserkronen und Levkoien in sorgfältig gehüteter Pracht, und die Pflegerin dieser Blumen war Anna, die Tochter des Hauses, und halb mit Konrad erzogen; auch nahm sich Niemand seinen Zustand so zu Herzen, wie sie, und Niemand sagte so oft mit gefalteten Händen: „ach du lieber Gott, hilf ihm doch aus seinem Jammer!“ —

Konrad's Eltern bemerkten die stille Theilnahme und zunehmende Innigkeit des Mädchens für ihren Sohn. Sie hatten für ihn allein auf der Welt zu sorgen, und hätten über die geringen Vermögensumstände der Familie hinweggesehen, wenn es möglich gewesen wäre, Konrad durch eine glückliche Liebe für dies gute und hübsche Kind zu heilen; daher

sorgten sie für einen lebhafteren Verkehr zwischen den beiden Nachbarhäusern; Anna ward unbewußt in allen häuslichen Fertigkeiten geprüft, und ihr Charakter an manche heimliche Klippe geführt; das Endurtheil aber war die Ueberzeugung, daß sie eines jener Mädchen sei, das die Eltern gerne für ihre Söhne aussuchen, obgleich es nicht immer sicher ist, daß die Wahl der Söhne auf so bescheidene Blümchen fällt. Hier schien dies leider der Fall zu sein; Konrad beachtete Anna nur so viel, als es ihre alte Bekanntschaft und die Höflichkeit, die er ihr schuldig war, bedingten. Endlich konnte sich seine Mutter in ihrer Schwazhaftigkeit nicht mehr zurückhalten; sie fragte ihn geradezu: was er sich Besseres in der Welt wünschen könnte, und ob ein junges liebes Weib nicht der einzige Ersatz für ihren lieben, armen Eduard sei. —

Sie hätte der guten Anna keinen schlimmeren Dienst leisten können; von diesem Tage an sah sie Konrad nicht mehr an.

So stand es mit unsern Bewohnern des prächtigen Nestes, als die Generalversammlung der Düsseldorfer Eisenbahn zusammentrat, und Konrad's

Vater auf dem Wege dorthin seinen Gedanken nachhing; der Sohn hatte die Einladung mitzugehen, entschieden abgelehnt.

Der alte Herr hatte Sinn für alles Schöne und Gute, sobald seine Geschäfte ihm eine Mußestunde erlaubten. Sein erster Weg in Düsseldorf ging daher in die Akademie, deren Ateliers damals zu gewissen Stunden geöffnet waren. Der Augenblick war nicht günstig; fast jeder der bedeutenden Maler hatte eben ein größeres Bild vollendet und versendet — Lessing's Hussitenpredigt war als ein Vorläufer seines größeren Huß in die Welt hinausgewandert, als die ausgezeichnetste Frucht des Jahres; überall standen Cartons, deren blasse Schönheit unserm alten Kaufmanne eben nicht schmeichelnd in die Augen stach. Es war um die Mittagsstunde und die meisten Ateliers waren leer; in dem einen aber saß ein junger Mann sinnend vor seinem Bilde, und war so vertieft darin, daß er des Fremden Eintritt nicht bemerkte. Dieser stellte sich hinter die Stuhllehne des Jünglings und sah sich das Gemälde ebenfalls an, das außerordentlich nach seinem Geschmacke war; es stellte ein eben aufgeblühtes Mädchen vor, das auf das

Reizendste gekleidet war. Ein violettsamtnes Leibchen reichte, den Körper dicht umschließend, bis gegen die Hüfte herab; der olivfarbige Atlasrock verlor sich in den Rahmen; ein dünnes Gewebe, halb Tuch, halb Schleier bedeckte die Brust. Der lange, schlanke Hals trug einen Kopf von überraschender Schönheit, dessen dunkelfarbige Locken von einem rothsamtnen Käppchen leicht zusammengehalten wurden; die knabenhafteste Schelmerei blitzte aus den weitgeschnittenen lichtbraunen Augen, die Nase war klein und fein gebogen, die Augenbraunen markirt und porträtartig; — der Mund etwas groß, aber schön geformt, und man errieth die weißesten Zähne unter den gerötheten Lippen. Sie hielt einen Falken auf der gehobenen Hand, so daß sie zu dem schönen Thiere hinaufblickte, und der wundervolle Aufschlag ihrer Augen deren Pracht noch erhöhte. Das Bild fesselte den alten Herrn ungemein; — endlich redete er den jungen Künstler an, und da er gern den Dingen auf den Grund ging, fragte er ihn:

„Was haben Sie sich bei diesem Mädchen gedacht?"

„Die Tochter eines Falkenwärters," erwiederte

der junge Mann bescheiden, „die mit den Pfleglingen ihres Vaters spielt.“

„Glauben Sie denn, daß ein Falkenwärter, den ich mir etwa in der Stellung eines jetzigen Herrenjägers denke, seine Kinder in Sammt und Seide kleiden kann?“

„Unsere Falkenwärter haben erstens keine so bestimmte Stellung in der Welt;“ sagte der Maler lächelnd, „und dann mag die Burgfrau oder der Burgherr, deren Liebling das Mädchen sein kann, da sie unter ihren Augen aufgewachsen ist, eine Freude darin finden, sie in fantastische, kostbare Kleider zu hüllen, was ihrer Schönheit wohl ansteht.“

„Das ist wahr, und sie haben ganz recht, denn es ist ein allerliebstes Kind, und der Falkenwärter ein glücklicher Vater!“ erwiederte der alte Herr, der jetzt schon hinter dem Bilde das Ritterpaar, und die Falken, die Pferde, und den ganzen Troß des Burggesindes sah, so daß er auf einmal ganz ernsthaft fragte:

„Ob sie wohl schon einen Liebhaber hat?“

„Ach nein, noch keinen,“ antwortete der Maler, unmerklich seufzend.

„Das wundert mich, denn die gehört doch schon unter die Schönsten.“

„O, lieber Herr, da kennen Sie unsere Düsseldorfer nicht. Die Falkenträgerin sieht hier kein Mensch an.“

„Das müßte eine kuriose Raçe sein, unter der diese hier die schlechteste wäre; wer hält denn hier Falken, und lebt das Mädchen wirklich?“

„Falken gibt's hier nur ausgestopfte und viele gemalte, — und wenn sie lebt, so lebt sie doch so nicht; doch warum machen Sie mir all' diese Fragen?“

„Ich möchte ihr einen Mann schaffen, ja ich wüßte einen für sie, wenn sie ein braves Mädchen ist.“

Der Maler lachte und sagte: „die nähme keinen Mann! schaffen Sie ihr lieber einen Käufer.“

„Nun auch das ist nicht unmöglich. Was verlangen sie dafür?“

Der Maler sah den alten Mann mit freudestrahlenden Blicken an: „Zwei hundert Thaler kann ich das Bild wohl schätzen, nicht?“

Unser Freund war von Natur großmüthig, und doch war es ihm unmöglich sogleich die begehrte

Summe für eine Sache zu geben, wenn sie ihm auch des Preises würdig schien; er antwortete daher:

„Hundert fünf und siebenzig Thaler gäb' ich wohl selbst dafür."

„Wenn es Ihr Ernst ist, so nehmen Sie das Bild," sagte der Maler.

Hätte er gefeilscht, so wäre der Kaufmann hartnäckig bei seinem Anbot geblieben, so aber schämte er sich einem offenbar armen, und bis dahin unberühmten Künstler 25 Thaler abgeknappt zu haben; er glaubte daher einen feinen Ausweg zu finden, indem er hinzufügte: „und fünf und zwanzig ist dann der Rahmen werth."

„So käm's ja doch auf meine zwei hundert," erwiederte der Maler hoch erröthend.

„Schicken Sie mir das Gemälde in einer Kiste in den Breitenbacher Hof, und hier ist das Geld."

Die Ruhe, mit der ein Reicher seine dicke, mit Bankonoten gefüllte Brieftasche hervorzieht, in dem werthvollen Hefte blättert, und dem Unbegüterten sein beschieden Theil abzählt, erfüllt denselben mit ehrfurchtsvollem Staunen; — und so empfing auch unser Jüngling seine Bezahlung mit einer Art An-

dacht, und machte sich gestärkten Muthes an ein neues Werk.

Kaum war der Kaufmann eine Stunde zu Hause, als das Bild ihm nachgeschickt wurde. Hatte es ihm in der Akademie gefallen, so gefiel es ihm hier noch einmal so gut: es war eines jener allerliebsten Modebilder, die man damals in Düsseldorf zu Dutzenden machte, und die man in Lichtschirmen, in Stickmustern, in Fenstervorsätzen über ganz Deutschland verbreitet sieht, weil sie eben einem Jeden wohlgefallen; der alte Herr ging vergnügt davor auf und ab und rieb sich die Hände.

„Aber was mache ich mit dem Gemälde?“ sagte er sich nach einiger Zeit; „im grünen Zimmer hängen die Helden aus dem Befreiungskriege, — dahin paßt es nicht! — im Saale die Familiengemälde; das schickt sich gar nicht; im Kabinete hängt unser guter König mit allen Prinzen und Prinzessinen, — da ist für keine Stecknadel mehr Raum, und herausnehmen thu' ich sie nicht. Das Gartenzimmer wäre freilich leer; aber wie würde der breite Goldrahmen zu den Rohrstühlen und den Wachstuchtischen passen? Und dann die Fliegen, und die Feuchtigkeit zu ebener

Erde, da läuft das Gold gleich an! — Jetzt hab' ich's: ich schenk' es dem Konrad; will er keine lebendige Braut, so bring' ich ihm eine gemalte mit; meine Frau wird sich wundern! — Wie die Anna sieht sie freilich nicht aus, — aber wer weiß, ob er sich nicht daran gewöhnt die Mädchen überhaupt mit wohlgefälligeren Augen anzublicken, wenn er dieses schöne Exemplar immer vor Augen hat." —

Als die Generalversammlung zu Ende war, ließ der alte Herr das Bild sorgsam, anstatt des Koffers, auf seinen Wagen packen und brachte es wohlbehalten in seine Heimath. Man hatte ihn zu Hause nicht so frühe erwartet, und Konrad befand sich auf einem Spaziergange, als er ankam. Er ließ sich kaum Zeit seine Frau zu bewillkommen, und rief sogleich den Hausknecht mit Hammer und Schraubenzieher herbei, um das Bild auszupacken. Darauf ließ er einen starken Nagel über seines Sohnes Schreibtisch einschlagen und hängte es im besten Lichte darüber auf; dann setzte er sich behaglich auf das kleine Sopha gegenüber, und freute sich der Wirkung, die es that. —

Als diese Geschäfte eben beendigt waren, trat

Konrad in das Haus; der Vater ging ihm entgegen. Ein noch so wenig scharfer Beobachter hätte doch etwas Sonderbares an seinem Wesen wahrgenommen; er sah sehr schelmisch aus, kicherte ohne Veranlassung in sich hinein, und hatte ganz das Ansehen eines Menschen, der sich nichts merken lassen will. Der Vater sah ihn verwundert an, und bemühte sich umsonst, das Räthsel zu lösen. Endlich ward er durch die Frage überrascht, ob er denn nicht auf sein Zimmer gehen und seine Schreibereien beendigen wollte. Konrad ging und sah dort auf den ersten Blick, was der Vater eigentlich gemeint hatte; er eilte gerührt an das Herz des alten Mannes zurück, und dankte ihm für seine Güte.

Als Konrad das Bild zum erstenmale sah, dunkelte es schon, aber am andern Morgen leuchtete ihm die Schönheit, und der Ausdruck dieses Mädchenangesichtes überraschend entgegen. Er sah oft von seinem Schreibtische in die Höhe; sie sah nicht sanft und andächtig wie Anna aus, aber ein keckes, frisches Leben leuchtete aus diesen Zügen. Ohne daß das Bild lächelte oder lachte, lauschte doch der fröh-

liche Muth um die Mundwinkel, und glänzte aus den Augen.

Bei Tische sagte er dem Vater noch einmal seinen wärmsten Dank für das schöne Geschenk. Die Nachbarn und die Freunde wurden eingeladen, dasselbe zu betrachten, auch Anna betrat bei dieser Gelegenheit Konrad's Zimmer. Sie sah mehr auf dessen Einrichtung als auf das Bild; — nach einigen Minuten wußte sie den Platz jedes Buches, und als sie bemerkte, daß das Sopha mit demselben Zitz überzogen sei wie das ihrige, konnte sie sich nicht enthalten, Konrad's Mutter ihr Entzücken darüber leise an den Tag zu legen.

Sie setzte sich auf den Stuhl am Fenster vor das Tischchen, auf dem ein aufgeschlagenes Buch lag, und träumte sich, Gott weiß in welche freundlichen Beziehungen zu dem Bewohner. Ein geheimer Instinkt machte, daß sie das Bild des Falkenmädchens nur flüchtig betrachten mochte, und als sie's angesehen hatte, rief sie unvorsichtig aus: „welch' ein frecher Ausdruck!" Ein Blick von Konrad traf sie, der ach! all' ihre Träume zerstörte. Nun fiel ihr Blick auf den Spiegel, sie sah sich selbst an; ihr

geblümtes Mousseline-Kleidchen, mit dem schwarzen Schürzchen, ihr bescheidenes Häubchen auf dem Hinterkopfe, wie sah das Alles prosaisch gegen das samtne Mieder und das rothe Barret der Falkenträgerin aus! und doch hätte sie nimmermehr so gekleidet gehen mögen. Dann lachte sie über sich selbst, daß sie sich mit einem gemalten Bilde verglich — was konnte ihr ein solches anhaben? Sie blickte keck auf die Falkenträgerin, aber entmuthigt sank ihr Blick wieder zur Erde; es war als ob ein Zauber in diesen Zügen läge, der aber auf sie nicht wohlthätig wirkte.

Sie hatte diese ganze kleine Geschichte ihres Herzens unbemerkt abspielen können, denn Alles war mit dem Bilde beschäftigt und Niemand achtete auf sie.

„Wen stellt es denn eigentlich vor?“ fragte die Frau Schuldirektorin.

„Der Maler hat mir's nicht sagen wollen,“ erwiederte der alte Herr, „aber mir kam's doch vor, als ob es das Porträt einer lebenden Person wäre, aus der Art wie der junge Mensch meine Fragen beantwortete.“

Bei diesen Worten schoß Konrad das Blut in's Gesicht, aber Niemand bemerkte es als Anna; nun wußte sie auf einmal, warum ihr das Bild so fatal war; ein böser Dämon trieb sie an, ihr Mißfallen auszudrücken; sie sagte: es sähe gar nicht wie ein Mädchen aus, sondern wie ein Spuck, der Mädchenkleider angelegt hätte, und sie könne sich nimmermehr vorstellen, daß das Bild ein Porträt sei, — und gerade dieß habe sie daran auszusetzen.

Wenn eine eifersüchtige Gattin dem Ehemann beweisen will, daß der Gegenstand seiner Neigung nicht schön sei, so mag der Eindruck derselbe sein, den Konrad bei der Bemerkung Anna's empfand; er wendete sich unwillig ab, und selbst der gute Vater fand sich einigermaßen verletzt, daß das mitgebrachte Kunstwerk keine Anerkennung bei ihr fand; sie hatte also keine Ursache mit ihrer Aufrichtigkeit zufrieden zu sein.

Es vergingen Tage und Wochen scheinbar in der gewohnten Ordnung, und doch war bei Konrad Alles anders geworden; er dachte nur an das Bild. Wie ein Verhexter aus einem alten Ritterromane saß er da und sah es an; selbst Eduard's Erinnerung

trat in den Hintergrund; er schalt sich darüber, er wollte sich hassen und verachten, aber es half nichts — das Falkenmädchen stand mit seinem zauberhaften Blicke vor ihm, und scheuchte die Trauer aus seiner Seele; aber nur wenn er mit ihr allein war, lebte er dies sonderbare Leben.

Vor den Menschen wußte er sein Alltagsgeschäft zu bewahren; seine Außenbeziehungen erlitten keine Veränderung. Je mehr er sich aber zu beherrschen suchte, um so lieber war er allein mit seinem Bilde; er fragte es aus, erzählte ihm seine Leiden und Freuden. Wie die Mutter mit ihrem Säuglinge spricht, der sie nicht versteht, so sprach er mit dem Falkenmädchen; die Antwort, die ihr immer heiterer Blick und ihr schöner geschlossener Mund ihm gab, dünkte ihm befriedigender als der Verkehr mit den Menschen.

Doch gewannen seine Träume bald eine Gestalt. Die Bewunderung der menschlichen Schönheit ist nicht so reiner Art, wie die der Natur; es mischen sich leicht menschliche Wünsche hinein, die sich durch tausend unnennbare Fäserchen mit Körper und Seele vermischen; Konrad dachte bald nicht mehr an

das Gemälde, sondern an dessen Urbild; er wußte daß es leben mußte, denn er liebte es nicht mit jener überirdischen Neigung, die ihn zu Eduard gezogen hatte, sondern mit Leidenschaft; der junge Kaufmann war urplötzlich ein Phantast geworden, — die ganze Welt verschwand ihm vor dem Wesen, das seine Einbildungskraft mit allen Vollkommenheiten des nie Dagewesenen geschmückt hatte. Es ging ihm mit seiner Leidenschaft, wie es ach! den meisten Sterblichen zu gehen pflegt; statt ihr Herr zu bleiben, ward er ihr Diener, und sein einziger Wunsch ging dahin, eine Fahrt nach dem goldenen Vließe, das auf irgend einem Altar hängen mußte, anzutreten; es kam ihm jetzt nur mehr darauf an, einen vernünftigen Vorwand zu finden, um vom Hause wegzukommen, ohne daß Jemand dadurch auf den Zustand seines Innern schließen konnte; es fand sich aber keiner, und er mußte endlich den verlegenen Wunsch heraus stammeln, eine kleine Zerstreuungsreise anzutreten. Zu seinem Erstaunen legte ihm kein Mensch etwas in den Weg, sondern der Vater ging ganz gleichmüthig zu seinem Sekretär und holte ein Röllchen Dukaten aus demselben hervor, die er ihm

einhändigte. Die Mutter packte einen zierlichen kleinen Koffer mit feiner Wäsche und hübschen Kleidern zusammen und wünschte ihm alle möglichen Freuden, die die Welt nur bieten kann. „Und wo willst du denn hin?“ fragte sie ihn.

„Vorerst nur nach Düsseldorf,“ antwortete er, und versprach seine weiteren Pläne gleich nach der Ankunft daselbst mitzutheilen.

In der Frühe des anden Morgens war der Wagen mit den ehrbaren langschweifigen Pferden angespannt, die ihn und sein leichtes Gepäck die halbe Stunde nach dem Rhein führten; um 6 Uhr war er schon am Ufer des Stromes und wartete das Dampfschiff ab; — da brauste es heran, hemmte die Räder auf einen Augenblick, zog den Nachen mit dem zugeworfenen Strick an seine Seite und rauschte wieder davon, unbekümmert, ob es einen Menschen mit sich führte, der mit schmerzlicher Sehnsucht zurück, oder mit hoffender Ungeduld voran blickte. — Nachdem Konrad die Mädchen und Frauen flüchtig gemustert hatte, und die Gesuchte nicht darunter war, kümmerte er sich weder um die Schiffgesellschaft, noch um die goldenen Ufer, vor denen sie vorbei-

schossen, und sprang in Köln ungeduldig an's Land, um zu fragen, wann das Dampfboot nach Düsseldorf abgehe. Er mußte bis zum andern Morgen warten.

Da er gar nicht in der Stimmung war, einen Bekannten aufzusuchen, so blieb ihm nichts übrig als auf der Rheinbrücke spazieren zu gehen; wohl ist dies ein Gang, der seines Gleichen sucht. Keine Stadt in Deutschland hat so majestätische Kirchen wie Köln; diese, im ruhigen Strome abgespiegelt, von der Abendsonne vergoldet, — der Torso des unvergleichlichen Domes wie Gulliver in Lilliput über die Wohnungen der Menschen emporragend, die angelegten Schiffe mit ihren Frachten, die wimmelnde Menge, deren schönster Spaziergang diese Brücke ist — und wenn der Abend herunter sinkt, die erleuchteten großen Gasthäuser in Deutz — dies Alles zusammengenommen gibt ein lebendiges Bild, in dem sich das Treiben der Gegenwart auf dem Hintergrund einer großen Vergangenheit bedeutsam abmalt. Für Konrad aber war dies Alles nicht vorhanden; Gegenwart und Zukunft wurden beide von dem Falkenmädchen verschlungen.

Des andern Morgens um sechs Uhr schlugen die

Räder endlich das Wasser und das Dampfboot landete um zehn Uhr in Düsseldorf, wo er mit einer Hast an's Ufer sprang, als erwartete ihn ein nie geahntes Glück. Er hatte sich so in den Gedanken hineingearbeitet hier zu finden was er suchte, daß er sich in der That fast am Ziele seiner Wünsche wähnte. — Auf dem Wege nach dem Breitenbacher Hofe indessen begegnete ihm die Ersehnte noch nicht. Man wies ihm dort ein hübsches Zimmer nach der Straße an, uud der Kellner brachte ihm statt einer Erfrischung ein Buch, worin er seinen Namen einschreiben mußte. Als er allein war, packte er seine Sachen aus dem Koffer, und legte sie wohlgesondert in eine Schublade, machte sich's bequem und ging an seine Toilette. Auf einmal ward die Thüre, die er zu verriegeln versäumt hatte, aufgerissen, und ein junger Mann stürzte ungestüm hinein und schloß den erstaunten Konrad in die Arme.

Konrad hatte nasse Hände und konnte dies Liebeszeichen nicht erwiedern, wußte auch nicht warum es ihm gegeben ward, denn der junge Mensch war ihm ganz fremd. Nachdem dieser ihn einen Augenblick betrachtet hatte, trat er verlegen zurück und sagte:

„Nicht Eduard. . . . . ?"

Es ging Konrad ein Stich durch's Herz; „ach nein," sagte er, kaum seiner Stimme mächtig, „der ist todt — ich bin sein Bruder!"

Die Sache war bald erklärt; der Name im Buch hatte einen alten Universitätsfreund Eduard's, der jetzt Maler war, so ohne Ceremonien herunter geführt, aber es knüpfte sich bald ein freundliches Band zwischen den beiden jungen Leuten durch Eduard's Andenken, und die Liebe, die Beide mit ihm verbunden hatte. Nachdem alle traurigen Mittheilungen gemacht waren, sagte der junge S. zu Konrad, daß er heute zu einem sehr günstigen Tage angekommen sei, da dem alten ehrwürdigen Direktor Schadow aus Berlin, der seit einigen Wochen hier weile, um seinen Sohn zu besuchen, von den Künstlern der Akademie ein Fest gegeben werde, zu dem er ihn hiermit freundlichst einlade, da jeder Maler das Recht habe sich ein Paar Gäste mitzubringen. Konrad nahm die Einladung dankbar an, und S. versprach ihn um sieben Uhr abzuholen; er brannte vor Lust seinen neuen Bekannten nach dem Verfertiger des Falkenmädchens zu fragen, aber er brachte

die Frage in der Geschwindigkeit nicht über die Lippen, und Zeit zu einem längeren Gespräch war nicht, da S. davon eilen mußte, um noch mancherlei Einrichtungen zu dem Feste zu treffen.

Kaum sah sich Konrad allein, als er sich völlig ankleidete um auszugehen; er streifte die schöne von Bäumen beschattete Straße auf und ab, und beschleunigte bei jeder jugendlichen Gestalt, die ihm von weitem entgegen kam, seinen Schritt, warf ihr einen forschenden Blick zu und ging unbefriedigt weiter; denn wohl sah er manches schöne Auge, manches schelmische Gesicht, aber kein Falkenmädchen! Die Akademie zu besuchen war heute keine Gelegenheit, da ihre Säle zum Feste eingerichtet waren; er schlenderte also in den Hofgarten, ließ die alten Baumwipfel über sich zusammenrauschen und genoß ihren Schatten. Am Wege lag eine todte Nachtigall, die ihn mit einer seltsamen Wehmuth erfüllte; dies geheiligte Vögelchen denkt man sich nur süße Töne aushauchend, gehegt und gepflegt von den Menschen, und der Gedanke an die Sterblichkeit der Thiere des Waldes überhaupt ist uns weit weniger geläufig, als der an unsere eigene; und nun hielt er die kleine

hülflose Vogelleiche in der Hand, und wie das Köpfchen herunter fiel, erfaßte ihn eine herzzerschneidende Erinnerung, und er begrub das Vögelchen unter ein Paar Handvoll zusammengerafften Grases; dann verließ er den Garten und ging in sein Gasthaus zurück, aß und lehnte sich hernach zum Fenster hinaus, die Vorübergehenden betrachtend. Je näher die Stunde des Festes kam, desto lebhafter wurde es in den Straßen; es rollten Equipagen hin und her; weiße Mädchen und Frauen fuhren darin, manche sah auch zu dem offenen Fenster des Breitenbacher Hofes hinauf, aber keine mit den Augen des Falkenmädchens. Seine Begierde dieses zu finden war heftiger wie je, und weniger hoffnungslos, denn wahrscheinlich stand sie in irgend einer Berührung mit der Akademie, und konnte daher leicht bei dem heutigen Feste sein. Als am Nebenhause ein Wagen hielt, um seine Herrschaft aufzunehmen, starrte er begierig nach den Einsteigenden und meinte, nun müßte sie kommen; zwei Frauen traten aus dem Hause — die Eine fast so schön wie sein Bild; — er sah sie noch einmal mit eingehaltenem Athem an — aber sie war es nicht.

Im Akademiegebäude war unterdessen längst eine künstliche Nacht eingetreten, man hatte die Fenster dicht verhängt, um von Anfang an die Magie des Kerzenlichtes zu gewinnen, der große Bildersaal war mit phantastischen Blumengewinden geschmückt; aus den grünen Kränzen leuchteten fabelhafte Lilien, kolossale Lothosblumen, Vergißmeinnicht ohne Maß hervor, und versetzten sogleich in eine Feenwelt; man muß dergleichen Ausschmückungen von Künstlerhänden gesehen haben, um die Wirkung zu begreifen, die sie hervorbringen. Die lange Gallerie mit ihren Vergoldungen, ihren Deckengemälden, den reichen Lichtströmen, die sie durchflossen, den Blumengruppen und dem Arabeskenschmucke, spielte eine Hauptrolle in dem phantastischen Spaß, der sich vorbereitete; — das Gemach war in zwei Hälften getheilt; die eine war mit Stuhlreihen besetzt, die andere für die Bühne leer gelassen. In der Mitte der ersten Zuschauerreihe war für den König des Festes, den alten Schadow, ein Lehnstuhl hingestellt, den der freundliche Greis ohne Ziererei einnahm, wie Jemand, den ein hohes Alter wohl zu einem bequemen Sitz, und ein langes Verdienst zu einer Huldigung berechtigt;

er trug seiner schwachen Augen wegen einen grünen Schirm. Nachdem seine Familie rund um ihn Platz genommen, und die übrige Gesellschaft auch zur Ruhe gekommen war, nahm ein hübsches, mit gutem Humor und angenehmem Witze durchgeführtes Fest-spiel seinen Anfang, worin vorzüglich des Gefeierten Verdienst, der Erste gewesen zu sein, der die Bild-hauerkunst vom Perückenstyl in der Porträtstatue be-freite, hervorgehoben wurde, wie denn auch seine beiden verdienstvollen Bildsäulen, des alten Dessauers und des Husarengenerals Ziethen, den Marmor täuschend nachahmend, von Lebenden dargestellt auf der Bühne erschienen und ein humoristisches Gespräch führten, während das Heer der Perückentalente — Boucher und van der Werfft an der Spitze — seine Kritik über sie ergehen ließ; der eine hätte Ziethen lieber im Harnisch gesehen, der andere den alten Dessauer nackt; dieser hätte die Hand anmuthsvoll erhoben, jener die linke Fußspitze gesenkt, und die vierte Position dargestellt. Die Helden unterredeten sich unterdessen ruhig und prosaisch, und fragten sich über die Zustände, die seitdem auf Erden eingetreten waren, aus. So kam auch die Düsseldorfer Gallerie

zur Sprache, von der sie im Elysium nie etwas vernommen hatten. Einer der Agirenden gab ihnen eine hübsche Erklärung von deren Wirken und Trachten, und um das Ganze anschaulicher zu machen, erschallte ein Trompetenstoß, ein tieferer Vorhang öffnete sich, und die Leistungen der jüngsten Jahre wurden vorgeführt.

Als Standartenträger schritt Bendemann voran; ihm folgten die Gestalten, die sich in Bildern seitdem über Deutschland verbreitet haben: Lessing's Hussitenprediger, von Demjenigen dargestellt, dessen geistreicher, schöner Kopf dem Künstler vorgeschwebt hatte, Mücke's heiliger Bonifacius; Ritter in Sammtkoletten, Heilige in langen Gewändern, und o Wunder! in Mitten dieses Zuges eine schlanke Mädchengestalt mit einem Falken auf der Hand, den Kopf gehoben und nach dem Vogel hinaufblickend, mit dem violetsammtnen Leibchen, dem olivenfarbenen Rock und dem rothen Sammtkäppchen — mit jenen prachtvoll geschweiften Augen, der feingebogenen Nase und dem etwas zu großen Munde und dem fröhlichen Muthe, der um das Gesicht spielte. Der Schritt des Mädchens war frei, die Haltung voll Anmuth; es blitzte

sogar noch ein erhöhter Reiz, der des vollen, frischen Lebens zwischen den langen Wimpern hervor. Es war eine so wunderbar reizende Erscheinung, daß ein Gemurmel des Beifalls ihr folgte, als sie den Saal durchschritt. Konrad aber war wie vom Blitz getroffen, als er das Ideal seiner Träume lebendig vor sich sah; — aber es war nicht der Blitz, der tödtet, sondern der eines neuen Lebens, das hell in ihm aufloderte; er sah sie mit leibhaftigen Augen und sie konnte errungen werden; der anspruchslose Kaufmann war plötzlich zum Paladin geworden, und hätte die Welt in die Schranken gerufen um sie zu besitzen. Seine Stimmung ward durch die Umgebungen wunderbar gehoben; eine rauschende Musik erschallte durch den Saal, gleichsam die Trunkenheit seiner Seele verkündend — er war durch diese ungehoffte Wirklichkeit dem Kreise des Lebens entrückt; wenn ihn eine Wolke in die Lüfte getragen hätte, so wäre er eben hinauf geflogen, ohne etwas besonderes darin zu finden. Er dachte auch gar nicht daran zu fragen, wer sie wäre. Sie war da! das Uebrige gehörte in das Reich der Prosa, das ihn jetzt nicht berührte. Der Zug ging langsam vorüber; Schröt-

ters meisterhafter Don Quixotte, von ihm selbst dargestellt, der treffliche Sancho Panza, der eine Zwiebel ißt, — das Alles ging unbeachtet an ihm vorüber.

Ziethen und der alte Dessauer verschwanden, und die Poesie machte ihren triumphartigen Einzug, von lieblichen Kindern gezogen, im langen fließenden Gewande, auf hohem, silbernem Wagen. Durch eine sinnreiche Rede führte sie den nun folgenden Zug aus der alten Schule ein; es war dieser die Krone des Festes. Zuerst erschienen Giotto und Cimabue mit Engelsgestalten, die sie geschaffen hatten; dann Holbein und Albrecht Dürer mit der Braut von Nürnberg, einer holden, lieblichen Gestalt, und Georg von Freundsberg in täuschender Wahrheit, wie aus dem Rahmen getreten. Dann folgten Raphael und Mark Antonio, sein Kupferstecher, — in deren Gefolge die heilige Cäcilie mit ihren Umgebungen; dann Michael Angelo mit den Sybillen; Rembrandt mit einem jungen Ritter, der ein Champagnerglas lachend in die Höhe hält; Rubens mit seinen Kindern; alles dies in höchster Vollendung der Drappirung und der Stellung, als wären die

alten Meister wieder lebendig geworden und brächten ihre Werke zu der großen Prüfung, deren Preis die Unsterblichkeit ist.

Hiermit war das Fest eigentlich geschlossen; da man aber den Zug noch einmal zu sehen wünschte, so ward der Bitte willfahrt und er erschien wieder. Nun sah Konrad das Falkenmädchen noch einmal, und jetzt erst faßte ihn die Begierde zu wissen wer sie sei; aber er konnte S., seinen einzigen Bekannten, nicht finden, und schämte sich einen Fremden darum zu fragen; er knüpfte daher, als der Zug verschwunden war, ein Gespräch mit seinem Nachbarn an, wodurch er die gewünschte Auskunft zu erhalten hoffte; — dieser stand ihm auch gerne Rede; als er aber endlich die wichtige Frage that, erhielt er zur Antwort:

„Ich weiß es nicht, es gibt so viel junges Volk hier!"

Indem nahte sich ein korpulenter hochgewachsener Mann dem Herrn, mit dem Konrad sprach, und zwang ihn sich zurückzuziehen; es war Karl Immermann, der damals in der schönsten Blüthe seiner schriftstellerischen Laufbahn stand; er hatte den Münchhausen

unter Händen; — drei Jahre später ward er der Welt und Denen, die ihn liebten, entrückt; er war der König der rheinischen Literatur; und diese Herrschermiene thronte auf seiner Stirne, auf seinen feinen Lippen, und ward durch den starken, melodischen Klang seiner Stimme unterstützt, und durch den hervorragenden Geist und den kraftvollen Schwung seiner Seele gerechtfertigt; und doch ist er einer der wenigst gekannten Schriftsteller Deutschlands — kaum wird eine Auflage seiner Werke vergriffen sein — dieser Werke, die durchaus zu den besten gehören was die Deutschen besitzen, und die ein jeder Gebildete seinem kleinen Bücherschatze einverleiben sollte.— Merlin, Münchhausen — die Epigonen — Tristram und Isolde — wer kennt diese Werke? Und wer liest sie nicht wieder und wieder, wenn er sie einmal gelesen hat? —

Die Tafeln wurden geordnet; in der Mitte ward ein Raum frei gelassen für das Chor der Sänger, deren es natürlich genug unter den jugendlichen Unternehmern des Festes gab. Konrad hatte seinen Platz unter den jungen Künstlern neben S. erhalten. Auf der andern Seite war ein Sitz leer gelassen, so daß

er eigentlich zwischen zwei unbesetzten Stühlen saß, da S. mit Einrichtungen während der ersten Hälfte des Mahles sehr beschäftigt war. Als nun der köstliche Rheinlachs schon die Runde machte, setzte sich plötzlich ein sehr junger Mensch, beinahe noch ein Knabe, neben Konrad. Dieser hörte mit Aufmerksamkeit dem schönen Liede zu: „in allen guten Stunden," das nie seinen Eindruck verfehlt, und beachtete den neuen Nachbar nicht; als die Töne aber verhallten, wendete er sich begrüßend zu ihm — und die Augen der Falkenträgerin leuchteten ihm entgegen.

Seine Verwirrung war so groß, daß sie unmöglich dem jungen Menschen entgehen konnte; dieser sah musternd auf seine Gestalt herunter und dann wieder auf Konrad, der noch immer wie versteinert da saß, aber ein zweiter Blick gab ihm Gewißheit: das Gesicht war ganz dasselbe, nur gehörte es einem Jünglingskörper an, und bildete mit diesem vereint, einen der hübschesten Burschen der Welt.

Der Gegenstand dieser Prüfung ward ganz verlegen über Konrad's forschendes bestürztes Gesicht, und sagte in der Angst dem Diener, der ihm eben Lachs anbot, indem er ein riesenmäßiges Stück auf

seinen Teller legte: „ich bin höllisch hungrig geworden!“ —

Konrad sah wie ein Verzweifelter auf diesen beneidenswerthen Appetit; die nervige Hand, die die Gabel schwang, zerstörte die letzte Täuschung, er konnte es nicht mehr ertragen und verließ den Tisch.

Er fand S. um die Gäste besorgt im Saale herumgehen; noch einmal blitzte die Hoffnung in ihm auf, daß er neben dem Bruder der Falkenträgerin könne gesessen haben; er fragte daher S.: wer diese vorgestellt habe?

„Ein prächtiger Junge,“ sagte dieser, „unser Aller Liebling; voll Talent und schön wie ein Amor.“

„Aber wie kommt Ihr denn auf den Einfall, ihm eine Mädchenrolle zu geben?“ fragte Konrad.

„Alle Frauen im Zug waren junge Männer!“ erwiederte S., „die Braut von Nürnberg, die heilige Cäcilie, die Poesie; das thun unsere Damen nicht, daß sie sich zu unserem Spaße zu unserer Verfügung stellen, wir fabriziren sie uns selber.“

„Und Ihr versteht es vortrefflich,“ seufzte Konrad sich fassend.

„Setzen wir uns wieder," sagte S., und führte ihn auf seinen Platz zurück.

Konrad knüpfte nun ein Gespräch mit dem jungen Nachbar an, der ihm mit den gebrochenen Tönen einer sich umsetzenden Knabenstimme, aber harmlos und heiter antwortete. Von diesem Augenblicke an nahm unser Freund fröhlichen Antheil am Feste; es war als wäre ein Bann von ihm genommen; er trank Champagner, stimmte in die Lieder ein, die die Runde machten, und war der Fröhlichste unter den Fröhlichen. Spät in der Nacht trennte man sich. Er erfuhr daß noch um zwei Uhr ein Eilwagen von Düsseldorf nach Köln abgehe und setzte sich hinein. Seine Abwesenheit hatte nur wenige Tage gewährt. Unterwegs machte er sich allerlei Gedanken, die ihm früher nicht gekommen waren; wenn er im Wagen einschlief, stand Anna vor seiner Seele — die Erinnerung an sie that ihm wohl; er lachte über seinen Zorn, als sie den Blick der Falkenträgerin nicht sittsam habe nennen wollen, und sagte mit Faust: „du ahndungsvoller Engel du!" — Er gestand sich nun auch ein, daß es ihm nicht entgangen sei, wie Anna ihn liebe; — und als er ihres Besuches auf seinem

Zimmer gedachte, wußte er zu seiner eigenen Ueberraschung auf einmal von jeder ihrer Bewegungen Rechenschaft zu geben. Der Wunsch aber sie zu beglücken ward immer lebhafter in ihm, je öfter die Pferde gewechselt wurden. Eine Stunde vor seinem Städtchen stieg er aus; er sehnte sich ohne Begleitung den lieblichen Weg durch rebenbekränzte Hügel zurückzulegen. Als er ein wenig von der Straße abbog, sah er seines Vaters Langschweife vor dem Wagen, und die Eltern nebst dem Herrn Schuldirektor und der Frau Schuldirektorin darin, ehrbar die Chaussée entlang traben. Er beeilte nun seine Schritte; es war ihm eine Angelegenheit, vor den Alten nach Hause zu kommen; er ging aber nicht zum Haupteingange, sondern in den Garten; dort fand er eine Stelle des Zaunes, die sich leicht überspringen ließ, und ehe er sich genaue Rechenschaft von dem gegeben hatte, was er eigentlich wollte, stand er vor Anna, die den Kopf in die Hand gestützt im Sommerhause saß; sie sah recht hübsch aus. Der Kühle wegen hatte sie ein hochrothes Tüchelchen unter dem Kinne zugebunden, was ihr weit häuslicher stand, als dem Falkenmädchen sein Käppchen;

wahrscheinlich war sie zu Hause geblieben, um einsam über ihn zu weinen; dieser Gedanke schmeichelte ihm und machte sie in Konrad's Augen noch lieblicher; er trat zu ihr hin, öffnete die Arme und sagte: „Anna!“ Mit einem Freudenschrei sank sie an sein Herz. Als die Eltern nach Hause kamen, fanden sie zwei glückliche Brautleute.

Zu des alten Herrn unaussprechlichem Aerger nannte Konrad von diesem Tage an das mitgebrachte Bild nicht anders als den Falkenbuben; da Anna die einzige in der Welt war, der er sein Abenteuer in Düsseldorf vertraut hatte, so war dem guten Vater diese Unart unerklärlich; eher konnte er's schon begreifen, warum Konrad das Falkenmädchen doch im Wohnzimmer unterzubringen wußte, und über seinen Schreibtisch ein anderes ihm wertheres Porträt, von demselben jungen Maler, machen ließ, dessen sonderbarer Einfall — einen Jünglingskopf auf einen Mädchenkörper zu setzen, so viel Einfluß auf die Geschichte dieser Familie gehabt hatte.

Die Reise nach Karlsbad.

Ich war krank, furchtbar krank an Neutralität, — ein schrecklicher Zustand von Apathie; ohne Fieber, aber auch ohne Erfrischung; ohne Schmerzen, aber auch ohne Wonne; eine Krankheit, die sich sehr schwer kuriren läßt, weil sich Blut und Mark nicht so leicht anders mischen lassen. Ich hatte auf der weiten Welt gar nichts, worauf mein Herz hoffte, gar nichts, woran ich hing; die Menschen waren mir alle so gleichgültig, wie dem Blinden die Natur; aber da ich nicht blind bin, so hätte ich ja mein Herz an die Natur hängen können? Ich war aber verurtheilt in einer Stadt zu leben, die in einer Sandwüste angelegt ist! Es bleibt ein Verbrechen gegen die kommenden Geschlechter, tausende von

Menschen zu solch' einem trostlosen Aufenthalte zu verurtheilen; ein Leben darin verschmachtet, ist kein Leben, sondern eine Strafe. Was jedem Spießbürger in Krähwinkel gewährt ist, muß der Bewohner einer sandigen Hauptstadt entbehren; da ist kein heiterer Gang vor das Thor am Abend, die rollenden Equipagen füllen die Luft mit Staub an und ersticken den Fußgänger, wie den, der in dem Wagen sitzt; der Fluß, der Erfrischung und Abwechslung gewähren könnte, ist eine träge Lache! denn solche Städte liegen auch in der Ebene und die Wässer wälzen sich mühsam dem Ozean zu. Die ganze Bevölkerung wird kleinaugig, denn die Mütter sind immer gezwungen die Augen zuzudrücken, und lehren es schon dem ungebornen Kinde; wer aber kein offenes Auge hat, dem bleibt das Herz auch verschlossen. Theater und Musik waren auch nicht viel besser als die Gegend. Im Theater dachte ich immer an jenes Wort des Natursohnes, als man ihn fragte: warum er nicht in's Schauspiel ginge: „Wer was, ob's wahr ist — und was geht's mich an!" Man mußte doch in der That nicht recht gescheut sein wenn man sich von rein ausgedachten Freuden und

Leiden fremder Menschen will rühren lassen! Und Musik! du mein Gott wie sah's damit aus; wenn das Publikum applaudirte, hätt' ich vor Aerger aus der Haut fahren mögen, und der wüthendste Sturm trat immer dann ein, wenn ich hätte rufen mögen: „abscheulich — nicht zum anhören!" — Bücher, ja erstens hab' ich in meinem Leben nur zwei oder drei gefunden, die das Lesen werth sind, zweitens hab' ich schwache Augen, und wenn man mir vorlies't, schlaf' ich ein. Kurz: ich führte ein Leben wie ein Sträfling, und hatte doch so lange ich denken konnte Niemanden etwas Leides gethan — als meinem verstorbenen Bruder, der eine andere Frau geheirathet hatte als die von mir für ihn ausgesuchte; denn er war jünger als ich, und der sterbende Vater hatte mich gebeten, seine Stelle bei ihm zu vertreten. Er aber war ein wilder Mensch, doch gut von Herzen, und wollte von meiner Vormundschaft nichts wissen. Wir sprachen Beide in unsern Briefen böser als wir's meinten, und zuletzt überwarfen wir uns völlig. Ich war damals noch eigensinniger als jetzt, wo ich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß man geschehene Dinge hinnehmen muß, und das Beste

daraus machen. Nach Jahren der Trennung meldete mir ein Brief seiner Witwe, daß er gestorben sei; — seitdem erschien mir die Welt noch öder.

Mit vier und fünfzig Jahren war ich ganz allein in der Welt. Peter mein Kutscher, Franz mein Bedienter, Katharine meine Köchin und noch eine Magd regierten das Haus nach Herzenslust, und obgleich sie Alle zusammen gute Leute waren, so stand ich doch vollkommen unter ihrer Botmäßigkeit, und war zu träge um mich davon zu befreien. — Wollte ich um ein Uhr ausfahren, so versicherte mich Peter es sei zweckmäßiger um vier Uhr; — wollte ich Hühner essen, so briet Katharine Wild; — und so ging's vom Kleinsten bis zum Größten, und ich ließ mir's gefallen, nur um keinen Streit zu haben — denn Zank ist mir das Fürchterlichste im Leben, und der Gedanke, daß ich einmal meine Frau mit den Dienstboten könnte zanken hören, hat mich auf immer von der Ehe abgehalten. Nachdem ich also mein Leben ganz nach eigenem Willen und Geschmack eingerichtet hatte, fühlte ich mich als den elendesten Menschen unter der Sonne.

Eines Tages beschloß Peter, daß ich nach Karls-

bad reisen sollte, und seitdem hatte ich keine Ruhe mehr; ich durfte über keinen Schmerz mehr klagen, ich durfte nicht mehr laut athmen, wenn ich die Treppe hinauf gestiegen war, so sangen Peter und Franz im Chor: „Euer Gnaden sollten nach Karlsbad gehen, und der Herr Medizinalrath ist ganz derselben Meinung!“

So sagte ich denn eines Morgens: „So packt in Gottes Namen ein!“ Sie machten mir meinen Wagen auf's bequemste zurecht; ich konnte darin liegen, patience legen — und einem syberischen Klima trotzen; Katharine hatte mir die Taschen voll gebratener Hühner und Pasteten gepackt, wahrscheinlich weil ich ihr gesagt hatte, daß ich im Wagen nicht gerne Eßwaaren habe. So fuhr ich also, mit aller Sorgfalt umgeben, die ich auszustehen verurtheilt war, wie ich glaubte — nach Karlsbad.

Es war ein regnerischer Julimorgen, ein Morgen, der vollkommen zu meiner Laune paßte, aber eben deßhalb ein recht fataler Morgen; mein Wagen war eben im langsamsten Schritt über die schöne Muldebrücke bei Wurzen gefahren, eine vielversprechende Vorrede zu einem langweiligen Städtchen.

Der Wagen hielt am Wirthshause, ich nestelte mich aus meinen Hüllen los und setzte träge die Füße auf das Pflaster, um in die Schenkstube zu treten. Was soll ich frühstücken bei dem unangenehmen, naßkalten Wetter? — Kaffee? nein, der erhizt. Thee? Der Bediente suchte darnach; es war gerade das Einzige, was vergessen war.

Schon mißvergnügt, fragte ich die Wirthin, ob sie mir eine Tasse Chokolade schaffen könne? Sie sah mich ungewiß an; Chokolade! wiederholte ich. Sie versicherte, daß dergleichen nie verlangt werde. Ich drehte mich ungeduldig um und brummte: „schon gut, geht nur!"

„Abscheuliches Nest," monologisirte ich dann, „nicht einmal Chokolade zu bekommen!" verschränkte die Arme, schlug meinen Mantel fest um mich, als ob's Winter wäre, und ging auf und ab. In meinem Aerger merkte ich nichts von der Ankunft eines Wagens, bis eine Frau mit zwei kleinen Mädchen von acht bis zehn Jahren in's Zimmer trat. Sie sagte mir freundlich guten Morgen; nicht höflich — nein— freundlich, worin die Höflichkeit immer mitbegriffen

ist als untergeordnete Dienerin der Grazie, welche der wahrhaften Freundlichkeit immer beiwohnt.

„Frau Wirthin,“ sagte sie ohne Zögern, „geben Sie mir ein Paar Tassen warmes Bier.“

Wie ein Zauber berührte mich das Wort; das war's, wonach mein Magen an dem Regenmorgen verlangte. „Mir auch!“ rief ich ganz erregt; „warum haben Sie mir nicht schon längst welches gebracht?“ — „Sie verlangten ja Chokolade!“

Die Kinder lächelten ein wenig, die Dame aber warf den leichten Sommermantel ab und setzte sich mit ihnen an den Tisch. Unwillkührlich fing ich an auch meinen Mantel aufzuknöpfeln, und wollte sie verstohlen dabei ansehen; aber das war gar nicht nöthig, sie machte mir's leicht, blickte mir gerade in's Gesicht und sagte mitleidig:

„Sie sind krank, nicht wahr? und reisen wohl in's Bad?“

„Der Arzt meint es, meine Gnädige,“ gab ich zur Antwort. Ich konnte sie nun ungenirt betrachten, und fand zu meinem Erstaunen, daß sie gar nicht hübsch war. Nun, das ist wieder zu viel gesagt, ich meine, wenn man einen sehr hohen Maßstab anlegt,

hatte sie Fehler. Sie war schlank, untadelhaft gebaut, hatte feine Hände mit Türkißringen, ein kleines Gesicht mit ganz gewöhnlichen Zügen und ein Paar Augen, die weder überwältigend schwarz, noch himmelblau waren, aber ihre Züge wunderbar belebten. Die Kinder hingegen waren kleine Modelle von Schönheit, und natürlich wie die Engel.

Das Warmbier kam und schmeckte köstlich; ich sagte zu der Fremden:

„Ihnen verdanke ich mein Frühstück, denn ich wußte durchaus nicht, was ich nehmen sollte, bis Sie mir den guten Gedanken eingaben."

„Nun, so wünsche ich, daß es Ihnen auch recht gut bekomme," sagte sie, nahm ihren Mantel und die Kinder bei der Hand, schlüpfte hinaus und rollte in der fatalen Kalesche davon.

Ich blieb zurück, als hätte ich eine Erscheinung gehabt. Ich fragte die eintretende Wirthin, wer die Dame sei? sie wußte es nicht.

„Der Kutscher ist aus Leipzig," sagte sie.

„Angespannt!" donnerte ich meinem Peter zu, und hieß ihn fahren, was er konnte, bis wir an der Kalesche vorbei waren. Nun war ich doch sicher, daß

sie mir nicht wie eine Sternschnuppe entschlüpfen konnte. In dem größten Wirthshause des Dorfes Luppe, wo ich vermuthen konnte, daß ihr Kutscher ebenfalls halten würde, bestellte ich ein Zimmer und Mittagsessen für sie und mich. Eine halbe Stunde darauf kam sie an; ich ging ihr etwas verlegen an die Hausthüre entgegen und fragte sie, ob sie hier zu Mittag speisen werde?

„Ich muß wohl," antwortete sie, „meine kleinen Raben verlangen nach Futter!"

Nun getraute ich mir erst zu sagen, daß Zimmer und Essen für uns zusammen bestellt seien. Sie lächelte und meinte: „Allein wäre es wohl zu traurig für Sie gewesen?"

Während dem war sie mit den Kindern ausgestiegen, und wir sahen Beide einer Heerde Schafe nach, die durch das Dorf ging, und troß dem Regen den Staub in Wolken vor sich her trieb. Hintendrein ging ein Hirtenmädchen, in Apathie versunken; nur der Hund bellte lebhaft, wenn ein Stück der Heerde aus der Richtung kam, und war eine vortreffliche aber lärmende Polizeibehörde, die jeden Seitensprung mit lautem Gekläffe rügte. So

gewinnen die geringfügigsten Sachen Bedeutsamkeit, wenn man sie unter interessanten Umständen betrachtet; ich werde die Schafheerde in Luppe nie vergessen.

„Welch' ein Loos ein Schafhirt zu sein!" sagte meine Fremde, „der Hund macht die Geschäfte und der Mensch geht hintenher, und denkt kaum mehr als das Schaf. — Neulichst hab' ich aber doch noch etwas Aergeres gesehen: Ich wohnte in einem Landhause bei Leipzig und wurde eines Morgens durch einen regelmäßigen Ruf geweckt, der in kurzen Zwischenräumen fort erschallte bis die Sonne unterging. Die Kinder und ich zerbrachen uns die Köpfe über die Bedeutung dieses Geschreies, — endlich erfuhren wir: daß ein Mensch für drei Groschen die Verbindlichkeit übernommen habe, durch seine Töne die Sperlinge wegzuscheuchen, so lange die Sonne am Himmel steht."

„Und Leipzig ist Ihre Heimath?" fragte ich etwas unverschämt.

„O nein!" erwiederte sie, „wir kommen viel weiter her."

Die Fremde ging in das Gastzimmer, und nach

einem Viertelstündchen folgte ich, als ich die Magd mit der Suppe gehen sah. Bei Tische fragte ich:

„Wo ist denn das Ziel Ihrer Reise, meine Gnädige?"

„Zunächst ein wenig in der Irre umher, in die Lausitz, nach Schlesien, oder wo mich der Geist hintreibt; dann vielleicht nach Dresden. Irgendwo will ich mich niederlassen, weiß aber selbst noch nicht wo."

„Und der Herr Gemahl?" fragte ich schüchtern.

„Ach, der ist lange todt," sagte sie in einem tief aus dem Herzen kommenden Tone.

„Hören Sie," nahm ich nach einer kleinen Pause zögernd das Wort. „Z. ist zwar kein schöner Ort, aber voll gesellschaftlicher Ressourcen, voll Sinn für Kunst und Natur und Liebenswürdigkeit, und Jemand würde sich gewiß freuen, wenn Sie Ihren Wohnort dort aufschlügen." —

„Z. ist eine Sandbüchse," sagte sie.

„Ja," erwiederte ich, „aber manchmal ist auch Goldsand darin."

„Sie sah mich zutraulich an und sagte nach kurzem Schweigen: „Sie sind ein guter, freundlicher Herr, und wer weiß was geschieht."

„Uebernachten Sie in Meißen?“ fragte ich, vor Freude und Beschämung roth werdend, was mir, glaube ich, seit zehn Jahren nicht begegnet war.

„Ja,“ sagte sie.

„Sie kehren doch wohl in der Sonne ein?“

„Es ist mir einerlei; wenn Sie das Haus empfehlen — ja.“

Der Kutscher klatschte mit der Peitsche, und der meinige war noch nicht fertig. Sie bezahlte ihre kleine Rechnung, sagte: „Adieu! auf Wiedersehen!“ und fuhr davon.

Kaum war sie fort, als die Magd des Gasthauses hereinkam und schmunzelnd sagte:

„Die Dame hat sich recht nach Ihnen erkundigt.“

„Nun, mein Kind, kennst du sie denn?“

„Nein, aber sie fragte mich: wer ist der Herr?

„Ich weiß nicht, sagte ich.

„Nun so geh' und frage,“ sagte sie.

„Ich kam zurück und sagte: „Er ist aus Z.“ — „Ach, wie er heißt, will ich wissen,“ sagte sie ungeduldig, und sie hatte keine Ruhe, bis ich des Herrn Kutscher fragte, der mir's vertraute. Und als ich ihr dann Ihren Namen sagte, faßte sie die beiden

Kinder an der Hand und redete heimlich mit ihnen und war ganz unruhig."

„Hast du den Kutscher nicht nach ihr gefragt?"

„Ja doch, aber er wußte nichts; eine Leipziger Dame hat ihn aufgenommen, aber nicht die, die er führt."

„Wo wollen Sie in Meißen einkehren, Herr Präsident?"

„In der Sonne."

„Ich rathe Ihnen zum Hirschen," sagte das Mädchen, „da ist's viel besser." —

„Wir wollen sehen," sagte ich, war aber sehr entschlossen, wenn ich meine Fremde nicht etwa noch einholte, bei der Sonne zu bleiben. Doch ich holte sie ein; der träge Fuhrmann fütterte schon wieder in Oschatz, und sie stand vor der Thüre wie eine Charitas, an jeder Hand ein Kind. Ich ließ halten.

„Meine Gnädigste!" rief ich ihr zu, „ich erfahre eben, daß es in Meißen im Hirschen viel besser ist; wäre es Ihnen einerlei?"

„Ganz einerlei," sagte sie wieder mit ihrer unwiderstehlich freundlichen Art, die einen immer glauben machte, jedes Wort aus ihrem Munde sei eine

Schmeichelei. — Ich fuhr rasch vorwärts, um Quartier zu bestellen. Unterwegs begegnete mir ein zurückkehrender Postillon. Da ich ganz ausschließlich mit meiner Bestellung beschäftigt, und diese mir überaus wichtig war, hielt ich ihn an und fragte:

„Freund, welches ist das beste Wirthshaus in Meißen?“ —

„Die Sonne,“ sagte er. —

„Ich habe eben gehört, der Hirsch.“ —

„Ach, das hat Ihnen gewiß das Stubenmädchen in Luppe aufgebunden; ihr Liebhaber ist dort Hausknecht; aber die Sonne ist besser.“ —

„Höre einmal, Freund, Du wirst bald einer Kalesche mit einem Leipziger Fuhrmann und zwei Braunen begegnen, der eine hübsche Dame mit zwei kleinen Mädchen führt. Willst Du den Wagen anhalten und der Dame sagen, der Präsident lasse sie bitten, in die Sonne zu fahren, so will ich Dir einen harten Thaler geben.“

Der Postillon versprach's auszurichten, nahm das Geld, dankte und ritt davon; ich aber lehnte mich in meinen Wagen zurück und versank in Nachdenken und allerhand sonderbare Träumereien. —

„Wenn sie nun jetzt zur Sonne kommt,“ sagte ich zu mir selbst, „ist sie dann nicht ein wahrer Engel an Willenlosigkeit in Kleinigkeiten? desto mehr Charakter wird sie in großen Dingen haben. Ach Gott! wer solch' ein Wesen immer um sich hätte, und die lieben Kinder so mühelos dazu! und überdies zwei Mädchen, keine lärmenden Buben, zwei allerliebste Mädchen, die einem nichts als Freude machen. Ich habe ein schönes, ganz unabhängiges Vermögen, worauf kein Mensch Anspruch machen kann, als die Kinder meines Bruders, die selbst reich genug sind.“

Das war die Lichtseite meiner Gedanken. Die Schattenseite war — meine fünfzigjährige Unabhängigkeit; doch die drückte mich wahrlich mehr als sie mich entzückte. Aber eine Frau, die ich auf der Landstraße finde! Und warum sollte man nicht eben so gut etwas Treffliches auf der Landstraße finden können, als anderswo? Aber wird sie mich alten, kränklichen und mürrischen Mann nehmen! Sie ist ja so freundlich mit mir, so nachgiebig, und hat sich so angelegentlich nach mir erkundigt! Kurz, ich hatte ein Gefühl wie ein Sieger, dem sich die Thore einer erober-

ten Provinz öffnen. Dazu kam noch die entzückende Gegend und die Elbe, die erst von der Anhöhe wie ein Streif zu sehen war, zu dem man sich durch steile Felsen immer näher herandrängt. Die Sonne stand schon niedrig am Horizont, der heiße Tag kühlte seine Gluthen in der abendlichen Thalluft. Die Vögel kreischten lauter und flogen zu ihren Nestern in den Felsen, wo die Kleinen sie erwarteten, um ihr letztes Abendbrod und die warme Decke ihres Gefieders zu erlangen. Willst du dir auch ein Nestchen bauen, dachte ich, und sorgen und streben, daß die Deinen weich und warm sitzen? Der heiße Ton der Luft nahm immer zu und schien selbst die kühle Elbe zu durchglühen, aus der die Fische emporsprangen, um sich in der Abendglut zu baden. Zur rechten Seite des Weges drängte sich dichtes Gebüsch aus den Spalten des Felsgesteines hervor, dann erhoben sich einzelne Häuser aus den Steinbrüchen; endlich erreichten wir die alte Stadt mit ihrem alten Dome, der hoch oben die Schloßgebäude überragt, die jetzt zur Porzellanfabrik eingerichtet sind.

Als ich im Wirthshause zu Meißen ausstieg, atte ich mich so in meine Phantasieen eingelebt, daß

mir war, als bestelle ich Quartier für meine Frau
Ich ließ mir die leeren Gastzimmer zeigen; eines
schien mir am geeignetsten, denn es war den Morgen
gewaschen worden, der Boden war noch ein wenig
feucht, und ich konnte ihr daher mit Anstand anbieten
in dem meinigen zu soupiren. Ich ließ aufräumen,
lüften, räuchern, und war endlich so weit, daß ich
sie empfangen konnte; aber sie kam nicht.

Sollte sie in den Hirschen — nein, nein! rief ich
— die Sonne ist ihr Aushängeschild, denn sie ist
selbst freundlich, wie die Sonne.

Indem rollte ein Wagen heran — sie war es,
sie stieg aus. Wie mir dies Aussteigen bei jeder
Wiederholung interessanter wurde! Ich ging ihr
entgegen.

„Nun, Sie haben mich doch in die Sonne beschieden?“ sagte sie wieder mit dem Ausdruck, der sich
nicht malen läßt.

Ich konnte ihr nichts erwiedern, sie nur dankbar
ansehen. Dann brachte ich mein Anliegen vor, sich's
einstweilen auf meinem Zimmer gefallen zu lassen,
damit der feuchte Boden des ihrigen noch besser austrockne vor dem Schlafengehen. Ohne Ziererei und

dankbar ward es angenommen. Die macht einem das Leben leicht! dachte ich. Dann schlug ich vor, den schönen Abend zu benutzen, um den Dom zu besehen. Sie war's zufrieden, die Kinder jubelten.

Wäre ich jemals zuvor da gewesen, ich hätte es gewiß nicht vorgeschlagen; das war eine wahre Marter für meine alten Knochen, und doch wollte ich so gerne in einigermaßen vortheilhaftem Lichte erscheinen. Die Kinder sprangen den steilen Berg hinan und die unzähligen Stufen der steinernen Treppen, als wäre es gar nichts. Sie war nicht ganz so flink, sie sah mich schelmisch an und sagte: „ein hübscher Weg, den Sie mich da führen!“ Was wollte ich thun? Ich mußte ihr den Arm bieten, und sie nahm ihn zu meinem Schrecken an; aber — sie war ein Engel, statt sich meiner als Stütze zu bedienen, zog sie mich mit hinan. Endlich hatten wir den Hof erreicht, und ich glaubte mich am Ziele, aber nein, nun sollte das Steigen erst recht beginnen. Die Kinder hatten von der Aussicht auf dem Thurme gehört, und da half nichts, wir mußten hinan. — Ich schweige von diesem Aufgang in den Himmel; vor ein paar Tagen noch hätte ich denjenigen für verrückt erklärt, der

mir ein solches Wagniß zugemuthet hätte; ich hätte die Ausführung für rein unmöglich gehalten. Aber — was das Herz nicht vermag! ich war an ihrer Seite zehn Jahre jünger geworden, und es ging. Und welch' ein Lohn wartete meiner!

Oben auf dem kleinen durchbrochenen Thurme (der große ward vom Blitz getroffen und stürzte zusammen) ist eine der herrlichsten Aussichten, die Sachsen aufzuweisen hat. Wenn die Menschen nur für ein besseres Geländer gesorgt hätten; stark ist es genug von dicken gehauenen Steinen, aber durchbrochen, und die Mittelöffnungen in den Fächern sind so weit, daß die lieben Kinder bei jedem unvorsichtigen Schritte hinunterstürzen konnten. Ich war vor Angst über und über mit Schweiß bedeckt; auch meine Fremde ward besorgt und trat von der Brüstung zurück.

Um sie den Anblick unverkümmert genießen zu lassen, und, aufrichtig zu sprechen, weil mich die ermüdeten Beine kaum mehr tragen wollten, sagte ich: „Lassen Sie mir die Kinder, meine Gnädige, sehen Sie, ich bin selbst ein wenig schwindlich, und will mich hier niedersetzen und die Kleinen zu mir

nehmen. Wir sehen dann durch die Oeffnungen in's Weite, und Sie mögen ungenirt am Rande stehen und in die Tiefe hinabschauen, und erzählen wie es da unten aussieht."

„Es ist ein selten schöner Anblick," sagte sie, „hier rechts die Stadt mit ihren unregelmäßigen hügelichten Straßen und alterthümlichen Gebäuden! die Giebel glühen noch alle vom Abendgolde der untergehenden Sonne; tief unten die massive Brücke über dem schönen Strome, der von Leben wimmelt. Da liegen Schiffe und Kähne; Pferde werden in die Schwemme geführt, die kleinen Buben laufen halbnackt in's Wasser und treiben die Enten vor sich her. Alles sieht sonntäglich aus und glänzt im röthlichen Abendscheine frisch und rein nach dem Regen! Die Ferne ist nicht minder schön: drüben sind herrliche Weinberge mit unzähligen Terassen und Häuserchen, die durch die kahle Felsmasse durchblicken; dann ein fernes Thal zwischen Bergen und Hügeln mit Schlössern und Kirchthürmen, Dörfern und einzelnen Landhäusern. Das Alles schließt ein prachtvoller Hintergrund. Was mögen das für Berge sein?"

„Es ist die sächsische Schweiz, meine Gnädige.

Gleich darunter sehen Sie die Dresdner Kirchthürme über die Weinberge hervorragen; Ihre Beschreibung hat mir Alles so deutlich gemacht, als sähe ich es selbst; erzählen Sie noch weiter."

„Hören Sie lieber da hinunter," erwiederte sie, indem sie den Finger sanft auf die Lippen legte und mich schweigen hieß. Es war Betstunde im Dome, und ein wahrhaft himmlischer Gesang tönte aus der Tiefe zu uns herauf. Die Kinder falteten fromm und natürlich die Hände, und auch die Mutter stand in andachtsvoller Liebenswürdigkeit da, den Blick nach Oben gerichtet. — Ich alter Narr war so gerührt, daß mir die Augen feucht wurden.

Auf dem Rückwege, der weniger beschwerlich war, hing sie vertraulich an meinem Arm; eine solche Stunde, zusammen durchempfunden, bringt die Menschen einander sehr nahe. Es war Nacht, als wir das Wirthshaus wieder erreichten, Coteletten und Bohnen erwarteten uns. Mir wollte nichts schmecken, auch ward ich stiller und stiller. Sollte ich sie nun verlassen? sollte ich das Glück nur gesehen haben, um es auf immer zu verlieren? Und was war denn für mich auf immer? zehn, höchstens zwanzig

Jahre. Aber gerade diese letzten Lebensjahre zu beglücken, hat der Mensch einen unwiderstehlichen Trieb. In der Jugend hat er Zeit genug, die Ersatz für Alles bringen kann, im Alter geizt er mit jeder Stunde; der Gedanke, daß es die letzte seyn könnte, liegt gar zu nahe.

Sie hatte unterdeß den Kindern das ihrige zugetheilt, und selbst ihr leichtes Mahl mit leichtem Herzen verzehrt. Endlich, da sie mich eben sehr freundlich ansah, faßte ich Muth und sagte:

„Liebe gnädige Frau, ich reise, wie Sie wissen, meiner Gesundheit wegen, und meine Absicht war allerdings, geradewegs nach Karlsbad zu gehen; aber ich habe eine bestimmte Ahnung, daß mir die frische Sommerluft in der lieblichen Gegend und in Ihrer Gesellschaft wohlthätiger seyn würde, als alle Sprudel und Kreuzbrunnen der Welt. Sie sagten mir, daß Sie zunächst ein wenig in der Lausitz umherstreifen wollten; vergönnen Sie mir das Glück, Ihrer Wagenspur folgen zu dürfen.“ —

Sie zögerte mit der Antwort. —

„Ich bin ein alter, unverdächtiger Mann,“ fuhr ich fort; „auch ein Mann in Amt und Würden, mit

einer Stellung in der Welt, die jeden Gedanken an einen sich aufdrängenden Abenteurer von selbst verbannen muß. Es zieht mich Ihnen nach; lassen Sie mir die Freude, Sie noch ein Weilchen zu beobachten, die Aeußerungen Ihrer liebenswürdigen Natur zu verfolgen. Es ist mir, als ob ich immer in einer schönen Gegend reiste, wenn ich Sie sehe und sprechen höre, so weich stimmt Ihr Wesen mein Gemüth, so zufrieden fühle ich mich in Ihrer Gegenwart mit mir und der Welt."

Sie sah mich gerührt an. — „Ja, guter Herr," sagte sie endlich, „lassen Sie uns zusammen reisen, wenn's Ihnen Freude macht. Und nun gute Nacht. Um vier Uhr erwarte ich Sie auf meinem Zimmer zum Frühstück."

Punkt vier Uhr klopfte ich an ihre Thüre; ein munteres „herein!" schallte mir aus den Kinderkehlen entgegen. Ich fand das Zimmer schon sauber und gelüftet, und frische Semmeln und Kaffee auf dem Tische. Peter kam herein. „Gnädiger Herr, was soll denn nun mit den Pferden werden? Sie wollten ja von hier an Post nehmen." — „Ich habe mich anders bedacht, Peter. Wir bleiben zusammen; ich

mache vor der Hand eine Lustreise nach der Lausitz, und will lieber die Pferde bei mir behalten."

Peter sah mich mit einem Blicke des ungemessensten Erstaunens an; es war zum ersten Male, daß ein von mir ertheilter Befehl nicht unumstößlich war wie das Evangelium. „Spann an, Freund!" sagte ich barsch, um nicht verlegen zu erscheinen. Dann schlug ich meiner Fremden vor, mit mir in meinem bequemeren Wagen zu fahren, aber sie wollte sich von den Kindern nicht trennen, und ich tröstete mich, denn es hatte auch einen Reiz für mich, sie nur in den Absteigequartieren zu sehen, dort aber auch mit Sicherheit auf ihre Gesellschaft rechnen zu können.— Es war noch nicht fünf Uhr, als ich durch die schändlich gepflasterten Straßen der Elbbrücke zufuhr. Drüben kamen mir ein Dutzend rüstiger Burschen mit Sensen entgegen; sie sangen einstimmig mit feierlicher Einfachheit:

„Schon mäht der Landmann freudenvoll
Der Felder Segen ab,
Den Segen, der uns nähren soll,
Den unser Gott uns gab."

Wie ist der Mensch Morgens im Freien so hoff-

nungsvoll, so fröhlich und so dankbar gestimmt! Ich war es auch — mein Inneres war umgewandelt; ich sah die Welt mit ihren freundlichen Augen an.

Die Sänger verschwanden und lange blieb die Landstraße leer; rechts und links gab es genug Gegenstände, die das Herz erfreuen konnten; die Rosen waren in voller Blüthe, aber in diesen durchaus blüthenvollen Stauden herrschten sie nur bescheiden in dem Freudentaumel der Blumen; die Luft war so rein, daß es mir schien, als schwebten die Wohlgerüche sichtbar über jeder Staude. Auch die Lilien winkten über die Einfassungen der Gärten hinüber, und die Häuser lagen ganz eingehüllt in dem sanften grünen Gewande des Weinlaubes; die Gärten waren überwölbt mit Rebengängen, in denen die langen Morgenschatten ruhten; und rechts ging die Elbe ihren ewigen Gang zu dem Ozean im frischen Morgenwehen fort. Von einer waldigen Höhe sah das schöne Sieben-Eichen hinab, nicht weit davon das Schloß Weißtrupp, dessen edler liebenswürdiger Besitzer ein Mittelpunkt der Gastfreundschaft war und der seine Wohnung zu einem Tempel der Kunst erhoben hatte. Heute aber durfte ich keinen Abstecher

machen; ich folgte blindlings den Wagenspuren meiner liebenswürdigen Fremden.

Immer zieht sich der Weg längs dem Strome hin, und auch die Straße an sich ist hübsch, Ahorn- und Lindenalleen fassen sie ein, und wo sie sich über ein der Elbe zueilendes Bächlein wölbt, dient eine hübsche Sandsteinbrücke dem Wanderer zugleich zum Ruhepunkt, den vier Linden beschatten. Endlich fuhr ich im raschen Trabe an vielen Wagen mit Gemüsen und mit Kälbern, die zum Verkauf in die Residenz geschleppt wurden, und auch an einigen Equipagen vorbei, deren Inhaber schon so früh das Freie suchten, und bald darauf stieg ich in Dresden ab. Es war der Plan meiner Führerin, hier nur zu frühstücken und später wieder zurückzukehren; daher sahen wir das reizende Dresden nur im Fluge, und fuhren dann zum Bauzener Thore hinaus gegen Muskau, schliefen dort und gingen in aller Frühe in den Park; ehe ich aber von diesem etwas sage, kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich erwartet hätte, von der englischen Kultur des Besitzers mehr über seine Umgebungen verbreitet zu sehen. Das Wirthshaus war miserabel, die Sahne zum

Kaffee ungenießbar; kurz, ich habe mich nirgends mehr gefreut, die obengenannten, vom Verstorbenen anempfohlenen Reisebequemlichkeiten in meinem Wagen bei mir zu haben, als in Muskau selbst. Was hatte mich übrigens berechtigt, mich in der Mitte der Niederlausitz auf ein Stück England gefaßt zu machen.

Im Parke war Alles noch im Schlafe; doch ein kleines Mädchen aus der Stadt hatte sich uns zur Führerin angeboten. Meine Unbekannte sagte:

„Mir ist, als sollte ich einen Zauberpalast betreten, indem ich meinen Fuß auf das Gebiet eines Mannes setze, der nicht nur Rahel und Bettina berückt, sondern auch die Kunst verstanden hat, den Kritikern unserer Zeit nur dann unter die Zähne zu kommen, wenn sie eben ihre Giftblase geleert hatten, eines Mannes, dem Heinrich Laube Liebesbriefe nach Algier dedicirt, und der mich selbst, trotz meiner unmaßgeblichen Meinung, daß er uns am Ende alle bei der Nase herumführt, doch immer von Neuem anzieht und mir zu denken gibt."

Wir traten ein. Noch lag der Morgennebel in den Wipfeln der Bäume, während die Sonne schon golden, aber nicht zu warm über dem freien Rasen

schien. Groß und dunkel lag das Schloß da, von den Schatten der eigenen Vorsprünge bedeckt. Es ist kein schönes, aber ein geräumiges Gebäude mit zwei Thürmen, in Hufeisenform erbaut; der eine Theil scheint neuer zu seyn als der andere. Der Eingang vom Schloß in den Garten ist wunderschön. Mehrere Terrassen führen von der Anhöhe hinab, auf welchen eine reiche Orangerie aufgestellt ist und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt. Das Ganze ist von einem Wassergraben und von dem lieblichsten Blumengarten umgeben, in welchem sich unter den bunten Blüthen und dem keuschen Grün der Bäume Papageien auf vergoldeten Stangen wiegen, Affen umherspringen und Alles darauf hindeutet, daß hier der Lieblingsplatz der Herrschaft ist. Ein großer Rasenplatz dehnt sich vor dem Hause aus. Als wir noch dastanden und über die grüne Fläche hin in die Landschaft sahen, kamen Schnitter, um das kurze feine Gras abzumähen.

Dann folgten wir unserer kleinen Führerin in den eigentlichen großen Blumengarten. Auf schönen Rasenplätzen, welche von Fußwegen, so breit wie Chausseen, umgeben und durchzogen sind, stehen riesen=

mäßige Körbe, von Flechtwerk, Muscheln, Eisengitter, oder Akanthusblättern, aus Thon gebrannt u. s. w., aus denen Blumen in Menge, aber aus jedem Korbe nur e i n e Art aufschießen, und diese Körbe sind nirgends zu weit vom Wege entfernt, um nicht den Gehenden den Genuß jeder einzelnen Blumenart zu verkümmern. Dazwischen sieht man bunte Figuren von mancherlei flach an der Erde hingezogenen Blumen, Sterne und Rosetten von Vinca, Pyrus japonica, Rhododendron, rothen, weißen und gelben Rosen, wie die Stickerei eines ungeheuren Teppichs, unter dessen Einfassung von hohen Bäumen hin und wieder eine Steinbank zur Erholung und zum Blick in die Ferne einladet.

Es ist in der That ein reizender Aufenthalt, wohlgeeignet, jedes Gefühl zu erhöhen und die ganze Seele zur Harmonie zu stimmen. Wir gingen weiter durch schattige Gänge, über die Neißebrücke, dann bergan in ein Gehege, welches die Führerin E n g l a n d nannte. Hier sahen wir Boskette, von Borkengeländern eingefaßt, reinliche Hütten, mit Ranken überzogen, aus denen nur die Jalousieen hervorblinzelten, und schattige Ruheplätze, mit der Ansicht des

Schlosses, das, von der jezt höher gestiegenen Sonne hell beschienen, bald frei vor uns da lag, bald mehr oder weniger in Gebüschen vergraben erschien. Nur störten mich die häßlichen Anstalten zu einer Schenke, garstige, schwerfällige Stühle, Tische, Bierkrüge — und alles dies mitten in „England" im Park zu Muskau. Schön ist es, wie die ganze Anlage sich mit der weitern Umgegend verschmilzt, die von hier aus hügelig, lieblich und üppig erscheint, obgleich sie im Ganzen flach, traurig und sandig ist. Die vortheilhaften Gesichtspunkte sind mit wahrer Kunst benutzt, die kahlen Flächen durch schöne Baumgruppen versteckt.

Darauf kamen wir in eine Partie, die noch einen weiten Spielraum für künftiges Gartengenie darbietet, eine lange Sandstrecke, mit nichts als öden Birkenstämmen besetzt; aber gerade von hier erscheint die Landschaft am lieblichsten, und der Gedanke ist interessant, daß einst die ganze kunstvolle Anlage wie diese noch unvollendete Abtheilung des Parkes war; so kann man das Talent und das Verdienst des Schöpfers dieser Landschaft hier am besten würdigen.

An einer Stelle des Parks liegen die Gebeine eines Ermordeten, den man hier gefunden hat; ein kleines Denkmal schützt sie vor Entweihung.

Wir waren zwei Stunden spazieren gegangen, und ich fühlte keine Müdigkeit. —

„Und wo geht es nun hin?" fragte ich sie, als wir zum Fenster hinaus dem Anspannen der Wagen zusahen.

„Nun laß' ich Ihnen die Wahl," erwiederte sie, „Muskau hab' ich gesehen." —

„Mir ist wirklich unter den jetzigen Bedingungen ein Theil der Welt wie der andere."

„Nun so lassen Sie uns die schlesischen Schlösser besehen; fahren wir nach Sagan!"

„Wohin Sie wollen, Gnädigste, aber zwei einzige kleine Meilen lassen Sie mich mit Ihnen fahren."

„Sie wissen nicht was eine Meile hier zu Lande ist; eine Meile im Sande dauert eine Ewigkeit."

„Und eine Ewigkeit mit Ihnen keine Stunde!"

„Nun so steigen Sie ein," sagte sie, einen Fuß schon auf dem Wagentritte, „und Ihr Franz wird auf die Kinder Acht haben."

Den Kleinen war es ein Hauptspaß allein in

meinem Reisewagen zu fahren, und ich war am Ziele meiner Wünsche, denn ich mußte ein Gespräch unter vier Augen mit ihr haben, die Ruhe meines Lebens schien mir davon abzuhängen.

Ich fing ganz von Weitem an — ungefähr wie ich diese Blätter angefangen habe, und klagte über meine vereinsamte freudenlose Lage. — Sie begriff dieselbe vollkommen, und bemerkte, daß es immer eine mißliche Sache mit dem Glücke sei, wenn man sich nicht zu rechter Zeit zum Heirathen entschlossen habe.

„Was nennen Sie die rechte Zeit?"

„Da wir eben aus Muskau kommen, so bleibe ich bei den landschaftlichen Vergleichen; ein Baum von zwei Fuß Umfang läßt sich schon noch verpflanzen, aber ein voll ausgewachsener stirbt ab, wenn man's versucht."

„Und — Sie meinen, ich sei mehr als voll ausgewachsen?"

„Wir sind's wohl Beide," sagte sie gutmüthig, um mich nicht zu beschämen; dann fuhr sie fort: „Sie sind doch wohl über die fünfzig hinaus?"

„Ja wohl! Ich bin ein alter, griesgrämiger

Mensch, und unter einer Million Frauen würde nicht Eine mit mir auskommen; — es würde mir aber auch kaum Eine gefallen. Dann gibt's aber seltene Frauen, die gar nicht unter die Zahl inbegriffen sind; — Frauen von immer gleicher Laune, von sanftem Charakter, gefällig, gut, klug, heiter, — kurz, Frauen wie Sie — die könnten auch einen mürrischen Fünfziger glücklich machen."

Sie sah mich freundlich an. „Was meinen Sie denn eigentlich?" sagte sie ohne Verwirrung.

„Ich meine, daß wenn Sie meine Gattin werden wollen, ich Ihnen Herz und Hand zu Füßen lege."

„Aber, lieber Herr, Sie wissen ja gar nicht einmal, wer ich bin?"

„Aber ich weiß, was Sie sind: ein Engel! kurz, plagen Sie mich nicht, sagen Sie mir lieber gleich nein!"

„Warum sollte ich das? Wir müßten uns erst kennen lernen und ganz verstehen; wer weiß, ob Sie mich noch so hoch halten würden, wenn ich die Ihrige wäre!"

„Die Gefahr ist gering; ich liebe so schon Alles

was mein ist, meine Katharina, meinen Peter, meinen Franz, und die Katharina ist eine zahnlose alte Rechthaberin, der Peter nicht der klügste, und der Franz ein ausgemachter Tyrann; wie würde ich Sie erst lieben, wenn Sie Ja sagten!“

„Machen Sie's wie die Lilien auf dem Felde,“ sagte sie, „die denken nicht an morgen; heute fahren wir zusammen, ist das nicht genug? Wir besehen Länder und Städte, essen zusammen zu Abend, und das Uebrige findet sich.“

„Haben Sie denn wirklich keinen Freund auf Erden? Niemanden, der Sie etwas angeht? Keinen Bruder?“

„Einen Bruder hab' ich gehabt, aber er ist gestorben!“

„Unverheirathet?“

„Nein; aber seine Heirath hat mich mit ihm entzweit.“

„Kennen Sie seine Witwe?“

„Ich habe sie nie gesehen!“

„Und seine Kinder?“

„Auch nicht?“

„Und Sie wagen es über Ihre Vereinsamung

zu klagen, und bekümmern sich um die nächsten Blutsverwandten nicht?"

Sie sprach dies im ernsten Ton, aber doch halb mitleidig.

„Ich glaube nicht," sagte ich, „daß meine Schwägerin es irgend gut mit mir im Sinne hat, und ich habe ihr auch keine Ursache dazu gegeben, denn ich war hart und unversöhnlich mit meinem Bruder, und habe ihn doch über Alles geliebt."

Ein langes Schweigen folgte. Sobald der Wagen hielt, verlangte sie wieder zu ihren Kindern; ich stieg schweigend aus, und überließ den Kleinen meinen Platz.

Kaum waren wir wieder unterwegs, als Franz sich mit pfiffigem Gesicht zu mir wendete:

„Euer Gnaden," sagte er, „ich habe eine Nachricht, die Sie in Verwunderung setzen wird."

„Nun"?

„Wissen Sie, wer die fremde Dame ist?"

„Nein, aber wenn du es weißt, so sage es schnell!"

„Ihre Frau Schwägerin ist's!"

„Großer Gott!“ rief ich aus, „woher weißt du das?“

„Von den kleinen Fräuleins! ich habe so lange hin und her gefragt, bis ich's, trotz dem Verbote der gnädigen Frau, doch heraus bekam!“ —

Ich hätte gleich mögen halten lassen, bezwang mich aber und blieb sitzen, um meine Fassung wieder zu gewinnen. Mein Wagen fuhr voraus; als wir in Sagan anlangten, verlangte ich ein Zimmer, und sobald die Fremde angekommen war, ließ ich sie zu mir hinauf bitten. Sie kam mit halb verwundertem Gesicht; als sie mich aber ansah, verstand sie, was vorgefallen war und stürzte an meine Brust.

Die Kinder wurden gerufen; sie hatten mich schon lieb, und küßten den neuen Onkel herzlich ab. Ich sah sie mir nun noch einmal an, und begriff nicht, wie mir die Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Bruder nicht längst aufgefallen war.

Meine Schwägerin, die durch und durch ein Engel ist, hatte von meiner verlassenen Lage, von meiner trüben Stimmung gehört; der Bruder hatte ihr nie Uebles von mir gesagt, und so war sie ge-

kommen mich aufzusuchen, und hatte mich im Wirthshause zu Wurzen gefunden.

Wir sind beisammen geblieben; sie erzieht die Kinder unter meinen Augen, und hat mich mit der Welt und meinem Schicksale versöhnt; ich genieße alle Freuden eines Familienkreises, ohne daß ich mir die Ungelegenheit hätte machen müssen, in meinen alten Tagen noch zu heirathen.

Inhalt.

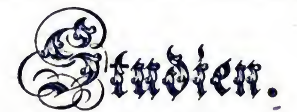
Im Verlage

von

Gustav Heckenast

in Pesth

ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:



Novellen=Sammlung

von

Adalbert Stifter.

Sechs Bände.

Mit 6 Vignetten nach Geiger von Armann in Stahl gestochen.

Gr. 12. In Umschlag geh. 15 fl. — 12 Thlr.

Inhalt:

I. Band: Der Condor. — Feldblumen. — Das Haidedorf.
II. Band: Der Hochwald. — Die Narrenburg.
III. Band: Die Mappe meines Urgroßvaters. 1841. 1. Die Alterthümer. — 2. Das Gelöbniß. — 3. Der sanftmüthige Obrist. — 4. Margarita. — 5. Das Thal ob Pirling. — 6. Das Scheibenschießen in Pirling. — 7. Das Nachwort.
IV. Band. Abdias. — Das alte Siegel. — Brigitta.
V. Band. Der Hagestolz. — Der Waldsteg.
VI. Band. Zwei Schwestern. — Der beschriebene Tännling.

Mohnkörner.

Gesammelte Erzählungen

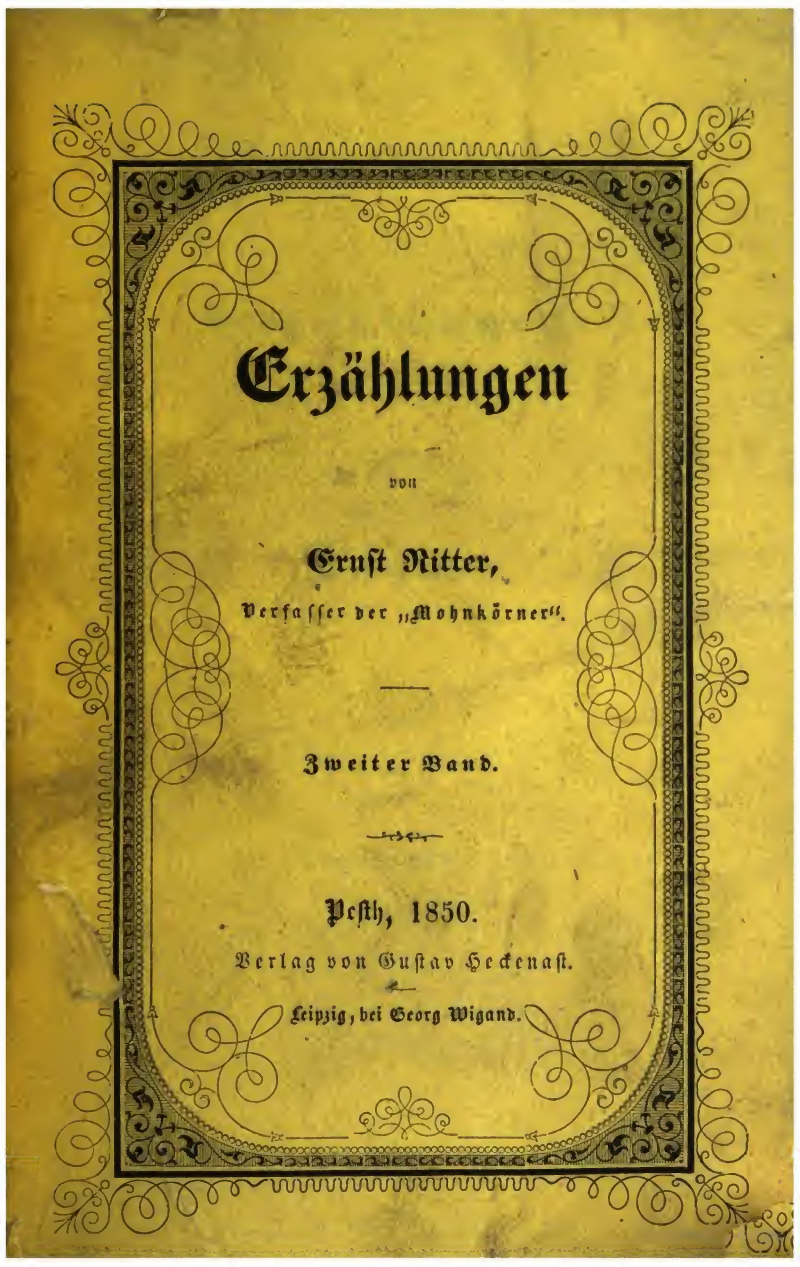
von

Ernst Ritter.

Gr. 12. 1846. 2 Bde. In Umschlag geheftet. 4 fl. — 3 Thlr. 6 Ngr.

Inhalt: I. Band: Schloß Wartberg. — Gerhardine. — II. Band: Die Verlobung. — Ulysses. — Herbstwochen am See.

Gedruckt bei Landerer und Heckenast in Pesth.



Erzählungen

von

Ernst Ritter,

Verfasser der „Mohnkörner“.

Zweiter Band.

Pesth, 1850.

Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand.

Erzählungen

von

Ernst Ritter.

Zweiter Band.

Erzählungen

von

Ernst Ritter,

Verfasser der „Mohnkörner“.

Zweiter Band.

Pesth, 1850.

Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand

Wolan der Töpfer.

An einem kleinen nordischen Hofe, der seither von einem größeren verschlungen worden ist, war vor etwa siebenzig Jahren noch ein Leben und eine Bewegung, die jetzt verstummt sind. Es war eine Mischung von Derbheit und moderner Kultur dort anzutreffen, die auf den Beginn einer neuerlich eingeführten Sittenverfeinerung hindeutete, ohne das rohere Element noch vollständig bewältigt zu haben. So lagen am eigentlichen Weichbilde des fürstlichen Schlosses zwei Bären an der Kette, die brummend aus ihrer Hütte hervorkrochen, um sich dem Nahenden auf den Hinterbeinen entgegenzustellen. Nachdem nun der Ankömmling an dergleichen Scherze gewohnt oder nicht gewohnt, nachdem er muthig oder furcht-

sam war, hatte er seine Freude an den wilden wohlangeketteten Bestien, oder suchte seinen Schrecken zu verbergen. War dies Abentheuer bestanden, so lenkte man ungefährdet in eine schöne Linden-Allee ein, die schnurgerade zum Schloße führte. Dieses war im italienischen Geschmacke erbaut, eben wie die Paläste in Mailand; damals war die gothische Architektur aus der Mode, und man hätte den für einen Barbaren gehalten, der sich eine solche spitzwinklichte komplizirte Behausung hätte anlegen wollen. Die Nebengebäude waren, wie Colonnaden, die rund um den Hof liefen, anzusehen, und nur einstöckig; das Ganze machte einen heitern zierlichen Eindruck, und stand im sonderbaren Gegensatze zu den Bären. Ein Mittelglied dieser beiden Extreme war das Wesen der Dienerschaft, das, trotz der reichen Livreen und aller modernen Steifheit eines betreßten Trosses, doch eine patriarchalische, altväterische Zutraulichkeit durchblicken ließ. Der Charakter des Herrn verräth sich am deutlichsten in dem seiner Leute; wo der Diener den Fremden freundlich bewillkommt, als wäre er sein eigener Gast, da wird er selbst als eine Art von Familienglied leutselig

behandelt; bei einer stolzen und unzugänglichen Herrschaft aber zieht er sich scheu zurück und thut nur seine Pflicht.

Der Fürst kam eben von einer Reise in Italien zurück, von der er mehrere Schiffe, mit den dort angekauften Kunstwerken befrachtet, heimgesendet hatte. Unter dem Erworbenen gewährten ihm die Gemälde den nachhaltigsten Genuß. Freilich hatte er sich, als in diesem Fache durchaus unerfahren, im ersten Eifer manches Werthlose aufschwatzen lassen, indessen leitete ihn doch später sein von Natur guter Geschmack meist richtig, und eine werthvolle Sammlung schmückte jetzt die Wände seiner Gemächer. Auch manches gute neuere Bild hatte er gekauft. Hackert und Angelika Kaufmann standen an der Spitze der damals lebenden Künstler; mit beiden unterhielt er den lebhaftesten Verkehr, so lange er in Italien war, und nahm sich manches Erzeugniß aus ihrer Werkstätte mit nach Hause. Angelika's historische Bilder sind längst verdunkelt, ja wohl mit Recht vergessen; aber ihre Porträts sind noch heut zu Tage hoch geschätzt. Sie hatte die junge Gemahlin des Fürsten und seine älteste Tochter gemalt. Das wun-

derbare blondlockige Kind bildete den schönsten Gegensatz zu der reizvollen Mutter, deren Haupt ein voller Rosenkranz schmückte. Ein gutes Bildniß aber ist der größte Schatz, wenn es zugleich den Charakter des Originals wieder gibt, und sonst ist es nicht gut. Für bedeutende Menschen, deren Biographie geschrieben wird, ist kein aufgefundener Brief, keine Erzählung Mitgeborner so wichtig, als der Blick auf ein wohlgetroffenes Bildniß; über hundert Räthsel, die die Nachwelt verzweifelnd zu lösen sucht, gewährt dasselbe Aufschluß; es hellt den Charakter eines längst Verstorbenen auf, wie ein Blitz, der in die Vergangenheit fiel; und könnte man sich vollkommen auf den Künstler verlassen, so würde mancher unaufgelöste Argwohn durch den Anblick des Beargwohnten in Nichts zerfallen, und manche angedichtete Größe als unmöglich und unwahr erscheinen. Wäre uns Beatrix Cenzi durch die Geschichte als eine verhärtete, bösartige Verbrecherin gezeigt worden, — wer glaubte daran, nachdem er ihre edlen, wehmüthigen Züge gesehen hat? Und gesetzt: Cäsar Borgia hätte für die Nachwelt den Schein der Tugend zu erhalten gewußt; wem würde sein unübertroffenes

Bildniß von Raphael, mit der ruchlosesten Schönheit ausgestattet, nicht die Wahrheit erhellen? — In dieser Beziehung steht die Kunst des Porträtmalers obenan, und verhält sich zu der, die die Phantasie als Grundlage annimmt, wie die Geschichte zur Fabel. — So entzückte dieses Bild der Fürstin als ein Spiegel holder, etwas beschränkter, aber gerade darum um so anziehendere Weiblichkeit, und beschämte die andern Familienbilder mit ihren Hermelinmänteln und steifen Röcken unter denen es wie eine Blume hing.

Von den schönsten Statuen des Mittelalters hatte der Fürst Abgüsse mitgebracht, ja zum Theil von den beglückten gekrönten Besitzern solche als Geschenk erhalten, da man sie sich auf andere Weise nicht verschaffen konnte. Der Adel der Umgegend, der sich gerne um den lebensfrohen Landesherrn versammelte, strömte nun mit doppeltem Eifer zu ihm hin, und betrachtete mit eigenen Augen was bisher nur aus Büchern bekannt war. Auch Paris hatte seine Schätze an Bronze-Verzierungen und seidenen Tapeten hergeliefert, während England's massive Mahagoni-Möbeln ernst und schwer gegen die Ver-

goldungen des heiteren Welschlands abstachen. Waren die Zimmer und Säle gegen das heutige Bedürfniß auch nur spärlich mit Hausrath versehen, so konnten doch die Pracht der türkischen Teppiche, die sie schmückten, der Reichthum der Stukatur-Arbeit, die schweren damastenen Behänge und vor Allem die Kunstschätze auch schon für etwas gelten.

Der alte Wolan war Kastellan dieses Schlosses, und ging mit dem Schlüsselbunde, dem Zeichen seiner Würde, in den Gemächern auf und ab, die Mägde und Zimmerbohner mit strengen Worten zur Pünktlichkeit ermahnend, oder für irgend einen Gast die nöthigen Einrichtungen treffend.

Der Alte war ein schönes Bild eines stattlichen Greises; groß, wohlgenährt mit weißem Lockenhaar, das seiner blühenden Gesichtsfarbe volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er war kein Feind von starken Getränken, obgleich nicht geradezu ein Trunkenbold. Indessen kommt solchen Leuten, die ein reichliches Leben und eigentlich wenig Geschäfte haben, das Wohlbehagen an irdischer Kost von selbst; um die geistige würdigen zu können, gehört eine mühsame Vorbereitung dazu, während der körper-

liche Genuß dem Naturmenschen leicht zum Bedürfnisse wird. Der Fürst, der seines alten Kastellan's Schwächen kannte, und kein allzustrenger Sittenrichter war, ließ ihn daher nie des Abends rufen und überließ ihn seinen Liebhabereien.

In einem der Zimmer, die er durchwanderte, traf der alte Wolan seinen Sohn Paul im ledernen Schurzfell mit aufgestreiften Hemdeärmeln; er war, seinem Berufe gemäß, damit beschäftigt, einen neuangekommenen marmornen Kamin zu setzen, denn er war Töpfer. Der Fürst hatte dem Alten vorgeschlagen, den Sohn, nachdem er erwachsen wäre, ihm selbst zum Nachfolger zu geben; aber der Alte wollte davon nichts hören. —

„Er soll ein Handwerk lernen, Durchlaucht, dann hängt er nicht von den Launen der Menschen ab und trägt seinen Reichthum in den Händen."

Dieser Entschluß entfernte Paul Wolan aber keineswegs von der unmitelbaren Nähe des Hofes; denn der Fürst hatte alle Gewerbsleute, die ihm irgend vonnöthen waren, im eigenen Dienste und zu seinem alleinigen Gebrauche; er besoldete Tischler, Töpfer, Schlosser, Schmiede, Zimmermaler u. s. w.,

und da er Jahr aus Jahr ein baute, so befand er sich wohl bei dieser Einrichtung. Die Leute wurden auf dem Schlosse geboren, heiratheten und starben darin — so war es von der Väter Zeit her gehalten worden. Keiner durfte durch ein grobes Vergehen seine eigene Versorgung und die seiner Familie auf's Spiel setzen; und so knüpfte sich ein Band der Gewohnheit und der gegenseitigen Benöthigung zwischen den Dienern untereinander, und wieder zwischen den Dienern und dem Fürsten, das zu zerreißen ein Jeder für das größte Unglück gehalten hätte. —

Es gab in dem kleinen Lande viel zu thun; die Bekanntschaft mit fremden, besseren Einrichtungen hatte den Fürsten bewogen, die Zustände seiner Unterthanen zu heben, und seinen eigenen Liebhabereien an Bauwerken keinen Zwang anzulegen. Er errichtete Schulhäuser und stellte verfallene Kirchen wieder her; nebenbei vergaß er auch seine Lustschlösser nicht, und suchte durch Anpflanzungen und eine erhöhte Kultur die traurige Oede des flachen Landes mit dem Schmucke der Bäumme, grünender Wiesen und hübsch angelegter Maierhöfe zu verschönern.

Paul Wolan's Geschäft war es nun alle Neubauten mit Oefen zu versehen. Zu Anfang machte er sie, wie sein Meister es ihm gezeigt hatte; es dauerte aber nicht lange, so bekam er schon seine Skrupel über diese Bauart; er sprach mit seinem Vater über die unregierliche Hitze, die diese großen Maschinen ohne Rücksicht, ob es draußen heftig friere oder thaue, von sich gäben. „Des Morgens," sagte er, „wird solch' ein Ungethüm geheizt, und glüht fort und fort, zwingt den Halberstickten die Fenster aufzureißen, wenn er die Temperatur nur halb und halb mäßigen will, und macht ihn für Erkältungen höchst empfänglich."

Der Alte sagte ihm, er solle froh sein, wenn er das Zimmer warm mache, und sich nicht den Kopf mit unnützen Mücken anfüllen; ob schon Jemand einen anderen Ofen von ihm verlangt habe?

Paul schwieg stille, hatte aber deßwegen die Sache keineswegs abgethan. Eben war ihm aufgetragen worden, einen italienischen Kamin zu setzen, und er war auch damit zu Stande gekommen, obgleich er bis dahin nie etwas von einem solchen gehört oder gesehen hatte. Doch einige Kupferstiche, die ihm der

Fürst zur Verfügung stellte, dessen Erklärungen, und vor Allem der aus Italien angekommene höchst zierliche Mantel von kararischem Marmor zeigten ihm an, wovon es sich handle. Ein reiches Fruchtgewinde, mit Thierköpfen gemischt, lief an den beiden Pilastern herab, und ahmte die Arbeit der Ghibertischen Paradiesesthüren nach. Querüber lief ein feinpolirtes, schneeweißes Stück Marmor mit geböschtem und kraus ausgehauenem Rande.

Für Jemanden, der dergleichen nie gesehen hatte, war es das ergötzlichste Kunstwerk, und Wolan hörte nicht auf, die äußere Form des Kamins zu bewundern; desto unzufriedener aber war er mit der inneren Einrichtung desselben; er stand nachdenklich davor, als sein Vater in das Zimmer trat, und sah in die Flammen, die lustig in den offenen Schornstein hinaufloderten. Es war draußen nicht gerade kalt, aber dennoch war die Temperatur des Zimmers nicht im Mindesten gesteigert. Stand man im Bereich der Flammen, so war die Hitze fühlbar auf der einen Seite, während die andere fror; und drei Schritte vom Kamin war die Wirkung der großen brennenden Holzscheite erloschen.

Der Alte betrachtete den Sohn einen Augenblick, dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Paul was gaffst du wieder? weißt du noch nicht, wie der Kamin aussieht?"

„Das Aussehen wäre schon gut," erwiederte Paul, die Mütze vor seinem Vater rückend, „aber es ist doch ein unnützes Ding ohne Sinn und Verstand geworden. Mich dauert das schöne Sims, das daran verschwendet worden ist."

Der Alte wurde roth vor Zorn. „Was," fuhr er heraus, „geht es dich an, ob der Kamin das Zimmer heizt, ob nicht? Der Fürst hat dir aufgetragen, ihn nach italienischer Art zu setzen, hat dir den Plan dazu gegeben, und du hast dich darnach gerichtet, das Uebrige ist seine Sache. — Du wirst in deinem Leben auf keinen grünen Zweig kommen, wenn du dich darum grämen willst, ob die Befehle, die man dir gibt, Sinn haben oder nicht. Du empfängst sie und vollführst sie, wie das Wasser das Mühlrad treibt, auf das man's ausläßt; — was es hernach mahlt, ist ihm einerlei. — Was sollte aus der Zucht und der Ordnung auf Erden werden, wenn ein Jeder d e n k e n wollte! Setz' du deine Oefen

wie sie deine Vorfahren gesetzt haben; — oder wenn der Fürst dir sagt, du sollst das Loch zumauern, so maure es zu, und kümmere dich nicht darum, daß der Ofen umsonst dasteht; streich' dein Geld ein, wenn das Jahr herum ist; heirathe mit der Zeit, bekomme Kinder, und stirb als ein wohlhabender Mann, wie dein Vater sterben wird. Wenn mir der Fürst gesagt hat: „Wolan, laß diese Thüre offen, oder schließe jene zu!" so hab' ich's gethan, und habe ihm mein Leben keine Einwendungen gemacht. So kommt man in der Welt fort, du siehst's an deinem Vater! Willst du aber über die Dinge grübeln, neun Tage nachdenken, den zehnten arbeiten, den eilften wieder einreißen, weil du dir's noch vollkommener vorstellen kannst, so wirst du zuletzt an den Bettelstab kommen; denn die Menschen wollen vor allen Dingen, daß etwas da sei; wie es dann ist, darnach fragen sie meistens nicht." —

„Und doch ist diese Verfahrungsweise so gegen meine Natur," antwortete Paul, „daß es mir unmöglich wäre, darnach zu handeln. Ein Ofen, der nicht heizt, eine Theemaschine, die nicht kocht, ein Ruhebett, das nicht bequem ist, ein Pelz, der nach

moderner Art so geschnitten ist, daß er nicht schützt, sind Gegenstände, deren Anblick mir unerträglich ist. Eine Sache sei noch so gewöhnlich oder so anspruchslos, ihren Zweck muß sie erfüllen; und so ruhe ich auch nicht eher, bis dieser Kamin eine behagliche Wärme im Zimmer verbreitet. Vielleicht komme ich doch einmal zu Reichthum und Ansehen, wenn auch meine Art eine andere ist, als die Ihrige; — mir scheint, nur auf diesem Wege kann man der Welt wirklich nützlich werden und der Vollkommenheit näher rücken. Erfinde ich die Kunst, mit wenigen Mitteln gut zu heizen, so hab' ich einen weit verzweigten Nutzen gestiftet und der Lohn wird nicht ausbleiben."

Der Alte lachte spöttisch. „Mein Sohn," sagte er, „wenn du berühmt werden willst, so mußt du etwas Unnützes erfinden, und nichts, das den Menschen bald zum unentbehrlichen Bedürfniß wird. Erfinde du einen Gucker, mit dem man in den Mond sehen kann, was keinem Menschen etwas nützt, — oder denk' du dir aus, wie man ohne Pinsel malen kann, — oder mache eine Puppe, die Schach spielt, dann

wirst du belohnt werden; aber auf eine Wohlthat, die man den Menschen erzeigt, achtet kein Mensch."

„Ist es denn nicht mehr werth, Vater!" antwortete Paul, „einen guten Ofen zu setzen — einen wirklich guten, wie man ihn noch nicht hat, als sich mit Nichtigkeiten zu beschäftigen? Tausenden von Menschen verschaffe ich dann eine behagliche Häuslichkeit; ich helfe dem Armen sein dringendes Bedürfniß nach Wärme befriedigen; erfreue den Gelehrten während seiner tiefsinnigen Studien; erhalte den Gesunden gesund, und erleichtere dem Kranken die Genesung."

„Das thust du Alles, mein Sohn," erwiederte der Alte, „aber auf dich selbst fällt kein Vortheil davon zurück. Hast du deinen Ofen gesetzt, so gibt man dir dein Geld, und findet dich gewöhnlich über Verdienst belohnt. Wäre der Ofen schlecht, so würde man weidlich auf dich schimpfen; — jetzt da er gut ist, fragt kein Mensch, wer der Töpfer war, der ihn gesetzt hat. Mir ist's übrigens lieb, daß du ein so gemeines Handwerk treibst, denn hättest du eines gelernt, das nur entfernt zu Spekulationen aufforderte, so wärst du gerade der Mensch, der auf allerlei

Quinten käme, und in Nebenstunden auch allenfalls nach dem Stein der Weisen suchte."

Das Gespräch wurde durch nahende Tritte unterbrochen; der Fürst trat herein. Er war ein hübscher Herr mit ungemein schönen Beinen und Füßen; wie gedrechselt schloß sich der Schenkel, vom weißseidenen Strumpfe bedeckt, an den Fuß an, den ein knapper Schnallenschuh zierlich umschloß. Er war von mittlerer Größe und ging etwas auswärts, was ihm ein vornehmes Ansehen gab. Seine vierzig Jahre waren deutlicher als nöthig in mehreren Fältchen zu lesen, die von seinen Augenwinkeln strahlenförmig an die Schläfe liefen, aber der heitere, sorglose Ausdruck gehörte wieder einem weit jüngeren Manne an, daher er denn den Frauen noch ungemein wohl gefiel, was immer auf ein entgegenkommendes Gefühl hindeutet, denn die Weiber tragen eine Wünschelruthe in sich, die zuckt, wo sie anerkannt werden. Adonis war, unseres Wissens, der einzige Mann, der Leidenschaft erregte, ohne sie zu erwiedern. Unser Fürst hatte im Allgemeinen einen lebendigen Sinn für Schönheit, und es war wieder die *lebendige* Schönheit, die ihn am meisten

anregte. Da war kein hübsches Gesicht im Schlosse oder in der Stadt, mit dem er nicht in Rapport stand, indem er entweder, als mit einer gegenwärtigen Eroberung sein kleines Verhältniß mit demselben hatte, oder es sich für die Zeit einer zukünftigen Ebbe in Perspektive stellte.

Die schöne Fürstin war in dieser Beziehung ein Engel von Güte; sie begnügte sich mit der Gewißheit, ihrem Manne keine Ursache zur Flatterhaftigkeit zu geben, und schloß Auge und Ohr vor Allem, was sie nicht sehen wollte.

Bei allen Fehlern, die den leichtentzündlichen Naturen anhängen, haben sie auch wieder ihre unläugbaren Tugenden. Friedrich der Große, der nicht in diese Klasse gehört, sagt dennoch: „Ich gestehe Ihnen, daß mir die allzuzärtlichen Temperamente lieber sind, als jene Keuschheitsdrachen, die Ihresgleichen zerfleischen; oder als jene Intriguanten, die im Grunde boshaft sind, und nichts als Schaden anstiften.“ — Und wirklich hat es die Natur so gütig eingerichtet, daß man fast nie alle Fehler beisammen findet. So war der Fürst kein Keuschheitsdrache, aber auch überhaupt kein Drache, und von

Bosheit fern; Stolz und Hochmuth übten keine Herrschaft über ihn aus. Die Kluft, die ihn von der Menschheit trennte, war nicht so groß, daß ein Paar schöne Augen sie nicht verdeckt hätten. Der Satz: „Die geliebte Schäferin, sie allein ist Königin," vernichtet die Vorurtheile in Bezug auf das eine Geschlecht, und mildert sie natürlich auch dem andern gegenüber.

Der Fürst trat zum jüngeren Wolan, und sprach mit ihm über seine Arbeit; dieser verbarg seine Bedenklichkeiten nicht, für die er hier weit mehr Empfänglichkeit fand, als bei seinem Vater, der sich beim Eintritte des Herrn entfernt hatte. Indem sie noch hin und her sprachen, kam ein Windstoß, und trieb den Rauch, schwarz und übelriechend, in das Zimmer.

„Es kommen wohl nicht gar oft Winde aus dieser Richtung?" fragte der Fürst kleinlaut.

Paul antwortete nicht unmittelbar auf diese Frage; daß aber etwas in ihm vorging, war augenscheinlich. Mit munteren Augen sah er in die wirbelnden Rauchwolken, wie sie stoßweise in's Zimmer getrieben wurden, und rief dann vergnügt: „Durch-

laucht, so geht es nicht! und wissen wir das einmal, so ist schon viel gewonnen, denn dann muß es anders werden. Lassen Sie mir vierzehn Tage Zeit, und ich habe etwas ausgedacht, was es uns möglich macht, die gefällige Form beizubehalten, und doch den Bedürfnissen unseres Klima's nachzukommen."

„Es ist ein Hundeklima," erwiederte der Fürst, und ein italienischer Bettler hat es besser wie Unsereins."

„Desto schöner ist's, wenn wir es überwinden," antwortete Wolan vertraulich, „wir wollen es schon einrichten, in vierzehn Tagen haben wir etwas fertig, das weder Deutschland noch Italien je gesehen hat."

Den Fürsten erfreute diese Zuversicht; er ging, wie es seine Gewohnheit war, mit den Händen auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Plötzlich drehte er sich um und fragte: „Ist's wahr, daß du heirathen willst?"

Wolan ward verlegen wie eine Jungfrau. „So weit bin ich noch nicht, Durchlaucht," erwiederte er stockend.

„Aber verliebt bist du? und da ist man schon weit genug? He!“

„Ich hab's aber, meines Wissens, Niemanden anvertraut.“

„Dir sticht die Dorchen Bernstein in die Augen, nicht?“

„Durchlaucht,“ erwiederte Wolan, „bis jetzt nur der Rauch; ich habe keinen Gedanken als den Kamin.“

„Du bist ein Schalk,“ sagte der Fürst, indem er lachend das Zimmer verließ.

Bis Wolan auf das seinige kam, beschäftigte ihn des Fürsten Frage wegen Dorchen; dann nahm er seinen Reißzeug zur Hand, rieb sich Tusche an, und zeichnete bis in die Nacht hinein, ohne auf die Glocke zu achten, die zum Abendessen rief. Er kam deßwegen nicht darum, denn man hatte ihn im Hause gerne, und wußte, daß ihn nicht der Besuch eines Wirthshauses abwesend hielt, sondern daß er, wenn ihm etwas im Kopfe lag, Essen und Trinken darüber vergaß; daher brachte ihm eine Hausmagd ein tüchtiges Stück Hirschbraten, mit süßen, einge-

machten Beeren auf sein Zimmer; er verzehrte es rhapsodisch während des Zeichnens.

Dorchen Bernstein war die liebliche Tochter der Schloßwäscherin und des verstorbenen Kellermeisters; sie war im Hause geboren und groß gewachsen, und wahrlich, zur Ehre des Hauses, dessen Herrin allein es in Rücksicht auf die Schönheit mit ihr aufnehmen konnte. Sie war erst sechzehn Jahre alt, und da sie noch zu jung und unerfahren war, um die Fürstin selbst zu bedienen, so theilte man sie einer der Hofdamen, einem Fräulein von Bermuth zu, um sie zu einer guten Kammerfrau auszubilden. Da sie nun wirklich ungemein reizend war, so machte ihr das ganze männliche Dienstpersonal, was sich noch im schicklichen Alter befand, vom Koch angefangen bis zum geringsten Stallbuben, den Hof, und sie hatte auch nichts gegen diese ihr gebührenden Huldigungen einzuwenden. Wolan aber war vielleicht der Einzige, der sich ernstlich in sie verliebt hatte. So selten wird unter den Reizen eines Frauenzimmer ein schöner Gang und leichte Bewegungen genannt, und doch gleicht nichts dem Entzücken, mit dem ihr ernsthafter Liebhaber ihr nachsah, wenn sie die Treppe,

singend auf und ab lief, oder halb hüpfend durch den Garten ging. Er gefiel ihr auch nicht übel, wenn sie eben mit ihm zusammentraf, aber sie war noch zu jung, um in seiner Abwesenheit viel an ihn zu denken; auch fehlte es ihr dazu an Zeit, denn das Fräulein von Vermuth gab ihr hinlänglichen Stoff, um ihre einsamen Stunden damit auszufüllen; ordentlichen, materiellen Stoff, den sie zu Kleidern verarbeiten mußte. Sie that dieß mit Geschicklichkeit und Fleiß, ohne darum etwas von ihrem guten Humor einzubüßen. Auch hatten sie alle Diejenigen gern, die ihr nicht den Hof machten, so auch die Fürstin.

Da es nun im Schlosse Sitte war, daß ein Jeder sich seine Gefährtin aussuchte, und die Dienerschaft durch ihre Kinder sich selbst ergänzte, so waren die Herrschaften und die Hofdamen in ihrem Rathe über eine Heirath zwischen Wolan und Dorchen einig geworden, und deßwegen hatte der Fürst die Frage an Wolan gerichtet, die dieser sich selbst vorzulegen noch nie den Muth gefaßt hatte. Ihn aber verdroß es, seine Gefühle ohne Umstände ausgesprochen zu hören; er meinte, das Reden sei an

ihm, wenn er einen solchen Gegenstand berührt wünsche, und nahm sich nun aus Trotz vor, sich Dorchen gänzlich aus dem Sinne zu schlagen.

Vor der Hand ward ihm dieß auch möglich, denn sein Kopf war ganz mit Wärme und Rauch, mit verdünnter und erhitzter Luft, und mit Allem, was in diesen Bereich gehört, angefüllt. Er kroch wie ein unruhiger Geist um alle Rauchfänge des Schlosses herum, und untersuchte ihre Beschaffenheit auf's Umständlichste, jede Verschiedenheit des Baues in den geringsten Kleinigkeiten beachtend und daraus Schlüsse ziehend. Zuletzt machte er sich auf einem nicht gebrauchten Herde eine Art von Werkstatt zurecht. Er bildete Modelle von Thon, in denen er den Rauch auf- und ableitete, und sorgsam die Richtung die er nahm, beobachtete; es sah um ihn herum wie in einer Puppenküche aus. Die niedlichsten, kleinen Kamine, in denen ein Minimum von Holz oder Kohle brannte, würden die Prinzessinnen entzückt haben, wenn sie eine Ahnung von dem seltsamen Treiben des Töpfers gehabt hätten; der meinte es aber sehr ernsthaft damit, und sah seine Modelle keineswegs für ein Spielzeug an.

Der Herd, auf dem er experimentirte, war zum Behufe des Kaffeekochens und um Bügelstähle zu erhitzen, in einem Vorzimmer angelegt worden, durch welches man mittelst einer kleinen Treppe zu den Kammerfrauen und von dort zu den Hofdamen gelangen konnte; doch war diese Verbindung außer Gebrauch, und der gewöhnliche Eingang führte einen Stock höher in die großen Gänge des Schlosses, denn die Fürstin hatte einen Abscheu vor heimlichen Treppen und Tapetenthüren, die sie, so oft sie in ihr Bereich kamen, abschloß, so daß Wolan sich hier, als Niemanden im Wege stehend, betrachten konnte.

Es überraschte ihn daher eines Tages, um die Dämmerungsstunde Tritte auf der Treppe zu hören. Da er nicht gekleidet war, um sich vor Jemanden sehen zu lassen, trat er hinter den Vorsprung des Herdes, wo er staunend den Fürsten mit Dorchen die Treppe hinuntersteigen sah. Sie kicherten leise und er redete ihr in's Ohr. Als sie unten waren, nahm er sie beim Kopf, gab ihr einen Kuß und schlüpfte vor Wolan vorbei; er zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete ein Thor, das über eine Brücke in's Freie führte. Dorchen aber sah sich in die Hand,

als betrachte sie etwas, was darin lag und sprang behende die Treppe wieder hinauf. Wohl sah er ihr auch jetzt nach, aber der Reiz ihrer leichten Bewegung war für ihn verschwunden, auch seine Experimente hatten ihr Interesse verloren; er stand wie vom Donner gerührt vor seinem Herde, und bemerkte nun, wie sie bis jetzt doch in jedem Wölkchen geschwebt hatte, das der Rauch kräuselnd vor seinen Augen bildete; das Feuer, das sein Leben durchwärmte, erlosch in doppeltem Sinne, denn wie der Verdacht sich tödtend über seine Liebe breitete, so ließ er auch die letzten Funken auf dem Herde verglühen, und zerbrach die Thon-Modelle; — dann beseitigte er gewissenhaft jede Unordnung, die sein Treiben verursacht hatte, und ging seufzend auf sein Zimmer, bitter beklagend, daß es ihm nicht vergönnt sei, in seinem Innern auch Ordnung zu machen. Es erwachte statt der zerstörten Liebe ein Feuer des Hasses gegen den Fürsten. „Mag er am welschen Kamin frieren!“ war der bittere Ausruf, durch welchen der Töpfer seinem Innern Luft machte. Er schloß sich ein, und öffnete der Hausmagd nicht, als sie ihm das Abendessen brachte. Erst weinte er wie ein Kind, dann

faßte er sich und fing an seine Sache und Papiere zu ordnen, wie zu einer Reise. Doch handelte er instinktartig, ohne Ueberlegung nur durch das dunkle Gefühl getrieben, daß er nun fort müße, da es in der Heimath mit ihm zu Ende sei.

Mitten im Packen ward heftig an seine Thüre geklopft. „Herr Wolan!" rief ein Lakai, „kommen Sie geschwind zu Ihrem Vater, er ist sehr krank!"

Aus welcher andern Welt, als der, die sein Gemüth erfüllt hatte, kam dieser Ruf; wie verschwand ein jedes so eben noch herrschende Gefühl vor der Gewalt dieser Anforderung! Er ergriff ein Licht, und ging durch die langen Gänge hinab in das Erdgeschoß, wo sein Vater wohnte; er hatte das ganze große Gebäude zu durchwandern, und es erschien ihm meilenlang. Als er in das Zimmer trat, erwartete ihn ein Schauspiel, das ihn auf's Heftigste ergriff. Der alte Wolan lag offenbar in den letzten Zügen in einem Lehnsessel; der Fürst stand neben ihm und rieb ihm die Stirne ein. Als Wolan eintrat, reichte er ihm die Hand und trat ihm stillschweigend seinen Platz zu Haupten des Sterbenden ab. Der Alte athmete noch einmal schwer auf und

verschied eine Minute nach seines Sohnes Eintritt; der Schlag hatte ihn, wahrscheinlich nach einem zu reichlichen Abendessen, gerührt, denn um ihn herum standen zwei leere Weinflaschen und die Reste einer großen Pastete. Er war in seinem Berufe gestorben, wie man es wohl nennen mag, wenn eine Unverdaulichkeit den Unmäßigen tödtet.

Der Fürst, der in diesem Augenblicke nur den Verlust eines treuen Dieners empfand, der ihn auf den Armen getragen hatte, fuhr sich mit der Hand über die Augen, trat herzu, verrichtete ein stilles Gebet über der Leiche und verließ geräuschlos das Zimmer; noch in seinem Wegschreiten war die Trauer eines Mitempfindenden zu erkennen.

Wolans Schmerz war nicht größer, als der eines guten Sohnes sein soll, dem das Natürliche geschieht, indem er den Urheber seines Lebens sterben sieht; indessen wendete er doch sein ganzes Gemüth um. Statt seinem verliebten Gram nachzuhängen, war er nun darauf angewiesen, die letzten Pflichten gegen einen braven, wenn auch unmäßigen Vater zu erfüllen. Es ward ihm manches Zeichen der Theilnahme gegeben; auch Dorchen wollte ein gutes Wort

über den erlittenen Verlust an ihn richten. Doch traf es sich, daß sie ihn zuerst wieder sah, als des Alten Nachlaß sich als ein hübsches Sümmchen, das natürlich seinem Sohne zufiel, erwiesen hatte; und er, erbittert wie er war, nahm ihre Theilnahme für eitel Eigennutz, und drehte sich verdrießlich um, als sie ihm dieselbe aussprechen wollte. Sie ward roth bis über die Stirn vor verletztem Stolze und bekümmerte sich fortan nicht mehr um Wolan. Dieser war aber nun entschlossen in seinem Innern Frieden mit dem Fürsten zu machen, von dessen Störung dieser freilich keine Ahnung hatte. Um dieses zu können, mußte er Dorchen und jede Hoffnung auf sie aus seinem Herzen reißen; nur so konnte er es verhindern, daß ihm der Fürst täglich in seinen Wünschen entgegentrat; denn daß dieser in Dorchen verliebt war, und sie ihn nicht abwies, glaubte er durch jene Scene unwiderleglich festgestellt. War er mit diesem Punkt im Reinen, so hatte er eine Beleidigung gegen seine Ehre mit einem Anspruche an seine besten Gefühle gegeneinander abzuwägen. Denn daß der Fürst ihm zumuthen konnte, ein Mädchen zu heirathen, das er heimlich küßte, das nahm er ihm mit Recht sehr übel; daß er aber bei

der ersten Nachricht von seines alten Dieners Krankheit zu demselben geeilt war, noch ehe der Sohn zur Hand sein konnte, daß er ihn eigenhändig gestützt und erquikt hatte, und sich überhaupt in diesem ernsten Augenblicke so menschlich und gut zeigte, das konnte wohl jene Beleidigung wieder aufwägen. Wolan machte eine Art von Rechenexempel aus diesen beiden Vorlagen, subtrahirte das Böse vom Guten, und siehe da, es blieb noch ein schöner Ueberschuß, der es ihm erlaubte, seine angeborne Liebe zu dem Landesherrn wieder in vollen Flammen aufschießen zu lassen. Anders, als auf diese umständliche Weise konnte der sonderbare Mann nicht mit seinen Gefühlen zurecht kommen; er hatte die Augen immer mehr nach Innen gerichtet als nach Außen, und mußte seine Empfindungen, seine Pläne, seine Studien vollkommen geordnet vor sich sehen, um dann über sich selbst wie über etwas Fremdes zu urtheilen. Er erlaubte sich nie seinen Impulsen nachzugeben, und selbst sein Lieben und sein Hassen wußte er zu beherrschen. Nachdem er also mit sich selbst einig war, daß er dem Fürsten wieder anhängen dürfe, ging er auch mit Eifer an seine Studien zurück. Der Fürst

mußte ihm mehrere technische Bücher aus der Bibliothek anvertrauen, die er mit größter Sorgfalt schonte, auch lud der schöne, haltbare Einband dazu ein. Jedes Buch, was zur Bibliothek gehörte, war in braunem, englischem Leder gebunden, und das Wappen des Hauses in Gold darauf gestempelt. So war keine Verwechslung des Eigenthumes möglich, und die Bücher konnten verliehen werden, ohne daß eine Verläugnung derselben zu befürchten war. Auch bestand des Fürsten größter Genuß an diesem Schatze darin, Andere damit zu erfreuen, denn er selbst war eben kein Bücherwurm; ihm war die Jagd, ein Kartenspiel und ein heiteres Gespräch mit der Fürstin und ihren Hofdamen die liebste Erholung von seinen Geschäften, denen er gewissenhaft und treu oblag. Er hatte sein Ländchen wie neu geschaffen, die Bauern frei gegeben, ein ordentliches Schulwesen eingeführt, für Gerechtigkeit und Schutz für die Gewerbe gesorgt und zu seinem eigenen Erstaunen war er dabei unermeßlich reich geworden, ob er gleich mit dem Entschlusse und dem Glauben angefangen hatte, ein Opfer zu bringen. Er hatte noch einmal so viel Einkünfte wie sein Vater, und Jedermann im Fürsten-

thume meinte gleichfalls im Wohlstande zugenommen zu haben.

Viel von diesen erfreulichen Ergebnissen dankte er dem Vater des Fräuleins von Vermuth, der ihm mit verständiger Einsicht bei seinen Regierungs-Angelegenheiten beigestanden hatte. Als dieser brave Mann ohne Vermögen starb, nahm die Fürstin sich seiner einzigen, zurückgelassenen Tochter an, die auch lange schon mutterlos war, und machte sie zur Hofdame. Das Joch der Dienstbarkeit lastete nicht schwer auf ihr und ihrer Gefährtin — einem alternden, vergelbten Fräulein —; denn wenn sie nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten sich etwas pomphaft und der Würde ihrer Gebieterin angemessen zu betragen wußten, so wurden sie sonst nicht anders denn als geehrte Gäste des Hauses betrachtet, und jeder Beitrag zur Belebung des Gespräches oder zur Verschönerung des häuslichen Lebens dankbar hingenommen. Das Fräulein Vermuth war damals, als Wolan den italienischen Kamin setzte, etwa acht und zwanzig Jahre alt, und ohne Ansprüche auf die plastische Schönheit der Fürstin oder Dorchen zu haben, doch was man pikant und reizend nennt; sie

hatte bei wenig Verstand die Gabe gut zu sprechen, und die meisten Menschen über den Grad ihrer Fähigkeiten zu ihrem Vortheile irre zu führen. Außerdem war sie höchst eitel auf ihre Person, und hatte durch Geschmack und die richtige Einsicht dessen, was sie wohlkleidete, auch ihrem Aeußeren einen bei weitem glänzenderen Ruf zu verschaffen gewußt, als solchem zukam, während die Fürstin ganz arglos etwas recht übel kleidendes an sich dulden konnte, wenn sie sonst fand, daß der Putz ihrem Stande und der Gelegenheit angemessen war. So kam es, daß die weit schönere Frau oft verdunkelt neben ihrer zierlichen Hofdame stand; Niemand aber war von dieser Wahrheit durchdrungener als der Fürst.

Wolan war nun mit den Vorbereitungen und theoretischen Theilen seines Vorhabens so ziemlich im Reinen; jetzt ließ er den schönen weißen Marmormantel des Kamines wieder herab nehmen, und mit einem reinen Leintuche bedeckt an die Wand stellen.

„Herr Wolan,“ schrie ein Gehülfe aus der Esse heraus, „hier trifft die Berechnung nicht zu.“

„Du hast falsch gemessen,“ rief Wolan ungeduldig.

„Auf den Zoll richtig,“ antwortete der Gehülfe, „aber es weicht um eine Viertel Elle ab.“

„Es kann nicht sein,“ sagte Wolan, „komm herunter, ich will selbst hinauf steigen.“

Der Gehülfe erwiederte: „Sie sind's nicht gewohnt, und könnten leicht zu Schaden kommen.“

„Mach Platz,“ rief Wolan, statt auf ihn zu hören.

Er half sich an den schlüpfrigen Absätzen der Esse hinauf, und berichtigte das Maß zu seiner Zufriedenheit, indem er halblaut murrte, daß man Alles, was man gut gethan wissen wolle, selbst zu thun genöthigt sei. Indem polterte es in der Esse und Wolan stürzte mit Heftigkeit durch die Oeffnung in's Zimmer.

Man mußte ihn wegtragen, er hatte sich das Bein unter dem Knie gebrochen. Der Hausarzt und der Bader wurden herbei gerufen, um die Verbände anzulegen. Wolan wollte sich um keinen Preis schienen lassen; er versicherte, daß wenn er selbst nicht die Willenskraft hätte, sein Bein in der gehörigen

Richtung zu halten, er nicht verdiene, daß es je wieder gerade würde. Vergebens stellte man ihm vor, daß es unwillkürliche Bewegungen gäbe, und daß Niemand im Schlafe Herr seiner selbst sei. Er läugnete dieses durchaus und behauptete: daß man sich einen Schlaf angewöhnen könne, wobei nur der Geist ruhe und der Körper wach sei, wie ihn die Postillone auf den Pferden schliefen; während es auch einen gäbe, wo der Körper schliefe und der Geist wache, wie man ihn bei Menschen sähe, die dem Gespräche folgten, während sie auf dem Lehnstuhle schlummerten. Den dritten Schlaf, wo Geist und Körper in völliger Bewußtlosigkeit gebunden dalägen, solle sich ein vernünftiges denkendes Wesen nie gestatten; er selbst kenne ihn nicht. Durch solche Reden und die bestimmteste Weigerung besiegte er den Widerstand der Aerzte, und durch seine vollkommene Bewegungslosigkeit erregte er ihr Erstaunen. Sie fanden am andern Morgen das Bein wie etwas Todtes, nicht zu ihm Gehöriges am alten Platz, und es sah aus, als ob er seinen barocken Vorsatz mit Glück zu Ende führen werde.

Alle Schloßbewohner besuchten ihn, um ihm die

langweiligen Stunden zu verkürzen, der Fürst nicht zuletzt; ihm war Wolan, außer daß er ihn als einen Mann von unverbrüchlicher Redlichkeit kannte, auch eine höchst unterhaltende Figur, daher setzte er sich nicht selten zu ihm um zu schwatzen.

„Durchlaucht," sagte ihm der Kranke eines Tages, „ich hatte Ihnen versprochen, den Kamin in zwölf Tagen zu vervollkommnen, und muß nun vier Wochen zu Bette liegen. Sie werden mich für einen Windbeutel halten, und werden Recht haben."

„Ein gebrochenes Bein," sagte der Fürst, „kann schon ein gebrochenes Wort entschuldigen, guter Wolan, und ich halte dich wahrhaftig für alles Andere eher, als für einen Windbeutel."

„Da sieht man wieder," erwiederte Wolan halb gereizt, „wie das Vorurtheil das bessere Urtheil besticht; Durchlaucht haben sich in den Kopf gesetzt, daß ich ein zuverlässiger Mensch bin, und beharren dabei, wenn Sie auch den deutlichsten Beweis des Gegentheiles offenbar vor Augen sehen. Man muß Möglichkeiten bedenken, ehe man sich verpflichtet; ich habe das verabsäumt. Hätte ich nur hinzugesetzt: „so Gott will," oder etwas Aehnliches, so wäre ich

ruhig. Aber ich habe frevelhaft gesagt: „in vierzehn Tagen haben wir's fertig," und wie bin ich nun zu Schanden geworden!"

„Du erschreckst mich ordentlich mit deiner Gewissenhaftigkeit, Wolan," versetzte der Fürst, „wollte ich so mit mir selbst Rechnung führen, so verginge wohl kaum ein Tag, wo ich nicht einen Frevel dieser Art beginge."

„Wenn ich's sagen dürfte, so meine ich, es wäre schon gut, wenn Sie auch so rechneten," erwiederte Wolan, die Freiheit seiner Worte durch einen bescheidenen Ton mildernd, „der Himmel hat es nicht gern, wenn sich der Mensch vermißt, und ich lebe der festen Ueberzeugung, daß ich darum allein mein Bein gebrochen habe."

„Nun Wolan, wenn dem so ist," erwiederte der Fürst, „so ist deine Rechnung abgeschlossen; von meinem Zorne hast du nichts zu fürchten."

„Dreierlei Dinge haben sich zwischen mich und mein Vorhaben gestellt," fuhr Wolan fort, „wovon ich zwei überwunden habe, während ich dem dritten unterlegen bin. Ich möchte Ihnen wohl Alles gestehen, wenn ich wüßte, daß ich so ver-

traulich mit Ihnen reden dürfte, denn etwas Störendes ist doch nicht eher ganz hinweg geräumt, als bis man es demjenigen ausgesprochen hat, gegen den es sich richtete."

„Sprich zu mir nur ganz vertrauungsvoll," sagte der Fürst, „ich gehöre nicht zu den strengen Beichtvätern."

„Wenn ich mir's recht bedenke, so kamen die drei Dinge, die mich abgehalten haben mein Wort zu halten, von gar verschiedenen Seiten; der Himmel, die Hölle und die Erde haben sich darein gemischt."

„Nun laß doch hören!" rief der Fürst etwas ungeduldig.

„Der Tod meines Vaters war eine Fügung des Himmels. So Mancher hätte sich durch solch' ein Ereigniß schon seines Wortes quitt geglaubt, mir aber schien, daß eine die Gedanken in Anspruch nehmende Arbeit das Mittel sei, um der Weichheit über etwas nicht zu Aenderndes ein Ziel zu setzen. Ich wußte auch gewiß, daß wenn der Vater noch einen Blick für diese Erde habe, er mir alles Erlaubte gegönnt hätte, um mich vor dem Uebermaße des Schmerzes

zu schützen; so besiegte ich die Prüfung, die mir der Himmel in den Weg gelegt hatte. Bei dem andern war, wie schon gesagt, die Hölle im Spiel. Sie flößte mir einen solchen grimmigen Haß gegen Sie, meinen besten Fürsten, ein, daß ich mich verschwor, Sie nie eines guten Kamines froh werden zu lassen."

„Eine eigene Art von Majestätsverbrechen," sagte der Fürst lächelnd. „Wie aber hast du dich denn dieses Hasses entledigt? denn daß er vorüber ist, sehe ich dir an."

„Soll ich Ihnen nicht erst sagen, wie er gekommen ist? Der Kamin ist schuld daran; durch ihn veranlaßt habe ich zwei Wege betreten, die sonst nicht die meinigen waren; den einen in den Rauchfang, wodurch ich das Bein brach, den andern in die kassirte Kaffeeküche an der Stallbrücke, der mir schier das Herz gebrochen hätte!"

„Du sprichst in Räthseln," sagte der Fürst, indem ihn eine leichte Verlegenheit befiel, die sich gleich sichtbar in seinem ganzen Wesen aussprach; denn es gibt Naturen, die trotz aller Uebung, die ihnen zahlreiche Anlässe gaben, es nie dahin bringen eine einzige Regung ihrer Seele verbergen zu

können, die daher nicht aus Gewissenhaftigkeit, sondern aus Nothwendigkeit durchsichtig sind wie ein Stück Glas. Der Fürst gehörte zu diesen.

Wolan weidete sich ein klein wenig an dem unbehaglichen Gefühl, das er in ihm erweckt hatte, dann sagte er trocken: „ich war dort mit meinem Experimente beschäftigt, als Euer Durchlaucht mit Dorchen von der Treppe herunter kamen, und das Mädchen, das Sie mir wenige Tage vorher als Frau vorschlugen, küßten, und ihr ein Goldstück in die Hand drückten.“

Des Fürsten Verlegenheit war auf einmal gewichen, er sagte lustig zu Wolan: „Welchen Schwur verlangst du von mir, damit du mir glaubst, daß ich Dorchen niemals etwas Unehrbares zugemuthet habe, und daß wenn ich sie geküßt habe, ich es bei meiner Seele! nicht einmal weiß.“

„Durchlaucht, Durchlaucht!“ rief Wolan naiv, „ich soll Ihnen glauben, daß Sie so etwas vergessen könnten?“

„Ich will meines Landes verlustig sein, wenn ich dir nicht die Wahrheit sage.“

„Nun dann will ich mich zufrieden geben! Doch

warum küßten Sie Dorchen überhaupt, wenn Sie gar nichts dabei dachten?"

„Das geschieht mir ohne daß ich daran denke, wenn ich ein hübsches Gesicht sehe," erwiederte der Fürst, „also kann es mir auch damals geschehen sein; zudem bedenke, daß ich das Mädchen schon als Wickelkind habe herumtragen sehen, und daß daher eine gewisse Vertraulichkeit gar nichts hat, worüber du dich zu ereifern brauchst. Also, Wolan, auf mein fürstliches Wort, deßwegen, was zwischen dem Mädchen und mir vorgegangen ist, kannst du sie keck heirathen."

Wolan vergaß sein gebrochenes Bein, und fuhr jubelnd in die Höhe; ein heftiger Schmerz warf ihn erblassend auf's Lager zurück.

„Ich eitler Thor," rief er aus, „habe nicht einmal Willenskraft genug, um meine Glieder im Zaum zu erhalten! Was ich mir vornehme mißräth; ich hatte mir diese Heilung ohne Schienen als einen Prüfstein meiner Kraft gedacht, jetzt habe ich die Bescherung! Durchlaucht, schicken Sie mir den Wundarzt, er soll mich nun schienen; ich habe es verdient, daß ich wie ein unvernünftiges Thier zu

dem gezwungen werde, was ich mit Freiheit durch- zusetzen nicht die Beharrlichkeit habe. Ein elender Fakir, ein halber Wilder hält sich unbeweglich, bis die Vögel in seinen Haaren nisten, und ich, o ich bin es gar nicht werth, daß Dorchen mich nimmt, und auch nicht, daß Sie mich hier an meinem Lager besuchen. O gehen Sie, Durchlaucht, und schicken Sie mir einen Wundarzt."

Der Fürst sagte: „halte dich ruhig Wolan, und verschlimmere deinen Zustand nicht durch deine Leiden- schaftlichkeit. Du hast nur unrecht gehabt etwas fast Unmögliches zu unternehmen, doch wird sich Alles noch gut auflösen."

Der Fürst ging, und Wolan ließ sich nun Schienen anlegen, mit gänzlich zerknirschter Sin- nesart; er war so gedemüthigt, daß er als ein ganz anderer Mensch erschien. Der Wundarzt machte ein bedenkliches Gesicht, als glaube er nicht, daß Alles war wie es sein sollte. Da er aber bei jedem schlim- men Finger immer aussah wie ein Leichenbitter, und bei jeder Gelegenheit versicherte, daß es die höchste Zeit gewesen sei ihn zu rufen, um den Brand oder ein eben so arges Uebel zu verhindern, so achtete

Niemand auf ihn. Als Wolan aber nach vollendeter Kur wieder aufstehen durfte, ergab es sich, daß das Bein ganz krumm geheilt war; es stand wie die Sehne zum Bogen, und aus dem gut gewachsenen Manne war ein hinkender geworden.

Er sah seinen Zustand als die Strafe seines Hochmuthes an, denn er glaubte fest an ein geregeltes Strafsystem dort oben; in diesem Sinne ergab er sich auch in sein Unglück, und legte sich noch dazu die Demüthigung auf, bei seinem ersten Kirchgange nicht hinter den Stühlen zu bleiben, sondern mitten durch die Gemeinde an seinen Platz zu hinken. Dann ging er zum Fürsten, dem er für seine viele Güte dankte; an der Thüre blieb er stehen und drehte den Hut in der Hand herum.

„Was willst du noch, Wolan?" fragte ihn der Fürst, „ich sehe daß du noch ein Anliegen hast; ist's wieder wegen Dorchen?"

„Ich wollte gerne wissen," sagte Wolan stockend, „warum sie ihr ein Goldstück gaben."

Der Fürst fuhr auf. „Hast du nicht genug an meinem Schwure, was gehen dich meine Wohlthaten an?"

„Sein Sie mir nicht böse," sagte Wolan demüthig, „aber wenn man ein Mädchen heirathen will, so möchte man doch wissen wie und warum."

„Gehe, Wolan, und traue auf mein Wort," sagte der Fürst wieder besänftigt, „ich will mein liebes Ländchen verlieren, wenn ich dir nicht die Wahrheit gesagt habe."

Am Montag war Wolan wieder am Kamine, und am Donnerstag war er fertig. Obgleich sich nun unser Töpfer dem Leser schon als ein beschränkter Pedant mag gezeigt haben, so war das Werk, das er durch sein Nachdenken zu Stande gebracht hatte, obwohl ein hausbackenes, doch ein Meisterstück. Es war ein Kamin, der alle Vortheile des vortrefflichsten Ofens in sich vereinigt: er gestattete die Wärme nach einem richtigen Maße aus- oder einzulassen, und heizte das große Zimmer, in dem er stand, vollkommen. Dabei nahm sich die helle Flamme in dem reichen schönen Rahmen so vortrefflich aus, daß dieser heitere Anblick, verbunden mit der Nutzbarkeit wohl ein Kunstwerk zu nennen war. Der Fürst war entzückt darüber und sagte: „du hast den nahrhaften Kern des Nordens mit der zierlichen Blüthe des

Südens vereinigt." Dabei gab er dem Töpfer auch ein kernhaftes nordisches Geschenk, und legte den strengsten Beschlag auf dessen Zeit und Kräfte. Er sollte nun ein Gemach nach dem andern mit dieser unvergleichlichen Wärme versehen. „Aber wo die Mittel hernehmen?" fragte der Fürst, plötzlich in seinen sanguinischen Wünschen gehemmt; „wir haben ja keinen Marmor!" Auch dazu wußte Wolan Rath. Das Land war, obgleich durchaus flach, doch mit jenen räthselhaften Felsstücken übersäet, deren Dasein man sich auf einem ganz gebirgslosen Boden nur durch Hypothesen zu erklären vermag; sind sie vor urdenklichen Zeiten durch irgend eine große Umwälzung angeschwemmt worden? oder sind es Bröckel des tief im geheimnißvollen Erdenschoße ruhenden Urgebirges, das gleichsam die Rippen des ungeheuren Erdkörpers ausmacht; kurz sie bedecken die norddeutschen Ebenen fast in ihrer ganzen Ausdehnung, die cimbrische Halbinsel, die Inseln von Dänemark, Kurland, Liefland, Finnland, und sind eine der größten Wohlthaten, die die Natur der steinarmen Bevölkerung jener Gegenden gegeben hat. Jedes Bedürfniß an kleinen und großen Stei-

nen müssen sie befriedigen, zu Pfosten, Eckfsteinen, Trögen, Treppen, Schwellen dienen. Wolan kam auf den Gedanken diesen Steinen eine Politur geben zu lassen, die sie vortrefflich annahmen; sie waren von bräunlicher etwas in's röthliche übergehender Farbe. Es ward dadurch der Industrie ein neues Feld geöffnet. Man ließ aus der Fremde einen Polierer kommen, der sich seine Leute abrichtete, und in Kurzem war eine ganz gut geleitete Anstalt in Flor.

Der Adel der Umgegend verlangte nun auch nach Kaminen, da man sah daß sie so gut heizten wie die besten Oefen, und Wolan sah alle seine Sonn- und Feiertage mit Arbeiten außer dem Schlosse besetzt. Zwar gab er Diesem und Jenem Anweisung, da er nicht überall gegenwärtig sein konnte; aber er behielt doch einen Rückhalt für sich allein, und so ward die Vollkommenheit nur erreicht, wo er selbst Hand anlegte. Fast an jedem Sonntage vor Sonnenaufgang stand ein Wagen für ihn am Schlosse, der ihn hier oder dort hinführen sollte; es war das lebhafteste Gereiße um ihn, und so hatte er doch recht gehabt, wenn er meinte, durch Nachdenken in seinem Fache mehr Vortheil und Ruf zu erwerben, als wenn

er den Weisungen seines Vaters gefolgt wäre; denn so groß auch sein Erwerb jetzt schon war, so hätte ihm die Umsiedelung in eine Hauptstadt doch noch eine weit ausgebreitetere und leichter zu befriedigende Kundschaft zugewendet. Er aber war ein eifriger Patriot für sein kleines Vaterland, und beim Fürsten als ein Mitglied jener großen Familie angesehen, die dieser mit seinem Dienstpersonal bildete; das Verhältniß im Schlosse war wirklich nicht anders zu bezeichnen.

Wolan hatte in der ersten Zeit nach seinem Unfalle jeden Gedanken an Dorchen entfernt. Er hatte in der Mythologie von Venus und Vulkan gelesen, und auch manches Bild in der Gallerie, das diesen Gegenstand behandelte, mit besonderer Beziehung betrachtet. Ging er nun durch die Prachtzimmer des Schlosses und sah sich selbst in einem großen Trumeau wiedergespiegelt heran hinken, so betrachtete er das Spiegelbild mit barbarischer Selbstquälerei. Als aber sein Gewerbe einen immer besseren Erfolg hatte, und Dorchen noch immer unverheirathet war, erschien ihm seine Liebe wieder weniger thöricht. Obgleich Dorchen noch kein Stäubchen von ihren

Schmetterlingsflügeln verloren hatte, so war sie doch schon zu dem Zeitpunkte gediehen, wo eine Mädchen an eine Versorgung denkt. Er dachte sich: hab' ich auch ein krummes Bein, so bin ich doch übrigens kerngesund, und gelegentlich kann ich ihr ja auch entdecken, daß ich es nur der Freude über ihre gerechtfertigte Tugend zu verdanken habe; übrigens biete ich ihr Geld und Gut und ein redliches Herz.

Diesem Gedanken kam aber doch noch ein Argwohn in den Weg. Zwar hatte ihn die Zeit längst belehrt, daß der Fürst nicht die Kammerjungfern besuchte, sondern eine Thüre weiter ging; hatte aber Dorchen um diesen Liebeshandel gewußt und sich als Werkzeug desselben brauchen lassen, so war er eben so wenig, fast noch weniger geneigt, sie zu seiner Frau zu nehmen, als wenn sie selbst die Betheiligte gewesen wäre; denn das Eine, meinte er, könne jugendliches Blut entschuldigen, das Andere aber gehe nur aus einer niedrigen Gesinnung hervor. Er vergaß nur, daß die erste Jugend und Unschuld nicht den Umfang dessen, was sie thut, zu berechnen versteht. Er näherte sich Dorchen wieder, sie kam ihm freundlich entgegen; sie kannte weder seine

Neigung zu ihr, noch seinen Verdacht. Nun geschah es auch öfter, daß sie sich im Garten oder nach der Tischzeit zusammen fanden, zwar nie allein, aber doch in demselben Kreise, was nicht geschehen war, so lange Wolan sie vermied. Einst ließ sich Einer der Leute in nicht mißzuverstehenden unfeinen Scherzen über den Fürsten und Dorchens Fräulein aus; sie aber ward roth vor Zorn und vertheidigte ihre Herrschaft so nachdrücklich, daß sie Wolan völlig von ihrer Unkenntniß des Verhältnisses überzeugte, wobei sein lebhafter Wunsch sie unschuldig zu finden, wohl auch seinen Antheil hatte. Er beschloß, von nun an völlig um Dorchens Liebe zu werben, und sobald er sich Hoffnung auf dieselbe machen durfte, sein Wort anzubringen.

Da trat etwas, was man wohl ein Staatsereigniß nennen konnte, zwischen ihn und seine bescheidenen Wünsche. Gerüchte der unerwartesten Art fingen an die Gemüther zu bewegen. Es hieß: der große Nachbarstaat wolle Unterhandlungen mit dem Fürsten anknüpfen, deren Endzweck die Einverleibung seines Landes als Provinz in den schon bestehenden Staaten-Complex sei. Der Gedanke war beunruhi-

gend für das kleine glückliche Fürstenthum, dessen Unterthanen jede erwünschte Freiheit und Behaglichkeit genossen. Zwar ließ sich auch mancher Vortheil durch die Vereinigung mit einem mächtigen Reiche voraussehen, wie ja das Gleichniß des Fascesbündels sich auch auf Länderstrecken anwenden läßt; und die Gefahr der Gegenwart war ein Beleg, wie wenig ein einzelnes Fürstenthum vermag, wenn ein stärkerer Wille spricht; aber wer trennt sich gerne von einem erwünschten und gemächlichen Zustande, in der Hoffnung, daß der nächste nicht gerade schlechter zu sein braucht. So herrschte eine allgemeine Bestürzung im Lande, und da man fühlte, daß von einem Widerstande nicht die Rede sein könne, so verließ man sich auf die Grundsätze der Gerechtigkeit, die denn doch ihre Geltung behalten mußten, und meinte, daß, so wie des Fürsten Einwilligung nie erfolgen würde, so auch kein Gewaltstreich zu befürchten wäre. Die verschiedenen Stände schickten eine Deputation an den Fürsten mit der Anfrage: ob ein Grund zu den obengenannten Befürchtungen vorhanden sei, und der Versicherung, daß er unter allen Umständen auf seine Unterthanen zählen könne.

Er antwortete ohne Besorgniß: daß man die Anfrage freilich an ihn gestellt habe, doch ohne im Geringsten auf einen Akt der Willkühr hinzudeuten; er werde die Frage einfach mit „Nein" beantworten, und glaube Alles damit zu beseitigen, was ihn von seinen Unterthanen trennen könne, deren Liebe ihm keine noch so große Entschädigung zu ersetzen vermöge.

Die Deputation entfernte sich nur halb zufrieden gestellt; die Sicherheit des Fürsten konnte sie nicht theilen, und eine sorgenvolle Gährung bemächtigte sich aller Gemüther; bald war kein Palast und kein Hütte im Lande, die nicht davon erfüllt waren.

Auch die Fürstin theilte diese Sorge; sie fühlte die Sicherheit ihres Daseins erschüttert, und warf sich eines Abends, als sie allein mit ihrem Gemahl war, in seine Arme: „Ach!" sagte sie, „mein geliebter Freund, wie kannst du ruhig bleiben bei solchen Gefahren?"

Er suchte sie auf alle Weise zu trösten. „Es ist wirklich keine Ursache vorhanden, Marie, dich diesen Sorgen hinzugeben," sagte er ihr; „ich willige nicht ein, und die Ungerechtigkeit, ohne meine Bei-

stimmung zu verfahren, wäre so schreiend, daß man es nimmer wagen würde, sie vor den Augen von ganz Europa zu begehen."

„O mein Geliebter!" sagte sie, „was sind schon für Dinge vor aller Welt Augen geschehen, die diese mit Gleichmuth hat hingehen lassen. Für die bloße Gerechtigkeit rührt Niemand einen Finger; schützt uns diese allein, so sind wir verloren."

„Verloren, mein geliebtes Weib, sind wir nicht," antwortete der Fürst, sie zärtlich umarmend, „so lange wir vereint auf Gottes Welt wandeln. Auch wenn wir unseres Landes verlustig würden, bietet sie noch Freuden und Ersatz genug. Bleiben wir einander nicht und unsere Kinder, mancher liebe Freund und unsere Vermuth?"

So sehr der erste Theil der Rede des Fürsten seine Gemahlin geneigt gemacht hatte, den Glanz der Welt hinzugeben, wenn ihr die Liebe eines Mannes bliebe, der in ihr Ersatz für ein verlornes Land ja für Alles fände, so sehr riß sie das Ende derselben aus ihren Himmeln herab; sie warf sich überwältigt in einen Lehnsessel zurück und weinte so heftig, daß der Fürst, der sie noch nie leidenschaftlich gesehen

hatte, nicht wußte, was er mit ihr anfangen sollte. Uebrigens gestand er sich, daß er sie auch noch nie halb so interessant gefunden hatte als eben jetzt, und weit entfernt, sich durch diesen Ausbruch des Gefühles von ihr abgestoßen zu sehen, nahm er sie zärtlich in seine Arme und küßte sie ruhig. Er versprach ihr, selbst nach der Hauptstadt des Nachbarstaates zu reisen, und durch eigene Anschauung die Stimmung der Gemüther zu ergründen. Auch machte er gleich am andern Tage die nöthigen Anstalten, und verließ mit einem anständigen Gefolge nach kurzer Frist das Land, das er zu verlieren fürchten mußte; man sah ihn mit Unruhe und Sorge seinen Weg antreten.

Außer dieser allgemeinen Sorge waren aber zwei Herzen in ihren innersten Kammern hart durch diesen Fall berührt worden; die Fürstin und Wolan hatten keinen ruhigen Augenblick mehr. Wir wollen uns nach einander mit Beider Zustand beschäftigen.

Der Fürstin war das Verhältniß zwischen ihrem Manne und ihrer Hofdame längst kein Geheimniß mehr. Dennoch hatte sie die Erwähnung derselben in dem Augenblicke, wo sie ihren Schmerz an seinem

Busen zu stillen suchte, wo er ihr liebreich zusprach, und wirklich wie ein Heiliger, der den Schätzen der Welt mit Gottergebung entsagt, vor ihr stand, wie ein Dolchstich berührt. Wie perfide waren diese Worte! (Göthe sagt, man müsse bei solchen Anlässen das französische Wort gebrauchen, denn unser armseliges „treulos“ sei ein unschuldiges Kind dagegen) Wollte er sie nicht dadurch sicher machen? — ihr sein sträfliches Verhältniß als ein reines darstellen, indem er der Vermuth in jenen Augenblicken der gehobenen Empfindung erwähnen durfte? Und deutete er dadurch nicht ebenfalls ihre Untrennbarkeit von seiner Familie an? Und anstatt daß sie bis jetzt eine Laune ihres Gemahles klug und gutmüthig übersehen hatte, sah sie sich plötzlich von einer furchtbaren Nebenbuhlerin bedroht; und wenn sie heimathlos in die Welt ziehen müßte, würde diese mit ihr ziehen, wie die Ritter in den nordischen Märchen, wegen deren der Landmann sein Haus verläßt, und wenn der Wagen gepackt steht, sitzen sie oben auf dem Hausrath und sagen vor sich hin: „wir ziehen mit.“ Sie sann vergebens was es sei, das ihn an dieses Mädchen fessele; sie mußte sich gestehen, daß sie selbst reicher

an Schönheit sei als die Vermuth. Den Gedanken, daß man ein Gut nur deßwegen nicht schätzt, weil man es besitzt, konnte sie nicht fassen. Sie selbst hatte sich den Gemahl nicht gewählt, aber gerade weil er ihr angehörte, liebte sie ihn so sehr; wäre er der Mann einer andern Frau gewesen, so hätte sie ihn nicht angesehen. Jetzt aber war sie, trotz des verletzenden Eindruckes, den seine Worte auf sie gemacht hatte, keineswegs erzürnt auf den Fürsten, sondern blos auf das Fräulein, das doch nicht schuldiger war als er. Sie war nicht die Erste, um derentwillen er seine Gattin kränkte; er gehörte eben zu der nicht seltenen Art von Männern, die bis zum Augenblicke des Erlangens alle Kräfte bis zum Uebermaße anstrengen, und erschlaffen, sobald das Gut errungen ist; die das neuerbaute Haus nur freut, bis es fertig ist. Wie würde er der Fürstin gehuldigt haben, wenn sie nicht seine Frau gewesen wäre, und wie hätte die Möglichkeit des rechtmäßigen Besitzes seine Flamme für das Fräulein schnell verlöscht. Ja seine Liebe zur Veränderung ging so weit, daß, unglaublich wie es scheint, der Gedanke sein Ländchen zu verlassen und wo anders von Grund aus zu schaffen

und sich einzurichten, nicht ohne geheimen Reiz für ihn war. Der Vermuth durfte er solche Fantasien vertrauen, die Fürstin hätte ihn mit tiefer Mißbilligung zurück gewiesen. Und mit ihrer innerlichsten Neigung zu dem Hergebrachten, war sie bestimmt einen Mann zu lieben, der nur seinen Trieben folgte. Zwar hatten diese selten etwas Gehässiges, und waren meist gut und harmlos, bis auf seine Verhältnisse mit den Frauen. Daher liebten ihn auch die meisten Menschen mehr als die Fürstin, die oft steif und pedantisch erschien, während seine sorglose Heiterkeit, seine Leutseligkeit, die ihr oft die Grenzen des Schicklichen zu übertreten schien, ihm alle Herzen gewann. Er gab verschwenderisch einem Jeden, der Ansprüche auf seinen Beutel machte; sie that es nie ohne vorher Erkundigungen über das Leben und die Würdigkeit des Bittenden einzuziehen; freilich war, wenn diese Formalitäten abgethan waren, oft die günstige Zeit zur Hilfe vorbei, aber sie hätte es für eine Sünde gehalten leichtsinnig zu geben. Wie man von Kranken oft sagt: man müsse sie wenig nähren, sonst nähre man das Fieber mit, so gab sie Keinem, bei dem sie ein moralisches Fieber

vorausſetzte, um nicht ſeine Sünden und Laſter mit zu unterſtützen. Hörte der Fürſt von einem ſolchen Falle, ſo ſagte er: der Schuldige müſſe ſo gut eſſen und ſich kleiden wie der Unſchuldige — und glich den Mißgriff ſeiner Gemahlin wieder aus. Freilich ahmte er darin mehr der Vorſehung nach als ſie — und dennoch hätte man unrecht, ihrer Handlungsweiſe einen unliebſamen Grund unterzulegen; ſie ward durchaus von einer ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit geleitet. Der Fürſt genoß aber die Früchte ſeiner Weiſe in der unbedingteſten Volksgunſt, zu der er recht eigentlich geboren war. Iſt ein ſolcher Charakter nicht mit Reichthum geſegnet, ſo bringt er Erſcheinungen hervor, die ſich nur aus ſeinen Eigenthümlichkeiten erklären laſſen, wenn nämlich großmüthige Menſchen im Stande ſind recht eigentliche Schmutzereien in Geld-Angelegenheiten zu begehen. Wie ihre Kaſſe der ganzen Welt offen ſteht, ſo meinen ſie auch ein Recht auf anderer Leute Beutel zu haben, ohne dabei von Zartgefühl oder Gewiſſensbiſſen zu leiden. Rahel ſagt: undankbar iſt nicht der, der nicht dankt, ſondern der, der mehr annimmt, als er zu leiſten willig iſt. So ſagen ſie: unredlich iſt nicht

der, der nimmt, sondern der mehr nimmt, als er zu geben gesonnen ist. Es erklärt sich aus dieser nicht seltenen, wenn auch tadelnswerthen Denkweise so manche habsüchtige, ja unehrliche Handlung von sonst ehrlichen Menschen. Eben so erschienen oft sehr gefällige Menschen Andern übermäßig in ihren Ansprüchen, die es wieder deßwegen nicht sind, weil sie jeden Augenblick bereit sind, ihre eigene Zeit und Bequemlichkeit aufzuopfern.

Von dieser Abschweifung aber müssen wir endlich zu unserem Wolan zurückkehren, den der Fürst in nicht minderer Unruhe als seine Gemahlin zurückgelassen hatte.

Er dachte an des Fürsten Schwur an seinem Krankenbette. Daß derselbe nun in Gefahr war sein Land zu verlieren, bewies Wolan, daß der Schwur falsch war, und Dorchen nicht unschuldig. Bei dem ersten Gerücht, das sich geheimnißvoll verbreitete, erwachte der Argwohn in seiner Seele; denn Wolan war ein durch und durch abergläubischer Mensch und wußte alles Wichtige und Unwichtige von irgend einem Vorzeichen, einer Voraussagung oder der Herausforderung des Schicksals abzuleiten. Schüttete

er Salz um, so bedeutete es Verdruß, und nur indem man eine Messerspitze über die linke Schulter warf, konnte die Vorbedeutung entkräftet werden; an das Salz knüpfte sich noch eine Deutung; nie nahm er es von Jemanden, mit dem er in Frieden zu leben wünschte, denn die Reichung desselben führt Hader und Streit herbei. Putzte sich eine Katze, so sagte er still für sich: kratzt sich die Katz das Oehrle, so kommt ein Herrle! kratzt sie das Mäule, so kommt ein Fräule. Und richtig, an dem Tage, wo sie sich kratzte, kam fast immer ein Herrle oder ein Fräule in's Schloß. — Verlor er ein Paar Groschen im Kartenspiel, so nahte er sich an diesem Tage vertraulicher Dorchen; gewann er, so schien es ihm gewiß, daß sie ihn unfreundlich behandeln würde; denn Unglück im Spiel bringt Glück in der Liebe. Von der Art, wo das Unangenehme gleich durch eine angenehme Prophezeiung gemildert wird, sollten alle Vorzeichen sein; so tröstet auch gleich, wenn Glas zerbricht, die Gewißheit, daß dieser Unfall Glück in's Haus bringt. Das Untrüglichste von Allem aber war, nach Wolan's Meinung, wenn man eine Bedingung an die Erfüllung eines Wortes knüpfte, —

und das hatte der Fürst frevelhaft gethan.— Wolan war wohldenkend genug, um einen tiefen Schmerz darüber zu empfinden, und sich immer und immer zu wiederholen: „o könnte ich's zurückrufen!“ — auch ließ er sich in seiner Liebe zu ihm nicht irre machen; er dachte kaum an sich, nur an den Fürsten. — In seiner Angst las er mehr wie gewöhnlich in der Bibel, denn es gibt keine Stimmung, in der sich nicht ein Trost oder wenigstens ein Beispiel in der heiligen Schrift auffinden ließe, weil man gewohnt ist, jede darin vorkommende Erzählung bildlich auf das Leben zu beziehen.

So erschien ihm die Gier, die Beherrscher großer Reiche verspüren das Eigenthum des Schwächeren zu verschlingen, in David's Gelüste nach Urias Frau versinnlicht, — und kaum war ihm dieser Gedanke klar geworden, als er seinen Fürsten vor sich sah wie er die Hand ausstreckt, um ihm den Uriasbrief zu überreichen; — er sah das Gift für ihn bereitet, den Dolch gezückt, und sein Zustand, den er immer höher schraubte, ward nach und nach so unerträglich, daß er sich kurz und gut entschloß, dem Fürsten nachzureisen.

An einem schönen Morgen trat er zu dessen größten Erstaunen in sein Zimmer. Er fand ihn mit tausend unterhaltenden Dingen beschäftigt und angenehm erregt; keine Spur von Sorgen verdarb ihm die Verdauung. Als Wolan ihm die Ursache seiner Reise gestand, brach er in ein lautes Gelächter aus; er gab indessen dem treuen Diener doch gutmüthig die Hand, und sagte ihm: „ich bin hier durchaus unter Freunden, und wenn du mein unsichtbarer Begleiter sein könntest, so würde dich jedes Wort, das man an mich richtet, ja jeder Blick davon überzeugen. Man erweist mir allzuviel Ehre hier, und scheint mich wirklich höher zu schätzen, als ich es verdiene; nicht mein Leben ist hier in Gefahr, wohl aber meine Bescheidenheit, und statt eines Schildes für meinen Leib, als welches du dich gerne hergeben würdest, brauchte ich vielmehr unsern guten Superintendenten, der mir Demuth predigte. Da du aber einmal hier bist, Wolan, so benutze die Gelegenheit und setze Kamine; Alles erstaunt, wenn ich von deiner Heitzmethode erzähle und beneidet mich darum. Es wird dir ein reichliches Verdienst sogar in den wenigen Wochen zufließen, die ich noch hier bleibe.“

Wolan antwortete ernst: „Nicht einen Ziegel lege ich auf den andern, ehe ich weiß wie die Sachen hier ablaüfen; sind sie Verräther an ihnen, so sollen sie meine Kamine nicht wärmen!“

Während Wolan trotzig auf seinem Sinne bestand, bereitete die Fürstin zu Hause ihrem Gemahle eine Ueberraschung, deren Erfolg sie in Gottes Hand legte. Mit klugem welterfahrnem Sinne hatte sie die Symptome beobachtet, die sich über die Einverleibung des Fürstenthums an fremden Höfen und in größerer Nähe bemerken ließen, und das Resultat war die feste Ueberzeugung, daß ihres Gemahls Fall längst vorbereitet und unvermeidlich sei. Da sie von religiösem Sinne war, und in ihrer Häuslichkeit ihr größtes Glück fand, so wußte sie den Gedanken ihrer irdischen Größe entsetzt zu werden, mit Fassung zu tragen; aber diese Häuslichkeit von jeder störenden Einwirkung zu befreien, schien ihr nicht nur erlaubt, sondern auch Pflicht zu sein. Die Vermuth aber war der böse Geist, der das Glück ihrer Familie störte; sie zu entfernen, war zum festen Entschluß in ihr gereift. Nun wäre nichts einfacher gewesen, als ihre Hofdame zu entlassen, und durch einen Jahrgehalt

für ihren Unterhalt zu sorgen; doch sah sie bei dieser Maßregel unzähligen Kämpfen mit dem Fürsten entgegen, und der Sieg war zweifelhaft; denn sie kannte ihres Gemahls Halsstarrigkeit nur zu wohl, und daß er nur nachgiebig war, wenn es sich um Dinge handelte, an denen im Grunde nichts lag. Die Vermuth selbst ergriff eine kleine Bangigkeit, seitdem sie den Fürsten nicht mehr im Hinterhalt hatte; ihre Herrin war viel zu edel um sie auf irgend eine Weise zu verfolgen, aber das Abgemessene ihres Betragens in den wenigen Augenblicken, in denen sie den Dienst ihrer Hofdame verlangte, ließen doch ihren Abscheu gegen dieselbe erkennen; und wirklich hatte sich dieser nach und nach so gesteigert, daß sie dieselbe nicht mehr vor Augen sehen konnte; so sehr hatte der innere Trieb sein Recht behauptet, seitdem ihr des Fürsten Gegenwart keinen Zwang mehr auferlegte. Das Fräulein war viel zu klug, um diese Veränderung nicht zu bemerken, und ihre Existenz schien ihr auf schwankenden Füßen zu ruhen.

Um diese Zeit traf es sich, daß ein Gutsbesitzer, der mit der zweiten Hofdame verwandt war, theils durch eigene, theils durch fremde Schuld in eine

unleidliche Geldverlegenheit gerathen war; er setzte Himmel und Erde in Bewegung, um sich ein Kapital zu verschaffen, doch war es ihm zu einer Zeit der allgemeinen Geldverlegenheit noch immer nicht gelungen. Der Zeitlauf drohte jeden sicheren Besitz zu erschüttern und Niemand wollte borgen. Der Mann sah seinem Ruin entgegen, und Güter, die ein hundertjähriges Eigenthum seiner Familie waren, seinen Händen entschlüpfen. Er war nicht der Art, daß er geringen Werth auf die Schätze gelegt hätte, die „Rost und Motten" zerstören, ohne darum im Geringsten schlimmer zu sein als alle Andern. So Mancher wünschte, daß seine Verlegenheit sich glücklich lösen möge, aber Keiner fühlte sich zu einem Opfer für ihn berufen. Dieser Angelegenheit wußte sich die Fürstin nun mit schlauem Sinne zu bemächtigen. Sie ließ den Bedrängten zu sich kommen und knüpfte, ohne sich über ihre Beweggründe auszulassen, das Geschenk der nöthigen Summe an die Bedingung, daß der alsdann Gerettete das Fräulein von Bermuth auf der Stelle heirathe. Dieser schlug ein, obgleich wir zu vermuthen Ursache haben, daß er die Lage der Dinge vollkommen kannte; er aber

gab sich den Anschein, als hätten ihn die Reize des Fräuleins schon längst entzückt, und geberdete sich als den Glücklichsten der Sterblichen.— Der Widerstand, den die Fürstin in der schönen Braut zu finden fürchtete, löste sich in Nichts auf. Sie war fast dreißig Jahre alt, und eine Heirath ist einmal die sicherste Versorgung. Daher gibt es nichts Barockeres als wenn ein weiblicher Schriftsteller gegen die Ehen schreibt; denn die Ehe ist nicht nur das allerverehrungswürdigste, sondern für Frauenzimmer auch das allernützlichste Institut. Sie kommen dadurch ohne Mühe zu Besitz, zu Ehren und zu Tyronen, während sie ohne dieselbe in einer ärgeren Unterdrückung lebten, als die Israeliten in den obskursten Ländern. Das Fräulein verstand diese Gründe und in wenigen Tagen war das Paar getraut und die Aussteuer aus der Fürstin Privatvermögen ausgezahlt. Der ganze Hof, der die Sachen vollkommen faßte, jubelte über diese Hochzeit, und selbst der gute alte Superintendent suchte jede Verzögerung zu beseitigen. Die Fürstin aber schrieb ihrem Gemahl, freilich unter heftigem Herzklopfen, in einem Briefe nur beiläufig: „daß unsere gute Vermuth" — sie gebrauchte den-

selben Ausdruck, mit dem der Fürst sie zu verletzen pflegte, mit einiger Bosheit — „daß unsere gute Vermuth sich verheirathet hat, wird dir wohl von anderer Seite gemeldet worden sein.“ —

Als der Fürst diesen Brief erhielt, war ihm das Fräulein schon seit ein Paar Monaten entrückt gewesen, was bei einem Manne wie er die Flamme bedeutend gedämpft hatte; dennoch wollte er im ersten Augenblicke über seine Frau zürnen, deren Mitwirkung bei dieser Vermählung ihm ganz klar war; dann lachte er über ihre Energie, und meinte, er wollte es ihr schon einmal vergelten. Das Fräulein aber hatte seiner Eigenliebe einen starken Stoß gegeben, denn er hatte sich von ihr geliebt geglaubt, und nun griff sie nach der ersten Versorgung!

Als Wolan herein trat, sagte er ihm: „Nun das Fräulein Vermuth unter der Haube ist, will ich dir, um dich in Betreff Dorchen's ganz sicher zu stellen, eingestehen, daß meine Besuche ihr und nicht deiner kleinen Braut galten.“

„Braut?“ sagte Wolan bedenklich, „da müßte ich erst wissen, daß ihre Hände rein von diesem Handel waren.“

„Es war unmöglich," erwiederte der Fürst, „ihr die Sache zu verbergen, und so war sie allerdings in das Geheimniß eingeweiht."

„Durchlaucht," sagte Wolan erschrocken, „das bringt Sie um Ihr Fürstenthum!"

„Wie meinst du das!" rief der Fürst aus, nicht unberührt von Wolan's feierlichem Ernste.

„Sie haben mir gesagt: ich will meines Landes verlustig sein, wenn ich dir nicht die Wahrheit sage. Und Sie haben mir die Wahrheit verschwiegen; denn ich kann ein Mädchen, das die Vertraute eines solchen Liebeshandels sein mochte, nicht heirathen."

Der Fürst erwiederte: „ich konnte nicht anders zu dir sprechen, denn meine Ehre gebot mir damals, jeden Verdacht entfernt zu halten. Wenn man verliebt ist, so hält man sich nie zur Wahrhaftigkeit verpflichtet! Jupiter hört nicht die Schwüre der Verliebten."

„Aber ein nordischer Gott zeichnet sie auf, mein Fürst! Das wäre eine schlimme Sache um die Liebe, wenn sie zur Lüge zwänge."

„Auf jeden Fall aber bin nur ich der Schuldige und nicht Dorchen, die zu jung war, um die Sache,

der sie behilflich war, in ihrem ganzen Umfange zu fassen."

„Ihre Jugend hätte sie vor dem verstellten Eifer bewahren müssen, mit der sie die Unschuld ihres Fräuleins vertheidigte."

„Das gereicht ihr zur Ehre."

„Es ist eine zweideutige Ehre, die Unwahrheit mit derselben glatten Stirn sagen zu können, als spräche man die Wahrheit.— Aber lassen wir das, Durchlaucht, von meinen Angelegenheiten ist es nicht der Mühe werth, so lange zu sprechen; aber Sie werden um Ihr Land kommen, und das ist's, was mich schmerzt."

„Höre auf, du Rabe, und krächze mir deine Unglücksprophezeiungen nicht länger vor; wegen deiner Liebschaft sollte ich mein Land verlieren!"

„Nicht wegen meiner Liebschaft, sondern wegen Ihres Schwures! O Durchlaucht, ich gäbe meine rechte Hand darum, wenn Sie ihn nie gethan hätten."

„Also du meinst, dann wäre ich im sicheren Besitz meines Fürstenthumes geblieben?"

„Ich glaube es mit Bestimmtheit."

Es war dem Fürsten nicht wohl nach diesem Ge-

spräche; er konnte den Eindruck von Wolan's Voraussagung nicht los werden; er ließ anspannen und fuhr zum Minister. Dieselbe Freundlichkeit und Versicherung der aufrichtigsten Ergebenheit: nie werde ein Schritt ohne seine ausdrückliche Einwilligung geschehen. Der Fürst war beruhigt; hinter solchen Formen konnte sich die Doppelzüngigkeit nicht verbergen. Er reis'te völlig sicher gemacht in sein Land zurück.

Kaum dort angelangt, erfuhr er, daß die ersten Schritte zur förmlichen Besitznehmung schon vor sich gegangen waren, als er kaum der Hauptstadt den Rücken gekehrt hatte. Es war Alles verloren, an keine Vertheidigung zu denken, und wenn sie möglich gewesen wäre, so hätte der Fürst nie zugegeben, daß um seinetwillen ein Tropfen Blutes vergossen werde.

Es war nun seine erste Sorge die Fürstin und seine Kinder zu entfernen, ehe ihre Vertreibung ihnen bekannt ward; daher bat er seine Gemahlin, augenblicklich zum König, ihrem Oheim zu reisen, und dort wo möglich für ihn zu wirken. Die edle Frau wußte wohl warum es sich handle, und daß an dem fremden Hofe längst nichts mehr zu erwirken und

Alles abgemacht sei; dennoch nahm sie dem Fürsten gegenüber den Schein an, als ginge sie ihrem Auftrage hoffnungsvoll entgegen, und ersparte ihm dadurch das Schauspiel ihres eigenen Schmerzes. Doch schied sie mit dem Bewußtsein des Nimmerwiederkehrens! Sie hatte ganz und ohne Bitterkeit entsagt, und die Kraft dazu aus der Gewißheit geschöpft, daß die Vermuth nicht ihre Begleiterin sein würde. Unter den eingetretenen Umständen hatte der Fürst nicht den Muth gehabt, ihr ein Wort des Vorwurfes über die eigenmächtige Heirath des Fräuleins zu sagen, oder vielmehr, er hatte kaum an dieselbe gedacht; was ihm früher wichtig war, hatte die Macht der Begebenheiten auf seinen richtigen Platz gestellt. Von dem Augenblicke an, wo ihm sein Schicksal entschieden schien, hatte er, von der eigenthümlichen Elastizität seines Charakters unterstützt, sein Augenmerk schon auf die Bauten und Verbesserungen geworfen, die er nun auf seinen neuen großen Besitzungen in der Fremde werde unternehmen können. Hier war während einer zwanzigjährigen Regierung das Meiste geschehen, dort stand ihm wieder ein neues unbebautes Feld offen, und er durfte es Niemanden

sagen, wie er sich freute, das Unterste zu oberst zu kehren. So fand dieses vertriebene, in den Augen der Welt unglückliche Fürstenpaar seinen eigenthümlichen Trost in seiner Sinnesart. Die Fürstin sah ein ungetrübtes Familienglück vor sich, der Fürst eine eingerissene Mauer, und emsige Handwerker und Künstler, die seine Befehle vollzogen; dabei auch ein milderes Klima, und Weinreben und Magnolien im Freien. Es gibt fast kein großes Unglück, das nicht irgend eine geheime Begütigung mit sich führt; ja, eigentlich ist der ganze Lebenslauf der meisten Menschen nur ein Unglück, in das der Himmel und einzelne Freuden ihren Trost spenden. Dennoch war die Stunde des Scheidens für Beide voll tiefer unberechneter Schmerzen. Die Fürstin ging, wie schon gesagt, zuerst mit den Kindern, der Erzieherin, der Hofdame, die sie beibehielt, ein Paar Herren und ihrer Dienerschaft. Wie die Equipagen vor dem großen Vorbau der Treppe heranrollten, und sie schwankenden Fußes mit den ältesten Prinzessinen und der Hofdame in den Wagen stieg, wie der Schlag sich schloß, hundert Augen weinten, da sank sie halb bewußtlos in die Ecke, und es währte lange, bis das

mumienartige Gesicht ihrer alten Hofdame, das ihr gegenüber saß, sie zu der Erinnerung zurückführte, daß sie das jüngere, übermüthige der Vermuth nun nicht wieder sehen werde. Sie athmete auf, und fühlte, daß der betäubende Schlag vorüber sei und weinte milder.

Der Fürst war sich, nachdem ihn seine Gemahlin verlassen hatte, zum ersten Male ganz bewußt, was sie ihm war. Ihr edler, unverändert sanfter Charakter stand ihm in allen Erscheinungen, worin er sich äußern konnte, vor Augen. Er erinnerte sich vieler Fälle, wo sie ihm nachgegeben hatte, ohne nur den Schein anzunehmen, als brächte sie ein Opfer; sie besaß die liebenswürdigste Art der Geistesgegenwart, den durchkreuzten Wunsch so schnell zu unterdrücken, daß die Heiterkeit der Gewährung auf dem Antlitze erscheint. Ihr wohlwollendes Betragen gegen Untergeordnete, ihre verständige Ueberwachung der Kinder, die ihrem Herzen allezeit gegenwärtig waren, ihre Anspruchslosigkeit bei so viel Schönheit, das Alles stand in dem liebenswürdigen Porträt der holden Angelika wie im Spiegel abgebildet. Des Fürsten Augen hingen mit Liebe an dem Bilde, und er war

im Begriff vor demselben einen Schwur zu thun, dem Originale nie mehr einen Kummer zu machen, den sein Wille abwenden könne, als Wolan's leiser Schritt, der durch das Zimmer ging, ohne den Fürsten stören zu wollen, diesen auf einmal aufhielt. Er wollte sich nicht zum zweiten Male auf eine Bedingung mit dem Schicksale einlassen, und nahm sich lieber vor, ohne Gelübde sein Bestes zu thun.

Er war froh, die Bewegung seines Gemüthes durch den Eintritt seines Dieners abgeleitet zu sehen, und redete ihn an. Wolan aber war bleich wie die Wand, und schlich einher, als hätte er Blei an den Füßen. Der Fürst bekämpfte gewaltsam seine Rührung und sagte: „Wolan, wir wollen noch manchen Kamin zusammen setzen."

„Hier nicht mehr," erwiederte Wolan traurig.

„Wenn nicht hier, so wo anders! gibt's doch überall Steine und Mörtel. Eins aber haben wir hier doch noch zu thun. Der Zimmermaler will Dorchen heirathen, und gewiß nimmt sie ihn, wenn du nicht endlich zugreifst!"

„Ich nicht," erwiederte Wolan ernst, „aber mich soll es freuen, wenn sie glücklich wird."

„Glaubst du, daß dies mit dem Maler der Fall sein wird?“

„Das hab' ich nicht zu verantworten.“

„Einen Mann aber muß sie zuletzt doch haben.“

„Armes Ding,“ sagte Wolan seufzend.

„Ei so nimm sie in Gottes Namen,“ rief der Fürst ungeduldig; „bist du denn selbst so makellos, daß deine Frau ein absoluter Engel sein muß!“

„Nein,“ sagte Wolan trotzig, „ich habe ein krummes Bein, und kann mich damit einem so schönen Mädchen unmöglich anbieten.“

„So soll sie der Maler haben,“ sagte der Fürst, „und du wirst Brautführer werden.“

Wolan schwieg eine Weile, dann sagte er: „Wenn ein treuer Diener irgend eine Berücksichtigung von Seiten seines Herrn verdient, so lassen mich Euer Durchlaucht nicht bei dieser Hochzeit gegenwärtig sein.“

Der Fürst erwiederte: „Du bist ein Trotzkopf, und mich verdrießt es, daß du um einer Grille willen das gute Mädchen nicht heirathest; aber zu Leide mag ich dir doch nichts thun, und so will ich's so einrichten, daß wir den neuen Wohnort mit einer

Hochzeit einweihen, und dich lasse ich hier, um die letzten Transporte zu überwachen. Du kommst dann wohl ein Paar Monate später an als wir und findest deine Schöne als glückliche Hausfrau."

„Ich werde es Ihnen danken," erwiederte Wolan seufzend.

Freilich wurde er durch diese Einrichtung zu einem zehnmaligen Scheiden verurtheilt; denn erst ging nun der Fürst, dann folgte ihm Einer nach dem Andern, dann ward der Hausrath, die Gallerie verpackt und versendet, und jedesmal verlor Wolan di Heimath auf's Neue; aber dafür brauchte er nich zuzusehen, wie auf Dorchen's Hochzeit getanzt wurde und das half ihm allen Schmerz ertragen.

Man verübelte es dem Fürsten sehr, daß er ohne eine Feierlichkeit abreiste. Er begnügte sich, seine Geschäfte in vollkommene Ordnung zu bringen, so daß der wohlüberlegte Gang derselben nicht auf einen Tag gelähmt wurde, und eines Morgens war er verschwunden. Ihm war jede Art von Schaustellung obwohl er als regierender Herr hätte daran gewöhnt sein können, im verwunderlichsten Grade verhaßt; auch hierin zeigte sich eine Charakterverschiedenheit

von seiner Gemahlin, die ihn in früherer Zeit von ihr entfernt haben mochte. Der Fürstin lag ein wenig Ostentation nicht fern. Sie speiste an gewissen Tagen gern die Armen, die dann von ihr und dem Hofstaate bedient wurden; und wäre sie der Kaiser von China gewesen, so hätte sie ihren Acker mit unnachahmlicher Anmuth bebaut, und den Bericht davon mit Vergnügen in den Zeitungen gelesen. Der Fürst aber machte, sobald etwas Aehnliches im Werke war, regelmäßig eine Jagdpartie. Zwar fühlte sich die Fürstin durch diese Theilnahmlosigkeit einigermaßen gekränkt, indessen sah sie bald ein, daß sich gegen die Natur eines Mannes, der sich weit lieber von einem Jagdhunde die Hand lecken, als von einem Beschenkten danken ließ, nichts anfangen lasse. Auch legte er ihr nie etwas in den Weg, wenn sie öffentlich als Wohlthäterin auftrat; nur konnte er sich lange nicht davon überzeugen, daß eine wirklich fromme und demüthige Seele Werth darauf legen könne, diese Tugenden vor den Menschen zu zeigen, wie wir geneigt sind den Prahler immer für feige zu halten, und den, der vor den Leuten betet, für einen Heuchler. Und doch täuschen wir uns manchmal, und

finden Tugend und Schwachheit anders gemischt, als wir es voraussetzten. Dies lernte auch der Fürst begreifen, nachdem die Verhältnisse ihm das Herz seiner Frau ganz enthüllt hatten, und er reiste ihr jetzt wirklich mit der Sehnsucht eines Bräutigams nach.

Wolan war nun allein. Als er die letzten Gemälde packen ließ, wollte ihm das Herz vor Wehmuth zerspringen. Diese Wände waren nun leer, dieses Schloß sollte einem Andern überantwortet werden, und als Todtengewölbe gestorbener Leiden und Freuden zurückbleiben; denn so lange die Familie im Besitz des väterlichen Erbe bleibt, lebt der alte Geist in demselben fort. Erst wenn Fremde einziehen, ändert sich der Charakter eines Hauses. Ein wehmüthiges Gefühl bemächtigt sich eines Jeden, der in den Räumen, wo er Bekannte zu besuchen pflegte, Fremde eingezogen findet, auch wenn er nun Alles viel zierlicher und geschmackvoller eingerichtet sieht, als vorher. Wohl dem Sohn, der in dem Hause lebt und stirbt, wo sein Vater gelebt hat und gestorben ist, der aus dem Salzfasse ißt, das ihm seine Eltern vermacht haben! Hier aber begann eine noch ganz andere Verödung ihr Werk. Wo das selbstständige

Haupt eines kleinen aber glücklichen Staates gethront hatte, sollten Beamte, Besoldete ihren Einzug halten.

Wolan bereitete ihnen die Stätte vor, indem er jede mögliche Geräthschaft hinwegräumen ließ, und die Wände trostlos und unheimlich ihres Schmuckes beraubte; er ging darin weit über seine Befehle. Nur was nieth- und nagelfest war, mußte er am Platze lassen, darunter seine Kamine. Der Gedanke war ihm fürchterlich, daß seine mit Sorge und Aufopferung errichteten Feuerstellen, die ihm Nachdenken, gesunde Glieder und das Glück seines Herzens gekostet hatten, die Schergen einer fremden Gewalt, wie er sie in seinem Grimme nannte, erwärmen und erfreuen sollten; daß fröhliches Geschwätz der Eindringlinge um die Flammen flattern dürfe, die er zum behaglichen Gebrauche seines angebornen Fürsten, für das Auge sichtbar, und doch die Wärme einer eingesperrten Glut verbreitend — künstlich geleitet und gebändigt hatte. Er ging, von Zorn und Wehmuth ergriffen, des Abends in sein ödes Gemach, das er am andern Morgen verlassen mußte; trotz der späten Stunde kam ihm kein Gedankr an Schlaf; die Hand an die Schläfe gedrückt saß er an

seinem Tische, und ließ das Licht achtlos durch den langen Docht verdunkeln; nicht Newton und Kopernikus können tiefer in ihren Spekulationen versunken gewesen sein, als unser Töpfer in den seinigen. Noch einmal rief er sich den Bau seiner Kamine so klar wie möglich hervor; er betrachtete das Geheimniß, was sie vor allen andern unterschied, mit forschendem Sinne. — Plötzlich sprang er auf und rief aus: „Ich hab' es!"

Er setzte sich wieder, aber die Unruhe war aus seinen Augen gewichen, er genoß etwas Speise und wartete die tiefste Nacht ab; dann nahm er eine Laterne in die Hand und steckte die Hauptschlüssel ein, die er noch nicht abgeliefert hatte. So bewaffnet schlich er in die Zimmer des ersten Prachtgeschosses; er kroch in einen Kamin nach dem andern, und hielt sich einige Zeit in der schwarzen Oeffnung auf. Was er dort that, können wir nicht angeben, aber während des Geschäftes war er geisterbleich und von Schauern geschüttelt. Er ging in sein Zimmer zurück, und wie der Mörder die von Blut getränkten Kleider, die ihn verrathen könnten, zusammenrafft und zu vernichten sucht, so steckte er den Umwurf, den er um gehabt

hatte, in den Ofen und ließ ihn von den Flammen verzehren. Wer ihn in dieser nächtlichen Beschäftigung gesehen hätte, würde auf ein verübtes Verbrechen geschlossen haben.

Der Morgen brach an, als er kaum mit seinem Vorhaben zu Ende war; er kleidete sich an und fuhr ohne Rückblick auf das Schloß und die Stadt gegen Süden.

Er kam acht Wochen später als die Herrschaften auf dem neuen Besitzthume an, das nun keine Residenz mehr heißen konnte, da der Fürst zu der Stellung eines vornehmen Edelmannes herabgestiegen war; denn von weltlichen Standesunterschieden ist eigentlich nur der Eine von Wichtigkeit, ob man herrscht oder beherrscht wird. Das Schloß lag auf einem hohen Felsen, unten ein kleines Städtchen an einem reißenden Flusse, den es eine Strecke lang auf beiden Ufern säumte. Ein Tannenwäldchen umgab den Schloßberg, als Wald klein, aber von prachtvollen Bäumen gebildet; doch reichten die Wipfel derselben nicht an das Fundament des Schlosses, so hoch war der Fels, der ihm als Unterlage diente; eine Reihe von bequemen Stufen führte den Fußgänger

schnell zum Städtchen herab, während der Fahrweg sich in langen Windungen krümmte. Mehrere Höfe theilten das Schloß in durchaus verschiedene Räume, in denen der Wintersturm sich fing und die Sonne selten schien, denn sie waren meistentheils mit dreistöckigen Gebäuden eingefaßt. Das Pflaster hallte dumpf unter dem Tritte der Pferde und dem Rollen der Wagen. Die Beamten, die zur Bewirthschaftung der großen Herrschaft angestellt waren, bewohnten diese Räumlichkeiten; in andern war für die Stallungen und die Bedürfnisse der Häuslichkeit gesorgt. Die Herrschaftszimmer aber bildeten den angenehmsten Kontrast zu diesen düsteren Umgebungen. Sie waren auf der Süd- und Ostseite des Felsenschlosses gelegen, und beherrschten durch hohe, lichte Fenster das schöne Thal. Romantik war genug in dieser Behausung; sie war ein Paar Jahrhunderte alt, und im Sinne eines Mächtigen erbaut, der auf dem Berge thronend, stolz auf das Gewimmel der Erde herabsah. Der Fürstin behagte diese erhabene Lage; der Fürst aber sprach viel von der Anmuth eines nahe gelegenen Schlößchens, das auf grünen Wiesen im Thale erbaut war, und worin er lieber gewohnt

hätte. Sie bestand aber auf dem Schlosse und sogar auf einem Thronzimmer, das stattlich mit rothem Damast ausgeschlagen werden mußte.

„Wir müssen es durch irgend ein äußeres Anzeichen aussprechen," sagte sie, „daß wir auf einem ausgezeichneteren Standpunkte geboren sind, als unsere Nachbarn. Unsere Töchter sind berufen, regierende Herren zu heirathen, unsere Söhne werden dem Throne eines jeden Staates, in dessen Dienste sie treten, am nächsten stehen; wir haben keine Macht mehr in Händen, aber unser Blut ist nicht unedler geworden, seitdem man uns derselben beraubt hat; man konnte uns nur unser Land rauben; um unsern Rang könnten wir uns nur selbst bringen, wenn wir seine Ansprüche vernachlässigten. Wir dürfen uns nicht auf den Fuß setzen, daß man uns Besuche macht oder sie von uns verlangt, wir müssen Audienzen geben, und können Einladungen machen; im Thronsaale aber wünschte ich dein Bild zu sehen, wie das Schicksal dir die Krone vom Haupte nimmt, und wie du den Blick ergeben auf deine Laren richtest."

„Liebes Kind," sagte der Fürst, „laß' dich selbst so malen, wenn du es nicht vorziehst, dein rosen-

bekränztes Bild der Angelika in den Thronsaal zu hängen, der deiner Anmuth in jedem Falle gebührt, und den ich dir daher nicht versagen kann. Meinen Fürstenhut, denn eine Krone war es nicht, erlaube mir aber, nebst anderem Gerölle in die Rumpelkammer zu verbannen, denn er ist jetzt nichts mehr als ein abgelegtes Kleidungsstück. Deine Lebensweise ist voll Würde, und du bist liebenswürdig genug, damit die Leute auch zu deinen Audienzen, deinen Hofbällen und Banketen kommen werden; aber mir erlaube Besuche zu machen, wo es mich freut, und indem ich den Vortheil ein Landesfürst zu sein dahingeben mußte, mich auch von den Nachtheilen dieser Würde zu befreien."

Die Fürstin gerieth in eine sanfte Verzweiflung über die Ansichten ihres Gemahls, und gestand sich seufzend ein, daß er halb verdient habe seine Würde zu verlieren. Dennoch war sie nicht im Geringsten in ihrem Glücke erschüttert; ihre Entsagung war ernsthaft gemeint, doch glaubte sie der Schicklichkeit das Opfer des lustigen Lebensgenusses bringen zu müssen, während der Fürst sich sagte: „Hin ist hin! und wem das Eine entschlüpft, der muß das Andere fassen!"

Was sich tiefe Religiosität und nachhaltige Charakterfestigkeit durch lange Kämpfe erwirbt, das war ihm in sein leichtes Blut gelegt. Freude um sich her zu verbreiten, kein trauerndes Gesicht zu sehen, den Wald von lustigen Hörnern erschallen zu lassen, das Haus mit Gesang, Theater und Tanz zu erfüllen, einen Jeden daran Theil nehmen zu lassen, hoch oder niedrig, das war ihm noch vergönnt, und so lange fühlte er sich in der Seele befriedigt. — Der Zeit vorgreifend, sei es hier auch angeführt, daß die Jahre keine Macht auf die Reize seiner Frau zu haben schienen; sie brachten ihr nur neue Gaben der Anmuth, und erließen ihr den Tribut, den die Schönheit ihnen sonst entrichtet. Es gibt solche Frauen, die jung und schön bleiben bis in's Unglaubliche; dann schießt freilich das Alter auf einmal, wie eine lang in der Erde gehaltene Saat in einer Nacht empor, und zerstört den Zauber der Jugend beinahe sichtlich vor unsern Augen; aber sie haben eben doch einen unendlichen Vorzug vor den früh Verblühten genossen. Der Fürst empfand erst jetzt die Anmuth seiner Gemahlin, und die kleinen Eigenheiten, die er früher getadelt hatte, erschienen ihm alle reizend; sie waren

es auch, weil sie aus ihrer innersten, ganz harmonischen Natur hervorgingen, und mit dem Schnitt ihrer Augen und ihres Mundes im engsten Zusammenhange zu stehen schienen. Er ließ sie daher ihr Leben nach Gefallen einrichten und ging seinen eigenen Liebhabereien nach, die ihn nun nicht mehr von ihr trennten.

Als Wolan ankam, war die Lebensweise schon entschieden. Es war fröhliche Bewegung im Schlosse, der Fürst gab dem Adel der Nachbarschaft den ersten Ball. Auf den Höfen brannten Pechkränze und erleuchteten sie mit rother Glut; die Gänge waren stark erhellt, die Ställe mit fremden Pferden angefüllt, die Köche schossen an den unbehangenen Fenstern des Erdgeschosses mit weißen Schürzen und Nachtmützen vorüber, während die großen Herdfeuer ihren Schein mit dem der Pechflammen vermischten. Wolan aber gefiel dieser leichtsinnige Prunk schlecht; alle Schmerzen der Verbannung hatten ihn auf der weiten Reise begleitet, und diese laute Fröhlichkeit klang ihm wie eine Verspottung des Schicksals, das dem, der es mit einem ungewöhlichen Maße von Unglück verfolgt, das Siegel der edlen Trauer auf die

Stirne drückt, das der Getroffene nie herabreißen sollte, um sie zu bekränzen.

Wer die Juden in Babylon, statt unter den Weidenbäumen des Flusses trauernd und ihre Harfen daran hängend, in Lustbarkeit und unter Saitenspiel darstellen wollte, der würde sie aller Poesie des Schmerzes und eines schweren Geschickes berauben. Der Gedanke, daß er selbst richtiger fühlte und seine Sinnesart erhabener war, mäßigte nach und nach Wolan's Unmuth, indem es keinen angenehmeren Gesellschafter gibt als die Selbstzufriedenheit; mit dieser heiteren Maid vergnügte er sich, bis der Schlaf ihn von den herüber tönenden Musikstößen, die der Wind laut oder leiser zu ihm trug, befreite. Im Traume erschien ihm eine abenteuerliche dämonische Gestalt und flüsterte ihm zu: „Du hast recht gethan, Paul, daß du die Kamine zerstört hast!“ dabei kicherte der Spuck auf's Unheimlichste und schlug die großen Fledermausflügeln klatschend zusammen. — Er erwachte entsetzt; der Laden seines Fensters schlug auf und zu, vom sich erhebenden Sturme losgemacht. Wolan stand durchschauert auf und schloß das Fenster, aber der Traum schwebte ihm vor und verjagte

den Schlummer; seine Einbildungskraft hatte mit den Dämonen seines Inneren gespielt und sein Gewissen geweckt. Die muthwillige Zerstörung eines jeden Dinges, sei es ein organisches Leben, oder ein von Menschenhand zu irgend einem Zwecke hingestellter Gegenstand, hat immer etwas Frevelhaftes. Wolan hatte dieses Gefühl ergriffen seit dem Augenblicke, da er sein eigenes Werk durch die Verrückung der nothwendigen Ordnung in demselben unbrauchbar gemacht hatte. Sein Traum ließ dieses innere Unbehagen nun zum Riesen heranwachsen. Er kam sich ganz werthlos wie ein unentdeckter Verbrecher vor, und es war keiner unter seinen Bekannten, dem er sich nicht unterordnete; zumal dem Fürsten, der jede nöthige Anleitung gegeben hatte, damit keine von ihm gelegte Saat in dem Lande, das er einem Fremden überließ, zu Grunde gehen möge, damit alles Gute, was er gestiftet hatte, auch dem Nachfolger zu Gute komme. Wie viel verehrungswürdiger erschien ihm jetzt diese Sinnesart, als sein eigener, nicht nur unfruchtbarer sondern zerstörender Trotz. Er hätte viel darum gegeben, wenn er die That hätte ungeschehen machen können. Wer, der etwas Schwe-

res auf dem Gewissen hat, wird von diesem Wunsche nicht befallen, und glaubt nicht die Hälfte seiner Schuld dadurch gesühnt? Aber gut machen, so viel es an ihm ist, will nur selten Einer; auch Wolan wollte es nicht. Er hätte nur dem Fürsten seine Verirrung zu gestehen gebraucht, so wäre seiner Rückkehr in das verlassene Land keine Schwierigkeit im Wege gestanden, und er hätte Alles wieder in Ordnung bringen können. Aber das Opfer war ihm zu schwer, und kaum dachte er sich die Kamine ausgebessert, und die neuen Bewohner heiter um deren Flammen versammelt, als er doch lieber seine Reue tragen wollte als die Pein einer solchen Vorstellung. Warum sollten diese seine bittersten Feinde gerade die ausgezeichneteste Behaglichkeit genießen; sie konnten sich gewöhnliche Oefen setzen lassen, und waren noch immer nicht zu bedauern. „Am Ende," sagte er, „füge ich ihnen kein Leid zu, sondern beraube sie nur einer Vervollkommnung, auf die sie doch keine Ansprüche haben."

Alle diese Argumente eines Advocati diaboli beruhigten ihn doch nicht völlig; zuletzt sagte er sich: „Vielleicht ist's mir vergönnt, einmal noch eine

große, allgemein nützliche Erfindung zu machen, hab' ich das gethan, so hab' ich der Menschheit wiedergegeben, was ich dem Einzelnen entzog, und das einzige Vergehen meines Lebens gesühnt; — es ist überhaupt thöricht, etwas einmal schlimm gemachtes wieder gut machen zu wollen; das liegt in keines Menschen Macht, und wer weiß ob ich die Kamine je wieder in Ordnung brächte. Wer einmal schlimm gehandelt hat, der thue desto mehr Gutes, und vielleicht kommt doch am Ende ein Ueberschuß heraus."

So philosophirte sich unser Wolan wieder zur Ruhe, vergaß sein Werk der Zerstörung, und schlief, im Stillen immer auf die nützliche Erfindung, durch die er sich unsterblich zu machen glaubte, sinnend endlich ein, und als der Morgen lange angebrochen war, erwachte er.

Jetzt erst konnte er sich entschließen, sich nach Dorchen zu erkundigen. Sie war wirklich die Frau des Zimmermalers geworden, doch war ihre Wohnung nicht im Schlosse, sondern in einem hübschen Häuschen im Thale, unmittelbar am Ufer des Flusses, wo ein großer Bleichplatz ihr die Gelegenheit bot, die Schloßwäsche, deren Besorgung ihr

übergeben worden war, in möglichster Weiße auf Tisch und Betten zu liefern. Da ihre Mutter im Vaterlande zurückgeblieben war, wo sie den Resten ihrer Schönheit sogar eine zweite Versorgung zu verdanken hatte, so war Dorchen dieser wichtige Theil der Hausgeschäfte übergeben worden, dem sie mit Genauigkeit und Umsicht vorstand. Wolan übersah ihr ganzes kleines Reich von seinen Fenstern, und beobachtete oft ihr geschäftiges Schalten und Walten; wie sie die Mägde zum strengen Fleiße anhielt, und nur an die feinsten Theile des Frauenputzes selbst Hand anlegte. Von dem mädchenhaften Muthwillen, der ihn, als er noch an sie dachte, halb beängstigt, halb entzückt hatte, war bald jede Spur verschwunden, und nach einer kaum ein Paar Monate alten Ehe zog sich schon eine leise Falte des Kummers auf ihrer Stirne zurecht. Sie reichte ihm zutraulich die Hand, als er sie wieder sah, und weder in ihrem noch in seinem Betragen deutete etwas auf eine veränderte Beziehung. Nach dem ersten Wiedersehen kam ihm auf einmal seine Weigerung sie zu heirathen kindisch und keineswegs gerechtfertigt vor; dann brachte er sein Herz zur Ruhe und in's Gleichgewicht zurück.

Sobald er aber bemerkte, daß Dorchen nicht glücklich war, beschloß er, ihr Freund zu werden, und sie in keiner Bedrängniß ihres Lebens jemals zu verlassen. Sie schien in der That einer solchen Stütze bedürftig, denn ihr Mann war unmäßig im Trinken, und behandelte das hübsche junge Weib, das ihm das Schicksal gegeben hatte, den unregelmäßigen Launen gemäß, die die Folge seines Lasters waren. Nie berührten weder Wolan noch Dorchen seine Rohheit mit einem Worte, aber sie wußte, daß ihr Freund sie nur zu gut durchschaute.

Für Wolan indessen war wenig Zeit, an etwas Anderes als an sein Handwerk zu denken; er mußte hier auf's Neue schaffen, was in der alten Residenz hatte zurückbleiben müssen, und hatte er vorher schon sein Geschäft unvergleichlich verstanden, so näherte sich jetzt jeder neue Kamin oder Ofen der Vollkommenheit um ein Merkliches. Wer den Fürsten besuchte, mußte diese äußerste Vollendung seiner Heitzung bemerken; ja man quälte den guten Herrn so sehr, dem vortrefflichen Ofensetzer doch einen Urlaub in die Hauptstadt zu gewähren, daß dieser zuletzt einwil-

ligte, nachdem das Nothwendigste im Schlosse geschehen war, Wolan für einige Zeit ziehen zu lassen.

Hier ließe sich nun eine hübsche, dem diable boiteux nicht unähnliche Einsicht in die verschiedenen Häuser eröffnen, in die Wolan nicht durch das Dach, doch vermöge des Ofens zu blicken vergönnt war. Niemand nimmt sich vor einem Töpfer in Acht, und noch weniger ahnte man in gegenwärtigem einen Beobachter, und so ward manches Wort vor ihm gesprochen, das man sonst nur den Vertrautesten gönnt, manches tête à tête in seiner Gegenwart kaum in engere Schranken verwiesen, manches Familienverhältniß durch einen Blick vor seinen Augen enthüllt.

Aus der Art, wie Eheleute, wenn sie sich unbeobachtet glauben, das unbedeutendste Wort an einander richten, läßt es sich abnehmen ob sie sich lieben, hassen, oder einander gleichgültig sind. Bald gewann diese Art von Beobachtung ein Interesse für ihn, und er legte sich all' das vergnügliche und unerquickliche Treiben in seinem Kopfe zurecht, um Folgerungen daraus zu ziehen. Es ist nicht gesagt, daß die hypochondrischen Schlüsse eines lahmen Töpfers richtig sind, aber unser Wolan gewann nach kurzer Zeit die

tiefste Verachtung vor dem Treiben der großen Welt, die seine Liebe zu der kleinen, der er angehörte, bis zur Leidenschaft steigerte. Was waren die Mängel und Fehler seines Fürsten gegen den bodenlosen Abgrund von Leichtsinn und Falschheit und unmenschlicher Gleichgültigkeit gegen fremde Leiden und Freuden, die ihm vor Augen kamen; was die kleinen Ränke und Nachlässigkeiten des Schloßpersonales, unter dem er aufgewachsen war, gegen die Unredlichkeit, die Betrügereien, die Heuchelei und Unverschämtheit des Dienertrosses in einer großen Stadt, diesem Pfuhl der Unmoralität und eines verpesteten Lebens. Er hatte nicht Bildung genug um einzusehen, daß wo die Verhältnisse überhaupt großartig sind, auch das Laster es werden muß, und daß kein Mensch die höchste Blüthe seiner Entwicklung erreicht, ohne sich eine geraume Zeit seines Lebens in den Wirbel gestürzt zu haben, der durch den Zusammenfluß von Hunderttausenden entsteht. Ihm schien es, als ob alles Gute und Unschuldige, was ihm hier dennoch aufstieß, wie ein verwehtes Blatt zertreten werden müsse. Er sah nichts mehr wie Blendwerk und Falschheit; er hörte nicht die als die größte Schönheit

preisen, die es wirklich war, und die Haus und Gatten durch ihr harmloses Walten beglückte, sondern die, deren Reize als Mittel zu bösen Zwecken dienten; nicht der war der Geistreiche, der den Dingen eine neue, höhere Seite abzugewinnen wußte, sondern der, dessen Mittelmäßigkeit Niemand hinderlich war, und der über Gemeinplätze eben so zungenfertig als absurd abzuurtheilen wußte; nicht der galt als Dichter, der die Verhältnisse der Welt als ein Darüberstehender erfaßt, und sie einfach und groß, aber doch mit jener gesteigerten Sprache wiedergab, die nur einer erhöhten, den Göttern näheren Sinnesart entquellen, sondern der, dessen bombastische Rede wie auf Stelzen einhergeht und verworrene Gedanken in hohle Redensarten hüllt; oder der, der den Leidenschaften des Augenblicks fröhnt. Eins vermochte ihn aber dennoch länger hier zu bleiben, als es seine ursprüngliche Absicht war; nämlich ein unverhältnißmäßig großer Erwerb. Im Anfange forderte er einen bescheidenen Lohn für seine Arbeit, als er aber nach und nach einsehen lernte, wie diese Menschen Bequemlichkeit und Genuß über Alles setzen und bezahlen, wie sie eine große Summe für einen Seefisch

und eine seltene Frucht ausgaben, die sie in einer Mahlzeit verzehren, da nahm er sich vor seine Arbeit auch als einen ausländischen Luxus zu schätzen, den sich nur Reiche anschaffen könnten. Je mehr er forderte, desto größer ward der Zudrang, denn es war schon Mode geworden einen Wolan'schen Kamin oder Ofen zu besitzen. Vier Jahre des Aufenthaltes in der Hauptstadt setzten ihn in den Besitz eines für seinen Stand ansehnlichen Vermögens, und es machte ihm Vergnügen es zusammen zu scharren.

Sobald er sich reich genug fand, kehrte er zu seinem Fürsten zurück, wo er seine alte Stelle in jeder Beziehung offen fand; sein Reichthum aber brachte nicht die mindeste Aenderung in seiner Lebensweise hervor; er legte sein Kapital auf Zinsen und verwendete dieselben ganz zu wissenschaftlichen Zwecken; er schaffte sich theure Bücher an, chemische Apparate, machte Experimente, bei denen er die kostbarsten Stoffe nicht schonte. Oft blieb er vier und zwanzig Stunden in tiefster Einsamkeit mit seinen Retorten in dem Kellergewölbe eingeschlossen, das ihm der Fürst zur Benutzung gegeben hatte. Nur fehlte es ihm, bei allem seinem löblichen Eifer an Demjeni=

gen, was ihn allein zu einem wichtigen Resultate hätte bringen können: an einer gründlichen Bildung und geordneten Kenntnissen. Er wäre bereit gewesen, sich Beides zu erwerben, aber es fehlte ihm hierzu an Anleitung. Seit Jahren schon hatten ihn die Bücher, die der Fürst ihm lieh, ohne sie selbst im Mindesten zu verstehen, eher verwirrt als belehrt; jetzt schaffte er sich selbst an, was von neuen Sachen in der Bibliothek nicht zu finden war, mit verhältnißmäßig großen Kosten und geringem Nutzen. Sein Kopf ward täglich um ein Weniges verwirrter; man fing an ihn im Hause den närrischen Wolan zu nennen; wehe dem, dem einmal ein Epitheton beigelegt worden ist, was ein zweiter wiederholt hat, es bleibt ihm für immer. War er auch in den meisten Beziehungen seiner Vernunft vollkommen Meister, so war doch sein Treiben seltsam genug, und er stand bald ziemlich vereinsamt auf dem Schlosse. Desto mächtiger zog es ihn nach dem kleinen Hause am Flusse.

Er hatte Dorchen als eine völlig verblühte Frau wiedergefunden; sie war kaum fünf und zwanzig Jahre alt, sah auch, wenn man sie aufmerksam betrachtete, nicht einmal älter aus, aber alle Frische

war von ihr gewichen; sie hatte Zähne verloren und die regelmäßigen Züge ihres Gesichtes waren aus-einander gezogen. Es ist eines der größten Räthsel, wie die idealischen Verhältnisse des Antlitzes sich ver-schieben können; Runzeln begreift man, Magerkeit und Fette eben so, wie aber die Regelmäßigkeit sich in Unregelmäßigkeit verwandeln kann, das begreift man nicht. Gewöhnlich aber ist eine zerstörte Gesund-heit oder eine zerstörte Gemüthsstimmung die heim-liche Mörderin der Jugend und der Schönheit. Wo-lan fühlte wohl, daß nur ein ungewöhnliches Maß von Sorgen diese holde Nymphe in eine verkümmerte Matrone verwandelt hatten, und machte sich einen herben Vorwurf daraus. Hätte er sie geheirathet, so würde dieses Gesicht noch blühen, und die Geburt ihrer Kinder hätte sie nicht zerrüttet. Es war ein Knabe und ein Mädchen; der Knabe ward bald Wo-lan's Liebling, er nannte ihn aber nie anders als Dorchen's Sohn, indem er sich nicht entschließen konnte, den Zimmermaler als dessen Vater anzuer-kennen. Auf dieses Kind leitete er seine Zärtlichkeit für die Mutter. Noch war der Knabe zu klein, um einen Stand zu erwählen; doch wollte Wolan ihm

jedenfalls eine tüchtige Schulbildung zuwenden, wenn es irgend mit seinen Anlagen zusammenstimmte, ihm die Chemie als Wissenschaft studieren lassen, und ihm zuletzt sein Vermögen vermachen.

Dorchen's Mann hatte eine feine Witterung für diese seinem Wilhelm günstige Gesinnung, und ermuthigte Wolan's Besuche auf alle Weise. Er selbst suchte den möglichsten Vortheil aus dem Umgange mit dem närrischen Hausfreunde zu ziehen; denn auch in diesem durchaus elenden Menschen hatte sich die Meinung festgesetzt, daß Wolan's sonderbarer Talar, den er, außer wenn er in die Kirche ging, immer trug, sein ungepudertes Haar und sein langer Bart untrügliche Zeichen einer Geistesverwirrung wären; nur fand er ihn, wenn er gelegentlich Ansprüche auf seinen Beutel machen wollte, von überraschender Klarheit der Begriffe, und durchaus abgeneigt, den unverschämten Forderungen seiner Habgier Gehör zu geben. Ueberhaupt wußte der ahnungslose Zimmermaler nicht, daß Wolan ihn haßte wie ein giftiges Gewürm, und oft ganz ernsthaft bedauerte, daß die Grundsätze der Moral nicht erlaubten, den Mann als etwas Schädliches hinwegzuräumen.

Eines Tages ließ der Fürst den Töpfer holen.

„Wolan," sagte er, „du siehst mich ganz in Verzweiflung, daß dieses Kabinet keinen Ofen hat."

Wolan versprach, die Möglichkeit einen solchen anzulegen in Erwägung zu ziehen, kam aber nach ein Paar Tagen mit der Hiobspost zum Fürsten zurück, daß die Anlegung eines Rauchfanges hier die Hauptsache sei, und wohl kaum unternommen werden könnte, da zwei einmal eingerichtete und mit schönen nicht zu ersetzenden Tapeten versehene Gemächer dadurch ganz zerstört werden würden.

Der Fürst wollte hiervon nichts hören. Er sagte: „ich will hier überhaupt keinen Bau; diese Zimmer sind mir unentbehrlich, aber sollte es denn einem geschickten Manne wie du unmöglich sein, einen Kamin ohne Rauchfang zu setzen?"

„Unmöglich ist wohl kaum etwas," erwiederte Wolan, „aber bis heute ist mir der Gedanke noch nie gekommen."

„Mache dich damit bekannt," sagte der Fürst; „an allen Hülfsmitteln, die ich herbeischaffen kann, soll's dir nicht fehlen. Ich denke: eben so gut, wie du's zu Stande gebracht hast, daß Kamine mit

Rauchfängen aufhören zu brennen — eben so gut bringst du auch Kamine ohne Rauchfang zum Brennen!" — Er lachte und verließ das Zimmer.

Wolan blieb wie versteinert stehen. Woher wußte der Fürst von seinem Frevel? Ihm selbst war er beinahe entfallen. Jahre der angestrengten Thätigkeit und nützlichen Fleißes hatten die Erinnerung an jene Nacht aus seinem Gedächtnisse verdrängt; jetzt stand sie auf einmal mit all' ihren Einzelnheiten vor seine Seele gezaubert. Zwar schien der Fürst die Sache nicht gar streng zu nehmen, aber auf Wolan hatten seine leicht hingesagten Worte einen tiefen Eindruck gemacht. Er erschien sich selbst als ein Sünder, der seine Buße versäumt hatte. Sein ganzes harmloses, ja tugendhaftes Leben gewährte ihm keine Beruhigung mehr. Wo war die Sühne, die er sich auferlegt hatte, durch eine Wohlthat für die Menschen sein Vergehen am Einzelnen gut zu machen? Er hatte die Jahre bloß angewendet um sich zu bereichern, und das vergessen, was der Hauptzweck seines Lebens hätte sein sollen. Daher weckten ihn des Fürsten Worte wie mit Posaunenklang aus seiner Ruhe. Leider schien ihm jener Frevel jetzt nicht mehr das

einzige Vergehen seines Lebens zu sein; Dorchen's hinwelkende Gestalt war ihm auch ein stiller Vorwurf. Wie man sonst wohl Männer, die manches Menschenleben leichtsinnig geopfert haben — oder manches Glück zerstört — wohlgemuth und unbefangen durch das Leben gehen sieht, so ward hier ein verhältnißmäßig Unschuldiger von diesem Augenblicke an von tiefster Reue zernagt, und der Wunsch wieder gut zu machen nahm wirklich den Charakter eines stillen Wahnsinnes bei ihm an. Er saß jetzt wieder — wie damals in der Kaffeeküche — Stunden- ja Tagelang vor seinen Oefen, in der eigenen, seltsamen Werkstätte, wo eine jede Wissenschaft einen Theil ihrer Symbole auf eiliger Flucht vergessen zu haben schien. Hier standen Pergamentbände, Luftpumpen, Todtenköpfe, Modelle von Rauchfängen und Ackergeräthschaften, Fiolen, zierlich gegossene Kamine im kleinsten Maßstabe; dann wieder Repositorien mit getrockneten Pflanzen und gesammelten Mineralien, Himmel- und Erdkugeln, Vergrößerungsgläser und Teleskope, Elektrophore und galvanische Säulen. Alles dieses war nicht bestaubt und etwa vernachlässigt, als wäre der Besitzer von einer Liebhaberei zur

andern übergegangen und hätte die alte vergessen; nein, es war sorgfältig gehalten, wie zur täglichen Benützung bereit stehend. Der Herr all' dieser wissenschaftlichen Apparate ging träumend unter denselben umher; zuweilen zerraufte er sich, wie in Verzweiflung oder tiefer Zerstreuung, die Haare und den Bart; zuweilen erhellte ein Lächeln innerer Befriedigung sein Gesicht. Mußte er eines Geschäftes wegen durch das Schloß gehen, so wichen ihm die Dienstboten scheu aus, so seltsam glitt seine immer mehr zum Schatten einschrumpfende Gestalt, der das Hinken etwas doppelt Grauenhaftes verlieh, durch die Gänge.

Einstmals begegnete ihm der Fürst, der ihn lange nicht gesehen hatte, und fragte ihn erschrocken ob er krank sei. Wolan erwiederte bloß:

„Ich werde es zu Stande bringen, Durchlaucht!“ und ging langsam, in ti fes Sinnen verloren, seinen Weg weiter.

Der Fürst trug dem Arzte auf, sich sorgfältig nach Wolan's Gesundheit zu erkundigen, und da er ihn dann lange Zeit nicht wiedersah, so vergaß er

seine unheimliche Begegnung über einer fröhlicheren Erscheinung.

Dorchen's Haus war das einzige, was ihn auf Stunden aus seiner Versenkung in sich selbst heraus reißen konnte. Die Kinder blieben ihm sichtlich zugethan und bemerkten keine Veränderung an ihm; sie streichelten seine eingefallenen Wangen und spielten mit seinen langen Haaren so zutraulich, als sei es ihr guter Kamerad. So verging wieder eine geraume Zeit, und der Fürst schien seinen Kamin vergessen zu haben, obgleich die rauhe Jahreszeit längst an den Winter mahnte.

Dieser erschien ungemein hart und anhaltend; der Fluß im Thale war mit schwerem dickem Eise belegt, und man sah nicht ohne Besorgniß dem Augenblicke entgegen, wo es brechen würde, denn wie alle Gebirgsströme trat der Fluß dann zuweilen aus seinem Bette, und richtete Verheerungen auf Feldern und Wiesen an. Häuser hatte er bisher nicht beschädigt, und selbst Dorchen's auf einer ganz niedrigen Halbinsel gelegenes Wohngebäude stand seit dreißig Jahren unversehrt, und Niemand dachte an eine Gefahr für dasselbe. Das Städtchen aber lag auf er-

höhten Ufern, und nur seine Kellergeschosse waren dem Wasser zugänglich, was Unannehmlichkeiten genug mit sich brachte; denn der Keller ist gleichsam die Wurzel des Hauses, das seine Nahrungsstoffe aus demselben zieht, und bis zur höchsten Zinne darunter leidet, wenn diese nicht vor Schaden sicher aufbewahrt sind.

Es war im Februar und die Nacht war ohne irgend ein beängstigendes Zeichen eingebrochen. Die Gäste des Schlosses hatten sich wie gewöhnlich nach Mitternacht von ihren Wirthen getrennt und Alles lag in tiefer Ruhe. Der Zimmermaler schlief oben, weil er eine Arbeit in möglichster Eile vollenden sollte, und er sich das Hinab- und Hinaufsteigen des hohen Schloßberges ersparen wollte. Dorchen war daher allein mit ihren Kindern und zwei Mägden in ihrem Hause. Ihr Mann war Wolan den Abend vorher auf den Leib gerückt, und hatte ihn um ein Anlehen gebeten, das Wolan standhaft abschlug. Der Zudringliche ließ nicht ab, und sagte:

„Für wen speichern Sie all' das Geld auf?"

„Für meine eigenen Zwecke," erwiederte Wolan.

„Und wer soll den Vortheil davon haben?"

„Vor Allen nicht Sie! wohl aber Dorchen's Sohn."

„Mein Wilhelm?"

„Dorchen's Wilhelm."

„Herr, das ist Alles eins; nur wünschte ich zu wissen, wie Sie das meinen?"

„Ich will dem Kinde das Geheimniß einer großen Entdeckung als Erbtheil hinterlassen, und es ist seine Schuld, wenn er nicht ein reicher Mann wird."

„Herr Wolan!" rief der Maler eifrig, „Sie sind krank und schwach — unser Aller Leben steht in Gottes Hand, auch das Ihrige. Haben Sie das Geheimniß aufgeschrieben, irgendwo niedergelegt, Jemanden anvertraut?"

„Da liegt es," sagte Wolan, und zeigte auf eine seltsame Maschine, wo eiserne Röhren in einem Kessel auf- und abliefen, eine leise Flamme fing so eben von unten hinauf den Boden zu bedecken an.— „Läßt mich Gott so lange leben, bis ich mit diesem Gefäße im Einverständnisse bin, so ist Dorchen's Wilhelm ein reicher Mann."

„Mein Wilhelm!" wiederholte der Maler giftig.

„Geht jetzt!“ rief Wolan ungeduldig, „ich muß allein sein.“

„Schöne Gastlichkeit,“ brummte der Maler.

Ohne weiter auf ihn zu hören, nahm ihn Wolan mit unwiderstehlicher Kraft beim Arme, schob ihn zur eisernen feuerfesten Thüre hinaus, und schloß sie hinter ihm zu.

Der Maler schüttelte sich draußen. „Gottlob!“ sagte er vor sich hin, „das ist nicht der Arm eines Sterbenden.“ Mit dieser Beruhigung begab er sich in die Mantarde, die man ihm zum Absteigequartier eingeräumt hatte.

Wolan aber ging an sein Werk. Er war auf den Gedanken gekommen den Rauch in das Wasser zu leiten, und ihn dort von Dämpfen verzehren zu lassen. Gelang ihm dies, so konnte er in jedes Gemach ohne Rauchfang einen Ofen setzen. Er hatte wohl recht, dem Entdecker und dem Erben eines solchen Geheimnisses Schätze zu prophezeien, denn die Erfindung war von höchster Wichtigkeit und von allgemeinem Nutzen; ob sie diesseits oder jenseits der Schranken liege, die doch zuletzt dem menschlichen Geiste gesetzt sind, war die Frage, die weder Wolan

noch ein Anderer zu beantworten im Stande war. Sie war beinahe gemacht, obgleich es noch Verhältnisse gab, die er nicht ganz zu bewältigen wußte. Doch war es ihm bekannt, worin die noch nicht gehobene Schwierigkeit lag, daher er auch mit Grund hoffen durfte, dieselbe zu überwinden.

Er war kein Phantast in diesen Dingen, und prüfte Möglichkeiten und Unmöglichkeiten wohl. Sein Fleiß und seine Beharrlichkeit waren Attribute des wirklichen Genie's, ob er dieses aber besessen hat, können wir nicht entscheiden. Er arbeitete die ganze Nacht; Stunde um Stunde verging; selbst der unheimliche Käfer, die Todtenuhr genannt, hatte endlich aufgehört im alten Holze zu picken.

Plötzlich war das ganze Gewölbe mit einem unerträglichen Qualm erfüllt. Er glaubte zu ersticken; so eben war es ihm noch möglich das Fenster zu erreichen, er riß es auf; die Glieder waren ihm wie gelähmt; mit höchster Anstrengung steckte er den Kopf hinaus. Ein fürchterlicher Sturm faßte ihn, brachte ihn aber auch zugleich zu völliger Besinnung. Seine Fenster lagen, wie schon gesagt, unter der Herrschaftswohnung und ließen ihn in das Thal hinab

sehen. Ein donnerndes Getöse schallte herauf — es war schon Tag, und mit Entsetzen sah er das Thal überschwemmt von den zornigen gelben Wässern des Flusses. Augenblicklich stürzte er in's Schloß und weckte dessen Bewohner. Dorchen's Haus war von Eisschollen umdrängt, die mit rasender Gewalt dagegen tobten, so daß ein jeder Stoß ein Stück Mauer wegriß. Die Küche und die Speisekammer waren beinahe schon zerstört. Am Fenster des oberen Stockes stand Dorchen mit ihren Kindern und rang die Hände. Alles war in heftigster Aufregung; mit jedem Augenblicke nahm die Gefahr zu. Der Fürst rief seinen Leuten, daß sie zu Hülfe eilen möchten; aber wer sollte da helfen! — Wolan erreichte sein Ruf nicht mehr; er war längst hinabgestürzt. Mit den Sprüngen eines Tigers setzte er den Schloßberg hinab, das lahme Bein gewaltsam anstrengend, bis er an der Mühle ankam, wo, wie er wußte, ein Kahn lag. Ihm folgte auf dem Fuße der Zimmermaler, heulend und schreiend, während nicht ein Laut über Wolan's Lippen kam. Er machte behende den Kahn los, der augenblicklich wie eine gewaltige Wiege mit dem einen Ende sich in die Höhe bäumte,

während das andere in die Fluth versank. Wolan sprang hinein.

„Folgen Sie mir!“ rief er dem Zimmermaler zu.

„Gott, wer könnte das!“ schrie dieser und zerraufte sich das Haar.

„Memme!“ rief Wolan aus, und stieß ab.

Aber kaum war er zehn Schritte vom Lande, als eine Scholle an den Kahn stieß und ihn zerschellte. Wolan aber wurde scheinbar als Leiche durch eine Welle an's Land geworfen.

Es waren Leute herbei gekommen; der Zimmermaler lag wie verzweifelnd neben Wolan und schrie: „das Geheimniß! das Geheimniß!“ Er vergaß, daß sein Wilhelm in einer Lage war, die kaum einen irdischen Vortheil mehr für ihn möglich machte. Nun kam auch der Fürst heran. Schmerzlich erschüttert sah er den blutigen Körper seines Dieners am Boden liegen; er gab Befehl ihn sogleich in's Schloß hinauf zu bringen und dem Arzte zu übergeben.

Man ging an's Ufer und stand Dorchen's Hause gegenüber, an dem die Wellen ihr Verheerungswerk fortsetzten. Aber es war unmöglich ihr beizustehen. Wolan's Beispiel hatte gezeigt, wie jeder Versuch

ablaufen müsse. Ihr Geschrei wurde vom Toben der Elemente erstickt, aber ihre Jammergestalt, die verzweifelnden Mägde, die ruhigeren, aber nicht weniger Mitleid erregenden Kinder sprachen laut zu Aller Herzen. Der Fürst bot den stärksten Männern Geld über Geld, und schwur das Glück eines Jeden zu machen, der die Gefährdeten zu retten vermöge. Dann sah er wieder auf den tobenden Fluß und fühlte, daß er umsonst sprach. Der Mittag kam heran; ein Stück Mauer nach dem andern stürzte ein. Dorchen und die Ihrigen mußten ihren Standpunkt verlassen, der auch bald von den Wellen verschlungen war. Die Fürstin stand oben auf dem Altan mit vom Sturm verwehten, fliegenden goldenen Haar. Die Augen strömten von Thränen; sie rang die Hände, warf sich auf die Kniee, betete — in diesem Augenblicke hatte sie Würde und Anstand vergessen — und war um so verehrungswerther in ihrem rein menschlichen Schmerze. Was hätte die arme Frau nicht gethan, um hier retten zu können; was konnte sie thun, als Gott für die Gefährdeten bitten! So verging der Tag trostlos; denn es ist etwas Entsetzliches den gewaltsamen Tod eines Men-

schen mit Augen sehen zu müssen; nur wer es erfahren hat, kann sich diesen Schrecken vorstellen.

Endlich kam der Abend heran, und die Unglücklichen saßen nun still und erschöpft auf der halb zerrissenen Mauer, die noch immer widerstand. Da auf einmal stieß ein Kahn vom Lande; Niemand hatte ihn von dorther vermuthet, und doch sah nun ein Jeder gleich, daß der Ausgangspunkt richtig berechnet war. Ein Mann im langen Talar, mit verbundenem Kopfe, Haare und Bart vom Sturm zerzaust, das eine Bein wie in den Boden des Kahnes gewurzelt, das andere im Bogen gegen die Seitenwand gestemmt, ruderte mit Riesenkraft auf das zerstörte Haus zu. Mit athemloser Angst sah man ihn die noch fehlende Strecke durchfurchen, endlich landen.

Der Schlag und die Wunde hatten Wolan in eine lange Betäubung versenkt, aber nicht getödtet. Kaum war er wieder zur Besinnung gekommen, als er den Arzt und die Wärter von sich schleuderte, und nach einem Fenster eilte, das nach dem Thale sah. Ein Blick belehrte ihn von der Lage der Dinge. Dorchen lebte noch. Er sprang aus dem Zimmer in die Küche, stopfte sich die Taschen voll Eßwaaren. Was

ihm zuerst in die Hand kam, war ihm das liebste; eine Flasche starken Weins war auch zur Stelle, und so beladen eilte er in das Thal. Von einem Nachbargarten, dessen Gelegenheit er kannte, und wo ein Kahn stand, erschien ihm das Wagestück am ersten ausführbar. Dies überlegte er sich, während er die Schloßtreppe hinabstieg, und wie der Blitz war das Unternehmen begonnen und ausgeführt. Er stand nun bei der unglücklichen Familie auf dem zertrümmerten Hause; er konnte sie erquicken mit dem Mitgebrachten, den Knaben unter seinen Talar nehmen und ihm die eigene Wärme mittheilen, der Mutter zusprechen, die Mägde versichern daß noch Hülfe sei, und daß die Mauer, die so lange gehalten hätte, auch noch länger halten würde.

Das eingeborne Vertrauen der Frau zu männlicher Einsicht und Ueberlegenheit, erwies sich auch hier wirksam. Da Wolan's Sprache so zuversichtlich war, so glaubte man ihm, und das Gemüth der Gefährdeten ward in so weit beruhigt, daß ihnen nun die physischen Qualen dieser schrecklichen Nacht doch wirklich das Schrecklichste an derselben waren. Auch das Bitten der Weiber: sie auf dem mitgebrachten

Boote augenblicklich zu retten, wußte Wolan abzuweisen, denn der Tod war zehnmal gewisser auf den Wellen, als hier auf dem festen Mauerstücke. Das Wetter war milde, und sie konnten abwechselnd aneinander gelehnt schlafen, ohne zu erfrieren. Diese Nacht und den nächsten Tag saßen diese fünf Menschen noch der Unbill der Elemente ausgesetzt. Ihre Gefühle während dieser Zeit lassen sich nur in Worten beschreiben, die zu pathetisch für diese einfache Geschichte wären. Endlich legte sich der Sturm, das Wasser floß ruhiger und die Eisschollen hatten sich verloren; sobald Hülfe möglich war, ward sie gebracht. Als Wolan an das Land stieg, schloß ihn der Fürst in seine Arme und sagte: „du bist ein Held!"

Drei Kranke lagen nun in verschiedenen Räumen des Schlosses. Dorchen kämpfte mehrere Tage zwischen Leben und Tod; Angst, Erkältung und Hunger hatten verheerend auf ihre ohnehin zarte Gesundheit gewirkt; die Fürstin mußte ebenfalls einige Zeit das Bett hüten, so hatte sie das Ereigniß angegriffen; Wolan befiel das Wundfieber in Folge seiner Verletzung am Kopfe, die bedeutend genug war, und da er im Anfang anstatt der Pflege zu genießen, nur

die entsetzlichsten Anstrengungen erduldet hatte, so war es kein Wunder, daß sein Zustand nicht ohne Bedenken war. Alle Schloßbewohner aber gingen geisterbleich und herabgestimmt einher; der Fürst war, seiner elastischen Natur zu Folge, am ersten gefaßt. Menschenleben waren am Ende nicht verloren gegangen, und der Schaden traf nur seine Kasse, die doch nicht in dem Grade davon geleert war, daß er sich hätte Entbehrungen auferlegen müssen. Wer Verluste durch die Ueberschwemmung erlitten hatte, fand seine Hand offen; ja das Glück helfen zu können, wog ihm den Unfall fast auf; er nahm Gelegenheit nun wieder mancherlei zu bauen und in Angriff zu nehmen, was sonst noch länger geruht hätte, und viele Hände fanden Beschäftigung, die sonst hätten ruhen müssen. So wurde ein Unglück durch die Hand eines wohlwollenden Herrn zum Glücke umgewandelt, und er ward dadurch nicht arm.

Einige Tage nach diesen Ereignissen klopfte der Fürst an die Thüre des geräumigen Gastzimmers, in welchem Wolan sein Krankenlager abhielt. Dieser lag geduldig in seinem Bette.

„Du siehst ja wieder besser aus," redete ihn der

Fürst freundlich an, „und nach und nach werden wir alle schlimmen Folgen dieses uns vom Schicksal gesendeten Unglücks hinter uns haben, nur dein edles Betragen wird uns, so lange wir leben, in Erinnerung bleiben.“

„Ich habe auch eine schwere Schuld an Dorchen zu tilgen gehabt,“ erwiederte Wolan.

„Ich meine sie wäre abgetragen,“ sagte der Fürst.

„Noch nicht,“ versetzte Wolan.

„Und was könntest du denn gegen sie verschuldet haben,“ fuhr der Fürst fort, „was schwerer wäge als die Rettung von ihrem und ihrer Kinder Leben?“

Wolan sagte: „Es wiegt schwerer, daß ich ihr ganzes Leben dem Unglücke Preis gegeben habe! Es war ein sträflicher Eigensinn von mir, das Mädchen, das ich liebte, und das mir auch gut war, nicht heirathen zu wollen, und sie einem Menschen zu überlassen, den ich längst als gemein und unwürdig gekannt habe.“

„Dann wäre ich ja nicht minder schuldig als du,“ erwiederte der Fürst, „denn auch ich habe die Heirath zugegeben, ja einigermaßen begünstigt, indem es mich dauerte, daß das arme schöne Kind ohne

Mann bleiben sollte; und Dorchen brauchte ja den Menschen auch nicht zu nehmen, wenn sie nicht Lust dazu hatte."

Wolan sagte hierauf: „Sie war gekränkt und unerfahren, Durchlaucht aber haben keinen Maßstab für die Ansprüche, die Leute unseres Standes zu machen haben. Es ist Ihnen wohl einer von der Dienerschaft lieb, aber im Ganzen sehen Sie uns doch als eine Masse an. Untergeordnet und ungebildet erscheinen wir Ihnen Alle, Einer ein bischen mehr, der Andere ein bischen weniger. Sie sehen diese mit einem Manne, jenen mit einem Mädchen zufrieden gestellt, die Sie kaum eines Blickes würdigen, und es fällt Ihnen im Traume nicht ein, daß Menschen wie wir wirklich auch unsere Gefühle und unsere Ansprüche haben; deßwegen spreche ich Sie von allem Unrecht frei, wenn Sie den Zimmermaler für Dorchen bestimmt hatten."

„Du thust mir Unrecht," sagte der Fürst gütig, „ich hege die Ueberzeugung, daß wir vor Gott ganz gleich sind."

„Aber der liebe Gott ist weit, Durchlaucht, und Sie werden mir, wenn Sie aufrichtig sein wollen,

eingestehen, daß Sie diese christlichen Worte zwar aussprechen, aber keinen rechten Begriff damit verbinden."

Der Fürst erwiederte: „Lassen wir das, Wolan, und sprechen wir weiter von Dorchen's trauriger Lage. Gerne thäte ich etwas um dieselbe zu erleichtern. Weißt du etwas?"

„O ja!" rief Wolan lebhaft, „ich werde, was gethan werden kann, selbst bei nächster Gelegenheit thun."

„Und was wäre denn das?"

„Ich werde ihren Mann umbringen," erwiederte Wolan sehr gelassen.

„Wie?" fragte der Fürst, der nicht recht verstanden zu haben meinte.

„Ich werde ihn," entgegnete Wolan, „entweder erdrosseln oder todtschießen, oder wie die Gelegenheit es sonst mit sich bringt."

„Wolan, ich glaube du sprichst im Fieber?" rief der Fürst, indem er erschrocken zurücktrat.

„Durchlaucht," sagte dieser, „ich habe zwei Vergehen in meinem Leben begangen, von denen mir eine Erinnerung geblieben ist; die übrigen waren

klein, und stehen nicht in meinem Schuldbuch eingeschrieben, das weiß ich gewiß! Aber diese zwei will ich wieder gut machen, und sollte ich darüber zu Grunde gehen, denn ich kann mit meinem belasteten Gewissen nicht leben. Mit Dorchen bin ich erst zur Hälfte im Reinen. Das Andere wissen Sie auch?" Er sah den Fürsten fragend an. Dieser besann sich ein Weilchen und sagte:

„Wahrhaftig nicht! Laß uns erst bei Dorchen bleiben, dann beichtest du mir das Zweite."

Der tiefe Ernst, mit dem Wolan von seinem Vorhaben den Maler zu ermorden, gesprochen hatte, ließen den Fürsten das Aergste befürchten. Des Töpfers sonderbare Gemüthsart war ihm wohl bekannt, und er hielt ihn zu Allem fähig, was er sich als seine Pflicht vorgesetzt hatte, mochte es auch noch so außerordentlich, ja entsetzlich sein. Es war ihm nur beizukommen, wenn man sich mit ihm besprach und seine Ueberzeugung umzustoßen suchte. Dies erwägend, und seine verruchten Vorsätze über die Heldenthat, die ihn an dieses Lager fesselte, sagte er ihm:

„Du willst den Zimmermaler ermorden — denn das ist das rechte Wort — und warum? Um Dor-

chen glücklich zu machen. Was wäre die Folge deiner Handlung? Es bleibt nichts verborgen unter der Sonne! Du würdest entdeckt, den Gerichten überliefert und hingerichtet werden! Denke dir meinen, unser Aller, aber besonders Dorchen's Schmerz, wenn sie ihren Retter und Wohlthäter auf so gräßliche Weise ihrer Dankbarkeit entrückt sähe! Glaubst du, Wolan, daß sie es je verschmerzen würde? und daß sie nicht hundertmal mit Thränen der Zeit gedenken würde, wo ihr unwürdiger Mann noch lebte und du kein Verbrecher warst. Sieh', Wolan, jetzt hast du ihr Leben durch eine Verirrung verbittert — dann würdest du sie zur Verzweiflung bringen."

„Euer Durchlaucht sprechen wahr," sagte Wolan überzeugt, „nur hasse ich den Menschen so durch und durch!"

„Gerade eine Ursache mehr, um ihm Gutes zu thun, nicht Wolan?" erwiederte der Fürst.

„Sie haben Recht," sagte Wolan, „hundertmal recht."

„Und nun dein zweites Vergehen?" fragte der Fürst.

Wolan sagte: „Ich habe die Kamine in unserem

alten Schlosse unbrauchbar gemacht; mir war der Gedanke unerträglich, daß Ihre Feinde sich daran wärmen sollten! Und so hat mich der Teufel gepackt und überwältigt."

„Das wußt' ich freilich," sagte der Fürst, „auch will ich dir keinen Vorwurf darüber machen, da du's selbst bereuest."

„Und woher wußten es Euer Durchlaucht?"

„Es war nicht schwer zu errathen. Als man mir schrieb, daß dort kein Feuer mehr brennen wolle, konnte ich mir den Zusammenhang denken. Nun, du hast seitdem Manchen gewärmt, und ich denke, daß du daher auch dies Vergehen als gesühnt betrachten darfst."

„Noch nicht," erwiederte Wolan, „erst wenn ich eine Erfindung gemacht haben werde, die segensreich in die häuslichen Einrichtungen der Menschen eingreift — keine Verbesserung — sondern eine Erfindung! dann werde ich meinen Frevel an meinen Kaminen gebüßt haben; denn, verstehen mich Durchlaucht, an mir und an meiner Hände Werk habe ich mich versündigt, nicht an jenen Schergen der Gewalt; die waren jedes Unheils werth! Ich bin aber

daran, jene Buße zu vollenden; die Erfindung ist gemacht. In Ihrem Kabinet wird der erste Kamin ohne Rauchfang stehen."

„Nun wirklich," rief der Fürst freudig überrascht, „solltest du es zu Stande bringen?"

„Ich bin fast damit zu Ende; es fehlt mir noch eine Kleinigkeit, die gegen die überwundenen Schwierigkeiten für nichts zu zählen ist."

„Und was fehlt noch?"

„Bei gewissen Kombinationen ist noch eine kleine Gefahr vorhanden, daß der Kessel springt, da ich ein Ventil noch nicht am rechten Flecke anzubringen wußte. Der Rauch verzehrt sich jetzt schon vollkommen. Sie können zu jeder Stunde in mein Laboratorium kommen, wo die Maschine schon seit einigen Tagen vor meinem Unfalle in Thätigkeit war, und werden keine Spur von Rauch finden."

„Wie bist du aber hinter diese Geheimnisse gekommen?"

„Ich werde meine Erfindung, sobald ich vollkommen damit zu Stande bin, schriftlich dem Magistrate der Kreisstadt übergeben, und dieses Papier dem kleinen Wilhelm, Dorchen's Sohne, nach mei-

nem Tode vermachen; aber anvertrauen werde ich mein Geheimniß Niemanden, so lange ich lebe."

„Aber wird diese Maschine in einem anständigen Zimmer stehen können?"

„So gut wie jeder andere Ofen von mittlerer Größe; unten wird die Flamme nach Art meiner gewöhnlichen Kamine hell und freundlich brennen, aber statt daß der Kamin jetzt mit einem niederen Sims endet und in den Rauchfang mündet, wird ein Bau von weißen Kacheln etwa drei Fuß hoch darüber stehen und den Schornstein so vollkommen ersetzen, daß keine Witterung, keine ungünstige Lage den mindesten Einfluß auf den Zug hat, auch ein Essenkehrer nie vonnöthen ist. Ja in großen Städten, wo der Rauch eine dicke Schicht übler Dünste bildet und die ganze Atmosphäre verdirbt, wird durch meine Erfindung, wenn sie allgemeiner wird, die reinste Luft gewonnen werden können."

„Wolan, du bist ein Pracht-Exemplar von einem Töpfer!" rief der Fürst freudig aus, „werde mir nur jetzt in möglichster Schnelligkeit gesund und eile zur Ausführung deiner unschätzbaren Erfindung.

Meine Erkenntlichkeit soll auch nicht in Worten allein bestehen.“

Somit verließ der Fürst den Töpfer, verlor ihn aber nicht aus dem Sinne. Die von demselben mit wahnwitziger Ruhe ausgesprochene Absicht, den Zimmermaler umzubringen, hatten ihn auf den Verdacht gebracht, daß das Prädikat „der närrische Wolan,“ das man ihm im Schlosse beilegte, doch wohl seinen Grund haben könne, so vernünftig auch die übrigen Reden des Mannes erschienen. Daß seine ganze Erfindung auch ein Hirngespinnst sein könne, fiel dem Fürsten nicht ein, vielmehr gedachte er Vortheil aller Art daraus zu ziehen, und war auch für die Eitelkeit nicht unempfindlich, daß etwas so Gemeinnütziges aus seinem Haushalte hervorgehen sollte. Wolan's Geschicklichkeit war ihm durch zu viele Proben zur Genüge dargethan. Um nun jede Störung und jedes durch die Versuchung herbeigeführte Unglück zu verhindern, machte er dem Zimmermaler den Vorschlag, ihn auf einige Zeit nach Italien zu schicken, um dort Zeichnungen und Modelle von zierlichen Arabesken und anderem Wandschmucke aufzusuchen und zu studieren. Da der Mensch nicht ohne Talent

in seinem Fache war, so versprach sich der Fürst zugleich eine gute Ausbeute für ein kleines Jagdschloß, das er ganz nach seinem Geschmacke, und mit den eben damals aufkommenden englischen Zitzen zu möbliren im Sinne hatte. Es war ganz im Charakter des Fürsten, daß der Maler, nach einmal gefaßtem Entschlusse, auch auf der Stelle fort mußte, und Niemand wunderte sich darüber, zumal da die Krankheit seiner Frau endlich gebrochen war, und eine langsame Genesung ihren Anfang genommen hatte. So fand Wolan, als er aufstand, den Feind nicht mehr am Orte, und jede Störung seines Gemüthszustandes von einer gütigen Hand entfernt.

Als unser Töpfer einige Zeit die Behaglichkeit, die Dorchen durch die Abreise ihres Mannes empfand, beobachtet hatte, ging er zum Gerichtshalter und machte sein Testament auf eine Weise, wie sie ihm am passendsten schien, um der armen Frau das Joch, das er ihr aufgeladen zu haben meinte, zu erleichtern. Während ihrer Phantasieen hatte sie wiederholt die Furcht vor Mißhandlungen verrathen, sobald ihr Mann in ihre Nähe kam, was die Schloßleute über so manchen blauen Fleck aufklärte, den das arme

Weib immer einem Falle oder einem Stoß zugeschrieben hatte. Geschäftige Klatschen brachten die Kunde zu Wolan, und er erfuhr nun, daß Dorchen in noch weit höherem Grade Dulderin und Märtyrin war, als er es vermuthen konnte. Jetzt erwies sich des Fürsten Vorsicht, den Maler entfernt zu haben, als höchst weise, denn Wolan fühlte manchmal einen so überwältigenden Zorn gegen den Mann, der einer Wehrlosen gegenüber zu diesem Maaß der Rohheit schreiten konnte, aber nicht den Muth gehabt hatte, für Weib und Kind etwas zu wagen, daß er ihn leicht in einem unbewachten Augenblicke, oder bei stärkerer Aufreizung hätte ein Leides anthun können.

Nach vielen Wochen ging Wolan zuerst wieder in sein Laboratorium. Es war die ganze Zeit über verschlossen gewesen, und die wirbelnden Atome, die auch die stillste Luft erfüllen, hatten ihr Netz über alle Gegenstände, die es enthielt, gesponnen. Seine erste Sorge, ehe er an eine andere Arbeit ging, war den Staub sorgsam hinwegzuwischen; er reinigte und putzte jedes Geräth und gab dem Messing und dem geschliffenen Stahl seinen Glanz zurück. Niemand durfte ihm dabei behülflich sein, weil er ungeschickte

Finger über Alles fürchtete, und die kleinste Beschädigung seiner Werkzeuge ihm ein Gräuel war. Nachdem hier Alles wieder in pedantischer Ordnung glitzerte, ging er an sein Werk. Er arbeitete bis in die tiefe Nacht hinein, einen Tag wie den andern. Es störte ihn auch nie Jemand, da sein Laboratorium mit den bewohnten Räumlichkeiten in keinem Zusammenhange lag. Es war als Souterrain in den Felsen eingehauen und mit festem Gewölbe versehen. Die Fenster öffneten sich zwar in's freundliche Thal, die Thüre aber führte auf einen Gang, der nur den Eingang in mehrere Keller enthielt. Er herrschte daher in seinem Gewölbe wie die unterirdischen Kräfte im Schooß der Erde wirken mögen: ungestört und geheimnißvoll.

Im Schlosse war Alles wieder in's alte Geleise getreten; mit dem Frühlinge waren einige fremde Gäste eingetroffen, und man hatte zu deren Ergötzen eine durchreisende Sängerfamilie für den Abend zur Unterhaltung herauf bestellt.

Die liebliche Fürstin saß mit ihrer ältesten Tochter, die nun wirklich die Braut eines zur Regierung bestimmten Herrn geworden war, im Kreise, der das

Gesellschaftszimmer füllte. Der Fürst war zu den Musikanten getreten, die nicht übel begabt waren, und forderte sie auf, anstatt der unsinnigen deutschen Balladen, bei deren Vortrag sie bis jetzt mit Vorliebe verweilt hatten, doch auch einiges Geschmackvolleres vorzutragen; etwa eine italienische Arie oder eine französische Romanze. Sie schickten sich dazu an, und ein leises Guitarren-Präludium lud die Zuhörer zu Aufmerksamkeit und Stille ein, als plötzlich ein dumpfer Donner, wie wenn ein Sturmbock gegen die Mauer gestoßen würde, den Spielenden lähmte und die ganze Versammlung mit Staunen füllte. Es folgte nichts nach, und nachdem die Fürstin hinausgeschickt hatte, und Niemand im Schlosse von etwas Ungewöhnlichem wissen wollte, kam man überein, daß es einer jener vereinzelten Frühlingsdonner gewesen sei, wie man sie manchmal vom klarem Himmel vernimmt; der Begleitende nahm die Guitarre wieder auf und man hörte der Musik zu, so lange man Gefallen daran fand, erfrischte sich dann durch eine leichte Mahlzeit und ging zu Bette.

Den andern Morgen erzählte der Fürst dem Bräutigam seiner Tochter von Wolan's wichtiger

Entdeckung. Dieser nahm den lebhaftesten Antheil daran.

„Gehen wir selbst ihn aufzusuchen,“ sagte der Fürst, „dieses Original ist es schon werth, daß man seine Bekanntschaft macht.“

Er legte den Arm in den des jungen Mannes, und schlenderte mit ihm die Treppen hinab, die bis in das Souterrain herunter breit und massiv waren. An der eisernen Thüre des Laboratoriums pochte er an, bekam aber keine Antwort.

„Nun ist er oben,“ sagte der Fürst verdrießlich auf Wolan, als ob dieser hätte wissen können, daß seine Gegenwart unten gefordert würde; „ich glaubte ihn gewiß um diese Stunde zu finden.“

Indem kam der Haushofmeister aus der Thüre des Weinkellers, die nicht weit davon in demselben Gange mündete.

„Schicken Sie mir den Wolan herunter, lieber Dupont,“ redete ihn der Fürst an; („setzen Sie Ihre Mütze in dieser kühlen Kellerluft doch auf) — und sagen Sie ihm: ich wünschte einen Fremden in sein Laboratorium zu führen“

Unterdessen lud der Fürst seinen Gast ein, in

den Weinkeller zu treten, wo Faß an Faß gar großartig nebeneinander lag. Damals war der alte Wein noch in der Mode, und mit Staunen sah der junge Herr die Jahreszahlen der Fässer, die in zierlicher Ordnung nebeneinander gestellt prunkten.

„Unsere Väter verzierten selbst ihre gewöhnlichsten Geräthe," sagte der Fürst; „die alten Fässer sind alle künstlich geschnitzt und ihr bloßes Ansehen erregt schon einen vortheilhaften Begriff von ihrem Inhalte. Kommen Sie hier in's Flaschenbereich: diesen Kapwein hat mir der Generalstatthalter verehrt, er ist vom besten Weinberge dieser durchglühten Zone und sucht seines Gleichen in Europa."

Indem kam ein Bedienter mit der Botschaft: Wolan sei nirgends zu finden, sein Zimmer sei leer, sein Bett unberührt, und überhaupt wüßte sich Niemand zu erinnern, ihn seit gestern gesehen zu haben.

Ein Schrecken durchfuhr den Fürsten. Er dachte an den Donner, der ihn und seine Gesellschaft am verflossenen Abend überrascht hatte, und setzte es mit dem in Verbindung, was Wolan noch zu seiner Erfindung fehlte: „es war noch eine Gefahr vorhanden, daß der Kessel springe!" Augenblicklich befahl

er, daß der Schlosser gerufen und die Thüre des Laboratoriums geöffnet werde.

Der erste Blick in dasselbe zeigte die darin vorgegangene Zerstörung, und im entferntesten Theile des Gewölbes sah man die neue Maschine Wolan's in Splitter zersprungen, und ihn todt, doch gänzlich unverletzt, daneben liegen. Wahrscheinlich hatte ihn der Luftdruck getödtet, ohne daß ihn ein Trümmer getroffen.

Der Fürst faßte sich mit Mühe; und dennoch kam ihm zugleich mit dem wirklichen Schmerz um seinen treuen Diener das Bedauern, daß sein Kabinet nun ohne Kamin bleiben würde. Obgleich er sich darüber schalt, so hat er doch die Vereitlung der köstlichen Erfindung noch später verschmerzt, als des Erfinders Tod; — denn die Trauer um einen Menschen währt nur eine gewisse Zeit, während ein Verlust, den der Eigennutz macht, so lange fühlbar bleibt, als der Eigennutz selbst. So ist's auch bei den Guten.

Noch war Hoffnung vorhanden, daß ein Papier, das Aufschlüsse über die Erfindung enthielt, bei den Gerichten niedergelegt sei. Man erkundigte sich; es fand sich aber nichts vor, als ein Testament. Dieses

enthielt die eigenthümliche Verfügung: daß dem Zimmermaler Wolan's Vermögen als Nutznießung zufallen solle, so lange er zehn Meilen von dem Wohnorte seiner Frau entfernt bliebe. Nach seinem Tode aber war es für dessen Kinder bestimmt; Wilhelm aber solle das Papier, was neben diesem Testamente bei den Gerichten niedergelegt sei, nach seiner Mündigkeit als alleiniges Eigenthum eingehändigt werden. Aber der Tod hatte den Testator noch vor der Ausführung seines Vorhabens überrascht.

Der Zimmermaler ward durch die Erbschaft in das größte Erstaunen versetzt, nahm sie aber mit Vergnügen an, ohne sich an die Bedingung zu stoßen. Er fand es nun nicht mehr nöthig, in Italien zu arbeiten, wo ihm die Unkenntniß der Sprache, wie die Unmöglichkeit trinkbares Bier und Federbetten zu bekommen, das Leben unerträglich machte. Er ging daher nach Deutschland zurück. In der Stadt, wo er sich niederließ, erzeugten große Salinen einen lebhaften Verkehr; dieselbe Wasserkraft, die diese in Bewegung setzte, ward auch für mehrere Mühlen benützt. Er mußte an einer derselben vorbeigehen, um in das Wirthshaus zu gelangen, wo ihm sein

Lieblingsgetränk nach Geschmack gereicht wurde. Eines Nachmittags trat er den Heimweg etwas berauscht an, und als er über den Steg ging, der quer über den Mühlbach gelegt war, schwankte er so, daß der nahestehende Müller fürchten mußte, ihn in die Fluth stürzen zu sehen. Er rief ihn an, doch indem der Betrunkene sich umsah, verlor er das Gleichgewicht und fiel in den schäumenden Strudel. Doch fehlten in dem Mühlrade, in das er gerieth, einige Speichen, und wie durch ein Wunder wurde er gesund und ernüchtert an's Land geworfen.

Der Herr der Mühle trat heran, und da er den eben Geretteten als einen Trunkenbold kannte, so glaubte er sich berechtigt, ihm eine derbe Strafrede zu halten, und schloß damit, ihn zu ermahnen, daß er Gott für diese Rettung danken möge. Der Zimmermaler war still und betreten, und der entronnenen Gefahr so nahe, geneigt der Ermahnung des Müllers ihre Wahrheit zuzugestehen. Er war sich wohl bewußt, diese besondere Ueberwachung der Vorsehung durch seinen Lebenswandel kaum verdient zu haben; daher sagte er dem Müller demüthig:

„Der Herr hat's besser mit mir gemeint, als ich selbst.“

„Wiederholen Sie sich das recht oft,“ erwiederte ihm der Müller, „und lassen Sie diese täglichen Gänge nach dem Wirthshause, so kann Ihnen dieser Unglücksfall noch zum Segen gereichen.“

„Ich will es thun,“ sagte der Maler.

Mit diesen Worten ging er der Stadt zu. Wo Salinen ihre Maschinen bewegen, zwanzig Schritte von der Mühle rutschte er auf dem Grase aus und fiel den Abhang hinunter zwischen zwei Stampfer, die ihm augenblicklich den Kopf zerschmetterten.

Der Müller und die Umstehenden, die Zeuge dieser Scene gewesen waren, falteten die Hände, und der Erste sagte:

„Nun hat es Gott so gefügt, daß dieser Mann nicht in der Trunkenheit gestorben ist, sondern im ersten guten Gefühl, das er vielleicht in vielen Jahren gehabt hat. Friede sei mit ihm!“

Dorchen und ihre Kinder trugen die Trauer um den verunglückten Vater. Der kleine Wilhelm ward mit des Fürsten Hülfe zu einem nützlichen, ja aus-

gezeichneten Beamten des Staates erzogen, dem er angehörte.

Wolan's Geheimniß ist mit ihm zu Grabe gegangen. Noch immer muß ein bedeutender Theil der Wohnhäuser für die Rauchfänge geopfert werden, deren häßliche Spitzen sich mit der schönen Architektur nicht in Einklang wollen bringen lassen. Vielleicht aber ist es dennoch der Zukunft vorbehalten, das Sprichwort zu Schanden zu machen: „Wo Feuer ist, ist auch Rauch."

Der Ring.

Mitten im deutschen Reiche liegt eine alte Stadt, die einst größer, bevölkerter und gewichtiger war als heut zu Tage. Wenn man lange in Frankreichs oder Italiens wärmerer Sonne gelebt hat, oder in Englands vervollkommneter Lebensbequemlichkeit, so wird dem Deutschen dennoch das Herz von einer heimlichen Wonne erfüllt, bei der Vorstellung einer deutschen Stadt. Darunter sind nicht die beiden Riesen Wien und Berlin zu verstehen. Berlin ist in einer Zeit bedeutend geworden, wo Deutschland gering geachtet wurde, wo seine großen Künstler in Moder und Vergessenheit lagen, wo seine Literatur noch nicht wieder geboren war; und in Wien, das während der ganzen Epoche, in der die Kunst in

Deutschland blühte, groß und mächtig war, ist seltsamer Weise bis auf die Stephanskirche und die kleine Ordenskapelle Maria-Stiegen fast jede Spur einer grauen Vorzeit verschwunden. Die ganze Stadt ist entweder mit Palästen aus der Zopfzeit oder irgend einer andern charakterlosen Epoche angefüllt, zwar an sich reich und prachtvoll, von denen aber nicht einer den Betrachter an jene Zeit erinnert, wo die Architektur die Poesie des Jahrhunderts versinnlichte; — oder von jenen fluchwürdigen Gebäuden, Zinshäuser genannt, deren einzige Aufgabe es ist, in den möglichst kleinen Raum eine möglichst große Anzahl von Familien zu zwängen, und zwar so, daß die Prunkzimmer nach etwas aussehen, während alle Bequemlichkeiten des Haushaltes vernachlässigt sind; daß Stock auf Stock sich aufbaut, und das Bischen Luft und Licht, das die engen Höfe und Gassen erst dann gewähren, wenn man neunzig Stufen erstiegen hat, durch eine Lungenkrankheit der Bewohner erkauft wird. In den ächt-altdeutschen Städten plätschert mitten auf dem Markte ein schöner Brunnen; auf schlanker durchbrochener Säule steht ein Steinbild; die zweistöckigen Häuser drehen ihre Giebel

nach der Straße, und in Stein gehauene Erker mit gothischen Gewinden unterbrechen die langweilige Fläche der Mauer, deren Fenster gruppenweise vertheilt, auf ein lichtes wohnliches Gemach deuten. Die zierlich geschnitzte Hausthür, über der ein Wappen und ein Steingeflecht prangt, ist geschlossen und mit Klingeln versehen; schreitet man nun auch bei jeder Kreuzung einer Straße über eine Gasse, macht auch das holperige, lückenhafte Pflaster jede Fußpromenade auf feinem Schuh zu einem Martergange, so steht doch plötzlich wieder ein schöner Dom, ein altes ehrwürdiges Rathhaus da, und mahnt, mit der klassischen Farbe vergangener Jahrhunderte bekleidet, an die Vorzeit. Thürmt sich dann auch Schnee und Eis zu Bergen und Schluchten mitten in der Gasse, so ist Alles dies doch ächt-deutsch, jenes von dem Vorfahren ererbte sonderbare Gemisch hoher Kunst und Bildung mit Hintansetzung der gewöhnlichsten Bequemlichkeit. Man kann die Sculpturen Griechenlands in deutsche Straßen verpflanzen, Prachtgebäude aufführen, polytechnische Schulen und Spitäler wie Paläste einrichten; aber man kann keine alte deutsche Stadt machen, keiner neuen den Reiz

der alten verleihen. Fließt nun gar noch ein Mühlbach durch das Häusergewirr, führt ein Steg mit hohen Holzgeländern darüber, weht das feuchte Tuch eines Blaufärbers längst dem oberen Stockwerke eines hohen Gebäudes im Winde, leuchtet von diesem und jenem Haus ein halbverwittertes Wandbild bald frommen, bald leichtfertigen oder schalkhaften Inhaltes, während im unteren Laden Talglichter gruppenweise hängen, begegnet man der stattlichen Hausfrau, wie sie, die Magd mit dem Korbe hinter sich, ihrer Würde nichts zu vergeben meint, wenn sie selbst um Gemüse und Enten feilscht, schlägt die Thurmuhr und ein Apostel tritt gravitätisch aus dem hohen Pförtchen des Giebels heraus und wartet bis zum nächsten Schlage; — so kann der lang Entfernte jubelnd ausrufen: „Ich bin in der Heimath!" und wenn er mit verbundenen Augen gereis't wäre, ohne zu wissen wohin.

Nach Augsburg, einer solchen Stadt ächt-deutschen Gepräges, führen wir den Leser um die Dämmerstunde. Es war nicht das Augsburg von heute, sondern das von siebenzehnhundert etliche sechszig.

Die Dunkelheit war eingebrochen, ein lässiger öhl-triefender Lampenwärter mit der Leiter auf der Schulter schlich von einer Laterne zur andern, und hatte immer ein gut Stück Weges zwischen je zweien zurückzulegen; er stellte die Leiter an, kroch hinauf und steckte einen übellaunischen Docht an, dem er lange zureden mußte, bis er die Flamme aufnahm und durch die nicht gar saubern Glasscheiben leuchten ließ. In langen Entfernungen glitzerten diese trüben Funken wie die Johanniswürmchen längst der breiten einsamen Straße, wie sie nach und nach angezündet wurden, bis der Lampenwärter nach gethaner Arbeit ermüdet in ein Bierhaus ging. Unterdessen wurden auch die Lichter in den Häusern angezündet, dort ein Paar Fenster oben, hier unten, ohne Rücksicht auf Symmetrie. Es sah aus, als wäre ein Irrlichter-Tanz plötzlich versteinert worden und die Flämmchen müßten stehen bleiben, wo sie standen, bis sie erlös't würden. Fensterladen gibt es in altdeutschen Städten nicht, die sind eine welsche Erfindung gegen die Sonne. Gegen zehn Uhr versank die ganze Stadt in tiefe Dunkelheit. Die Laternen, die die Mägde ihren Herrschaften vortrugen, wenn

sie aus dem Theater oder aus einer Gesellschaft heimkehrten, waren auch verlöscht. Die Klingeln an den Hausthüren ruhten, die Bierhäuser waren geschlossen, nur hin und wieder ging ein lustiger Geselle singend nach Hause, oder ein anderer pochte beharrlich an ein Fenster, um die Magd zu vermögen, ihm aufzumachen, ohne daß sein Klingeln der Herrschaft die späte Heimkehr verriethe.

In einem der schönsten Häuser blieben im zweiten Stockwerke zwei Fenster matt erleuchtet. Das Haus gehörte dem reichen Kaufherrn Herrn Langenwärter, und die erleuchteten Fenster dem Schlafgemache seiner kranken Frau. Eine offene Thür führte von demselben in ein Hinterzimmer, das daran stieß. Dies Zimmer enthielt eine Wiege, in der ein Kind schlief; neben der Wiege stand das Bett der Amme, in dem auch diese ruhig im Schlummer athmete. Auf einem Lehnstuhle saß eine Nonne und trank Kaffee, wodurch sie sich gleich als Krankenwärterin zu erkennen gab. Von Zeit zu Zeit sah sie in das Vorderzimmer, und wenn man ihrer nicht begehrte, ging sie wieder zu ihrem Lehnsessel und nickte ein.

Im Vorderzimmer stand ein schönes breites Bett

mit reichem Schnitzwerk geziert und von einem damastenen Himmeldache überschwebt. Es mochte schon seit Jahrhunderten in diesem Hause stehen, denn es glich dem Bette, worin Schoreel's sterbende Maria liegt. Eine Frau lag darin mit dem überirdischen Glanz im Blicke, den die Schwindsucht verleiht. Sie hatte eines jener Holbein-Gesichter, die man erst eine Weile ansehen muß, ehe man sie schön findet, weil sie ganz verschieden von dem Typus der antiken und der italienischen Ideale sind; an die man sich am Ende aber doch mit größter Vorliebe anschließt, weil sie ganz Ausdruck, ganz Seele sind. Sie trug statt der Nachthaube ein scharlachrothes Netz auf dem Kopfe, da das dichte Gewebe sie beängstigte. Die Haare hingen in zwei langen Flechten an den Wangen herunter, sich an der Stirn leise kräuselnd und von Schweiß befeuchtet. Trotz diesem halb-phantastischen Aufputze war die Kranke das Bild einer Dulderin. Mit wehmüthigen Augen sah sie eine Verwandte an, die neben ihr am Bette saß und strickte; diese hatte sich angeschickt die Nacht bei ihr zu wachen und ihr die schlaflosen dunkeln Stunden mit Gespräch zu verkürzen.

„Elsbeth,“ sagte die Kranke mit kurzem Athem und gebrochener Stimme, „hast du heute gar nichts erlebt?“

„Wohl hab' ich ein ganzes Abenteuer gehabt,“ sagte Elsbeth, den Ton so weit dämpfend, daß er wohlthuend an der Kranken Ohr schlug, und die gemäßigte Heiterkeit in ihr Gespräch legend, die den Leidenden aus seiner Trübsal reißt, ohne ihm wie Spott seines eigenen hilflosen Zustandes zu klingen.

„Nun erzähle, erzähle,“ sagte Frau Langenwärter mit einem fast lebhaften Lächeln, wie ein Kind, das sich von seiner Mutter Mährchen erbittet.

„Ich stand vor einigen Tagen im Garten auf dem Festungswalle,“ hub Elsbeth, die Base, an.

„Vor einigen Tagen?“ unterbrach sie Frau Langenwärter, leise scherzend, „und jetzt erzählst du mir's erst?“

Elsbeth erwiederte: „heute ist's ja erst ein Abenteuer geworden. Höre doch nur zu und sei nicht so ein ungeduldiges Weib. — Also: ich stand im Garten auf dem Festungswalle und sah zu, wie eine Schanze reparirt wurde; aber es war kein fröhlicher Anblick, Gunderle, wie sonst wohl eine muntere

Thätigkeit ist, denn die Arbeiter waren Gefangene in Ketten, und wie ich die Leute so in ihrer tiefsten Erniedrigung vor mir sah, da faltete ich die Hände und dachte bei mir: Gott helf' Euch, ihr Unglücklichen."

Adelgunde sagte: „es gibt doch noch Unglücklichere! Wenn ich könnte auf dem Walle im Freien arbeiten, wollte ich auch die klirrende Kette gerne hinter mir herschleppen."

„Das glaubst du, Gunderle," sagte Elsbeth, „aber es ist nicht so; dich hält die Krankheit und die Schwäche darnieder, aber die Sträflinge ein böses Gewissen. Hältst du's doch nicht aus, wenn du einer Magd ein Wort zu viel gesagt hast, und ruh'st nicht, bis dein Frieden mit dem Himmel gemacht ist. Wenn du nun gar wie diese einen Mord auf dem Herzen hättest, oder einen Diebstahl, oder sonst etwas Böses — wie oft würdest du dich auf dein Siechbett zurückwünschen, mit dem ruhigen Bewußtsein in der Brust."

„Ach, Elsbeth!" sagte Adelgunde, „gegen die Sünde hilft Reue, aber gegen den Tod hilft nichts."

Elsbeth sagte sanft schmählend: „du lebst ja noch, Gunderle, und so lange du lebst, kannst du

hoffen. Haben sie doch die Frau Richmodis in Köln schon in der Gruft gehabt, und als ihr der Todtengräber den Finger mit dem Ringe abschneiden wollte, stand sie auf und ging zu Hause, und hat noch dreißig Jahre gelebt. Und nun ist sie doch todt, und Jahrhunderte sind darüber hingegangen, und am Ende ist ein Tag wie ein Jahr, und der Tod ist kein Unglück, bloß eine Nothwendigkeit. Wenn deine kleine Viktorie groß wird, und du schicktest sie in eine Erziehungsanstalt, und sie hätte Alles gelernt, was sie brauchte, so nähmst du sie wieder zurück, damit sie im Vaterhause das Leben genießen und anwenden lernte. Wie würde es dich aber verdrießen, Gunderle, wenn sie sich sträubte heimzukommen. — Sieh', so mag's dem lieben Gott auch sein, wenn seine ausgesendeten Lehrlinge nicht in sein Reich zurück wollen."

Sie küßte leise die Hand der Kranken, die sie ihr gedrückt hatte, und fuhr, da diese fromm lächelte, fort:

„Die Sträflinge im Festungsgraben mögen nicht Alle gar so schlimm gewesen sein. Die Armuth ist eine arge Versucherin, Gunderle! mich dauerten sie,

und wenn der Soldat mit dem Gewehre den Rücken wendete, warf ich ihnen geschwind ein Paar Batzen zu. Einer war so jung und hübsch, daß ich mir eine ganze Geschichte zurecht legte, wie er könnte in dieses Elend gekommen sein, ohne daß er von Natur gerade hätte verderbt sein müssen. Es mag ein Batzen mehr in seine Hand wie in die der Andern gefallen sein, denn er sah oft zutraulich, wenn auch traurig, zu mir hinauf. Das dauerte einige Tage hintereinander fort. Eines Morgens aber, da die Arbeit gethan war, hatte ich den traurigen Anblick nicht mehr zu ertragen, und ich begoß meine Blumen wieder mit leichterem Herzen, denn die Arbeiter hatten diesen Theil des Stadtgrabens verlassen."

„Gestern sah ich dem Sonnen-Untergange zu, wie er das grüne Land und die Wertach vergoldete, da fiel etwas neben mir zur Erde, ich hob es auf, und fand einen Stein, an dem ein Päckchen gebunden war; in dem Päckchen lag ein in einen Zettel eingewickelter Ring; der Zettel enthielt die Worte: „Ihre Güte hat einen armen Unglücklichen erquickt, nehmen Sie zum Dank diesen Ring, er bringe Ihnen Glück und Segen."

„Hier ist der Ring," sagte Elsbeth, indem sie ihn vom Finger zog und der Kranken reichte. „Ist das nicht ein Abenteuer, und ein rührendes?"

Der Ring war von Pferdehaar geflochten und darin stand mit weißen Buchstaben das Wort: „Hoffnung." Adelgunden strömten die Thränen über die Wangen, als sie die Inschrift las.

„Hoffnung, Hoffnung!" sagte sie, und drückte den Ring an die Lippen; darauf steckte sie ihn an ihren Mittelfinger, der so abgezehrt war, daß der Ring, der auf den kleinen Finger der Base paßte, ihn fest umschloß.

„Darf ich ihn behalten?" sagte sie wieder gefaßter.

„Wenn es dir die kleinste Freude machen kann, gerne," erwiederte Elsbeth. — „Ich höre das Kind im Nebenzimmer, soll ich dir's bringen?"

Adelgunde nickte bejahend, und als sie das kleine Mädchen neben sich liegen sah, ward sie ruhiger, und verfiel in einen leichten Schlummer, den ein heftiges Schellen an der Hausthüre unsanft unterbrach. Sie fuhr zitternd auf; Elsbeth sagte ihr: es

sei nur der Vetter, der heim käme, und sie brauche sich nicht zu erschrecken.

Schwere Tritte wurden auf der Treppe gehört. Die Thüre ging rasch auf, und ein starker Mann schloß sie hinter sich. Man hätte an seiner Art und Weise nicht errathen, daß er in das Zimmer einer schwer Kranken trat; er warf den Mantel ab und war am Bette seiner Frau.

„Nun, Gunderle, du siehst ja heute recht munter aus, hast's Mäderle neben dir, was macht's denn?"

Hiermit nahm er das Kind und schaukelte es auf dem Arme. Aber alle diese Bewegungen waren viel zu heftig für die kranke Frau; sie schloß die Augen, und winkte Elsbeth mit der Hand, die Kleine wegzubringen. Der Eheherr gab sie ihr, und setzte sich neben das Bett nieder.

„Willst du schlafen?" fragte er überlaut. Adelgunde öffnete die Augen, und sagte: „Wenn ich könnte."

„Es ist gar nicht möglich, daß eine Frau schläft, die gar keine Luft einathmet und keine Bewegung macht," sagte er; „du solltest versuchen, täglich ein

bisschen aufzustehen. Soll ich dir jetzt Gesellschaft leisten? Ich bin nicht schläfrig."

„Gerne," sagte Adelgunde matt.

„Frau Base," fuhr er fort, indem er Elsbeth die Hand streichelte, „ich bin müde und Sie sind immer so gefällig; gehen Sie und sagen Sie der Crescenz, daß sie mir mein Bier hierher bringt."

„Unmöglich," sagte Elsbeth, „Adelgunde kann den Geruch nicht vertragen; Sie brauchen auch mitten in der Nacht kein Bier; gehen Sie lieber zu Bette."

Adelgunde fiel schnell ein: „O mir schadet es nicht, und mich freut's, wenn der Herr hier sitzen bleibt."

Elsbeth ging ohne weitere Einwendung und bestellte das Bier. Während dessen zündete sich Herr Langenwärter ruhig seine Pfeife an und rauchte.

Adelgunde hüstelte leise, aber ihre Anstrengung, die üble Wirkung auf ihre kranke Brust zu verbergen, war vergebens.

Elsbeth kam wieder, und blickte den Vetter zornig an.

„Kommen Sie einmal mit mir zum Kinde," sagte sie, und zog ihn mit sich in's Nebenzimmer. Sie schickte die Nonne zur Kranken, und zog ihn so weit wie möglich von der Thüre weg.

„Was fällt Ihnen ein, Herr Vetter," fuhr sie lebhaft heraus, „sich zu einer Todtkranken zu setzen und Tabak zu rauchen; Sie sind doch wirklich ein Barbar."

Herr Langenwärter sah seine Base überrascht an. „Aber Gundel ist ja daran gewöhnt," sagte er unbefangen.

„Werden Sie denn nie unterscheiden lernen, was eine Gesunde und was eine Sterbende aushalten kann?"

„Ach was eine Sterbende!" erwiederte Langenwärter böse. „Gundel ist gar nicht so krank, doch ihr habt sie nach und nach daran gewöhnt, daß sich Alles nach ihr richten muß. Sie war früher das einfachste sanfteste Weib von der Welt, aber Sie haben ihr den Kopf verrückt. Und seit einiger Zeit nehmen ihre Ansprüche kein Ende."

Herr Langenwärter hatte diese Rede sehr entschieden begonnen; doch unter Elsbeth's Blick schwand

der volle Klang seiner Stimme; er war froh, als er am Punkte war, und schloß sie schnell; aber es ward ihm nicht geschenkt. Elsbeth rief eifrig aus:

„Adelgund's Ansprüche! so soll Sie doch Gott strafen, wenn Sie solch' ein Wort je wieder in den Mund nehmen. Ihr Lebenlang haben Sie nicht gethan, als ob Ihre Frau auch eine Stimme im Rath hätte. Was Sie wollten, geschah unbedingt; Sie haben nicht einmal erfahren, was Widerspruch heißt; und jetzt scheint mir, wollen Sie es übel nehmen, daß die Gunderle ohne Ihre Erlaubniß zum Himmel fährt. Ich hätte sollen Ihre Frau sein, nur sechs Monate lang! Sie sollten ein anderes Lied von der Ehe singen."

Herr Langenwärter hatte nicht nur eine gewisse Zuneigung zu Elsbeth, denn sie war eine unterhaltende lebhafte Frau, sondern auch mehr Respekt vor ihr als vor irgend einem andern lebenden Wesen. Anstatt sich also zu ärgern, sagte er entschuldigend: „Sie können mir doch nicht vorwerfen, daß ich nicht allezeit der beste gefälligste Mann für Gundel gewesen bin. Was sie sich wünscht hat sie; denken Sie doch an die amerikanischen Vögel."

„Mit denen hat das Elend erst recht angefangen,“ sagte Elsbeth halblachend, „das war der große Galanterie-Actus, auf dem der Herr Vetter nun seit fünf Jahren herumreitet. Es ist wahr: Gundel hatte einmal zwei solche Vögel in einer Menagerie gesehen, und sie sich gewünscht, und als sie Abends in ihr Zimmer trat, hingen sie an ihrem Fenster; aber mit dieser Gefälligkeit haben Sie ihr mehr Schaden gethan, als sich berechnen läßt. Seitdem, wenn Sie nicht zur rechten Zeit zum Essen kamen, und das Fleisch verkocht war, und die Frau sich eben vorgenommen hatte, Ihnen eine Vorstellung darüber zu machen, zwitscherten die Vögel und sie zog schnell wieder ihren Mund in's Lächeln und sagte nichts; — wollte sie des Sonntags spazieren gehen, und Sie hatten keine Lust sie zu begleiten, wie es fast immer der Fall war, wenn sie Sie darum bat, so sah sie die Vögel an, und fand, daß man sich auch im Zimmer recht gut Motion machen könne; brummten Sie um Nichts und wieder Nichts, so sah sie auf die Vögel, und strich Ihnen die Falten von der verdrießlichen Stirne. Kurz auf das Conto dieser Vögel haben Sie Gundel mehr gemartert als

sich's verantworten läßt, und haben ihr glauben gemacht, daß Sie der aufmerksamste Ehemann von Augsburg sind. Ich aber habe jedesmal, wenn ich bei der Gundel Lust hatte, über Sie zu schelten, die Vögel verhängen müssen. Aber dann sah die Gundel auf den Vorhang, und es war doch nichts mit ihr anzufangen."

Herr Langenwärter nahm das Alles spaßhaft auf und war daher weder verdrießlich noch reuig. Er war einer von den naiven Egoisten, denen es eben so wenig einfällt, auf Andere Rücksicht zu nehmen, als sich selbst etwas zu versagen, und die gar kein Arg dabei haben, wenn sie die Tyrannen ihres Hauses sind. Darin liegt ihre Entschuldigung und ihre Unerträglichkeit. Es war ihm im höchsten Grade unbequem, daß seine Frau, die durch ihr ganzes Leben ihm behilflich und gefällig gewesen, jetzt selbst ein Gegenstand der unausgesetzten Sorge geworden war; er hatte daher den Entschluß gefaßt, an ihren hoffnungslosen Zustand gar nicht zu glauben, wie er überhaupt jedem Gefühl, das seine Ruhe stören konnte, sorgfältig aus dem Wege ging. Er behandelte sie beinahe wie ein träges ungezogenes Kind,

dessen Launen er mit musterhafter Geduld zu tragen meinte. Es war ihm nie ein Kummer im Leben aufgestoßen; er war ein reicher Mann und hatte den Ruf einer unerschütterlichen Rechtlichkeit; ein religiöser, folglich auch ein tugendhafter Mann, den man zum Vorstand der Witwen, zum Vormund der Waisen wählte. Auch hatte er Verstand genug, um den ihm anvertrauten Geschäften mit Geschick vorzustehen; kurz er war ein Mann des Vertrauens; Kirchenvorsteher, Stadtrath, Armenpfleger u. s. w. Um ganz gerecht zu sein, muß man gestehen, daß sein angeborner Egoismus in Adelgunden's Charakter die reichste Nahrung fand. Sie war die Tochter angesehener Patrizier, selbst reich und zu allen Ansprüchen berechtigt, dabei aber so bescheiden, daß Erscheinungen wie sie den Satz: „Jeder Mensch überschätze seine eigenen Vorzüge“ siegreich widerlegen. Sie war schön, reich, lieblich, sanft, und als Herr Langenwärter sie zur Frau begehrte, konnte sie nicht begreifen, wie die Wahl eines so hochgeehrten Mannes auf ein so unbedeutendes Geschöpf habe fallen können. Sie hätte es sich's nicht unterstanden, einen solchen Freier auszuschlagen, obgleich sie nichts

von der Freudigkeit einer jungen Braut empfand. Sie wußte nicht was Glück war, und hätte auch nicht gewagt, dasselbe für ein so fehlerhaftes Wesen wie sie selbst in Anspruch zu nehmen. Wenn sie ihre Pflichten erfüllte als Gattin und Hausfrau, so meinte sie, ihr Beruf sei erfüllt. Daher bestärkte sie ihren Herrn und Gemahl ohne Wissen und Willen täglich mehr in seiner Selbstsucht. Wenn Elsbeth sie antrieb, auf ihrem Rechte als Hausfrau zu bestehen, so antwortete sie demüthig: „ich bin geehrt genug, eines solchen Mannes Frau zu sein.“ Dann sagte Elsbeth: „aber was ist er denn für ein Mann! Ein wohlbeleibter Spießbürger, und das ist Alles;“ — dann lächelte Adelgunde und sagte: „du redest doch nur im Scherze;“ und es war unmöglich, daß Elsbeth sie überzeugen konnte.

So vergingen zehn Jahre, und noch immer waren aus dieser Ehe keine Kinder geboren. Eine Hinneigung Adelgunden's zur Brustschwäche war Ursache, daß ihre Freunde sich darüber freuten, und es mit Angst sahen, als sich unerwartet doch Hoffnung zu einer Nachkommenschaft zeigte. Herr Langenwärter war stolz und glücklich; Adelgunde aber bereitete

sich still zum Tode vor; doch ist die bestimmteste Todesahnung noch immer mit Hoffnung verbunden, wie das Gespräch, womit diese Blätter beginnen, es beweiset. Diese Hoffnung bildet das Gegengewicht zu der natürlichen Scheu, die der Mensch hat, in Staub zu zerfallen, und erhält ihn standhaft bis zuletzt.

Als Alles so gekommen war, wie man es befürchtet hatte, das Kind zwar ohne große Schmerzen und Gefahr zur Welt kam, die Schwindsucht der Mutter aber unverkennbare Fortschritte machte, drückte sie dennoch den Ring, der die Inschrift: „Hoffnung" trug, mit Inbrunst an die heißen Lippen.

Eine unerwartete Veränderung war während dieser Krankheit mit ihr vorgegangen: der bis jetzt so verehrte Gemahl war ihr vollkommen lästig geworden; sein Eintreten versetzte sie in einen Zustand schmerzlicher Ungeduld und Aufregung; ein Beweis, wie sehr die Seele von ihrem Einflusse über den Körper verliert, sobald krankhafte Zustände ihrer Kraft entgegen arbeiten. So lange sie gesund war, hatte sie es in lauter Selbstdemüthigung und frommer Ergebung dahin gebracht, daß sie wie an einem Pharos an ihm hinauf sah. Jetzt, wo ihre Instinkte

zu herrschen anfingen, war ihr das Glas Wasser zuwider, das er ihr reichte, und sie trank es mit Selbstüberwindung; aber sie trank es, und hielt ihre Stimmung für eine arge Verlockung des Teufels, die sie siegreich bekämpfte. Wenn sie ihr Leid Elsbeth klagte, so hatte diese nicht den Muth, ihr den frommen Glauben an Herrn Langenwärters Vollkommenheit zu nehmen, und begnügte sich, ihn auf ihre eigene Hand unleidlich zu finden, und ihr selbst ihre Gefühle gegen ihn auszusprechen, sobald sie sich nicht mehr bezwingen ließen. Ihm war dies eine Quelle der Unterhaltung; er nahm Alles für Spaß, denn nichts Ungläubigeres gibt es als einen eitlen Menschen, den man über sein eigenes Ich belehren will. Sanct Thomas glaubte, als ihm der Herr den Finger in die Wunde legte: der aber glaubt nie und hält die ernstesten Wahrheiten für Neckereien, und den richtigsten Spiegel, den man ihm vorhält, für einen Vexier-Spaß.

So war der kleinen Victorie Vater, so ihre Mutter. Diese mußte sie verlieren, Jenen behalten. Nur die Seele der Ersteren hatte sie geerbt; sie war sanft, demüthig wie die Selige, die sie meist aus der

Base Elsbeth Erzählungen kennen gelernt hatte, und wenn sie eine Siegerin war, wie ihr Name es aussprach, so hatte sie nur den Sieg über den Hochmuth und die Eitelkeit ohne Kampf errungen. Als sie zehn Jahre alt war, saß sie einst auf einem Schemel zu den Füßen der Base.

„Sage mir wie die Mutter angezogen war nach ihrem Tode,“ bat sie zum hundertsten Male. Elsbeth war eben so unermüdlich im Antworten. „Sie hatte ein langes weißes Gewand an, und ihre Flechten habe ich ihr rund um das Sargkissen gelegt; sie faßten es wie ein dunkler Saum ein; in der Hand aber hielt sie eine weiße Lilie, die ich ihr hineingelegt hatte, weil ich kein sprechenderes Sinnbild für ihre reine Seele finden konnte; sie starb auch gerade als die Lilien sich aus dem dunkeln Erdenschoße erhoben.“

„Und der Ring?“ fragte Victorie weiter.

„Den Ring zog ich von ihrem Finger, ehe man den Sarg schloß, reihte ihn an ein goldenes Kettchen, und hängte ihn dir um den Hals; denn von allen Schätzen, die dir die Mutter hinterlassen hat, ist dieser Ring der köstlichste. Ihre Augen waren bis

zuletzt auf das Wort „Hoffnung“ gerichtet, und als sie's nicht mehr unterscheiden konnte, richtete sie den Blick nach Oben, sagte: „In deine Hände befehle ich meinen Geist,“ und hoffte in den Himmel hinein, als es auf Erden aus damit war. — Victorie, es ist etwas Erhabenes, eine fromme Seele sterben zu sehen; sie war durch die lange Krankheit so leicht geworden, als wäre ein Theil ihrer Hülle schon in die Lüfte aufgelöst gewesen. So lag sie da wie ein Verkündigungs-Engel mit dem Lilienstengel in der Hand, und verkündete mit stummen Lippen den Frieden und die Seligkeit der Verstorbenen.“

Sie schwiegen Beide; dann sagte die kleine Victorie:

„Ich freue mich so, daß ich den Ring nicht verloren habe, ehe ich wußte, was er werth war, denn nun gebe ich schon darauf Acht, wie auf meinen Augapfel.“

„Das ist recht, Victorie,“ sagte Elsbeth, ihr über die Stirne fahrend, „und jetzt weine nicht länger, denn siehe, es ist eine schöne Zuversicht in dem Worte, das auf dem Ringe steht: so lange der Mensch recht von Herzen hoffen kann, so lange bleibt

er fromm und gut, denn er weiß, daß die Hoffnung von Oben kommt, und daß er mit seinem Vater im Himmel in gutem Vernehmen steht, so lange der sie ihm läßt."

„Base Elsbeth," sagte das Mädchen, „mir ist es doch, als könne ein armes Kind wie ich, das seine Mutter in der Wiege verloren hat, keine rechte Heimath auf der Erde finden."

„Finde du sie nur im Himmel, so wird sie dir auch hier nicht fehlen," sagte die Base, „du hast ja noch den Vater, der für dich sorgt, und mich und deinen Spielkameraden, den Robert."

„Rede nicht von Robert," sagte Victorie tief erröthend.

„Hast du ihn nicht gern?" fragte Elsbeth verwundert, „und er ist doch so ein braver Bube. Dein Vater ist auch darin ein Glückskind: thut unsereines Jemanden etwas Gutes, so ist zehne gegen eins zu wetten, daß es einen Schlingel trifft. Er hat aber recht viele Freude an ihm, und kann ihn schon ordentlich brauchen."

Victorie erwiederte, als ob sie das Gesagte nicht

gehört hätte: „Wie war denn der Vater, als die Mutter starb?“

„Ach Kind,“ sagte Elsbeth, „die Männer sind nicht so wie wir. Er hat recht sehr geweint, hat sich und allen Dienstboten Trauer angelegt, und dann hat er bald im schwarzen Rock eben so gut rechnen können, als im braunen; hernach ging er auch wieder zum Kartenspiel, und es war ihm weiter nichts anzumerken. Das ist so Regel.“

Victorie sagte: „Ich glaube nicht, daß es just so sein muß, der liebe Gott hat doch den Buben kein anderes Herz geschaffen, als den Mädchen.“

„Ganz anders,“ erwiederte Elsbeth. „Traue du nie einem Manne, dann wirst du sicher fahren. Nur die Frauen sind treu und wahr, und verstehen zu lieben. Deine Mutter war auch hierin ein Engel.“

Victorie antwortete kein Wort mehr; sie nahm ihren Strickstrumpf eifrig vor, und die Base wurde zu einem Geschäfte abgerufen. Da klingelte es an der Hausthüre, und nachdem der Wartende so lange gestanden hatte, bis die Magd zum Drücker trat, ging dieser auf, und der leichte Schritt eines Knaben, der drei Stufen auf einmal überspringt, konnte

erkannt werden. Victorien's kleines Herz klopfte laut, das Blut stieg ihr in's Gesicht, und sie strickte immer emsiger. Robert trat ein, halb wie ein bescheidener Diener, halb wie ein blöder Bube; als er aber Victorie allein sah, legte er beide Arten ab, und war mit einem Sprunge an ihrer Seite.

„Victorie," sagte er, „komm' geschwind, wir machen einen Gang um's Thor."

„Versäumst du auch nichts, Robert?"

„Ich habe den ganzen Tag gearbeitet wie ein Pferd."

„Armer Robert!" sagte Victorie, „ich wollte ich könnte dir helfen. Wenn wir uns werden geheirathet haben, sollst du schon bessere Tage erleben."

„Das wird prächtig sein," sagte Robert, „da kaufe ich mir ein Paar Schimmel, denn deines Vaters Rappen gefallen mir gar nicht, und einen Wagen für dich und mich, und wir kutschiren herum nach Herzenslust; aber immer zusammen, außer wenn ich auf der Jagd bin, und da bringe ich dir Wild mit, — oder auf einer Gasterei, — da stecke ich Zuckerwerk für dich in die Tasche. So soll es Jahr ein Jahr aus gehen."

„Das wäre ein wüstes Leben, Robert," sagte das Mädchen, „sieh' auf den Vater, der arbeitet den ganzen Tag, und so mußt du's auch machen. Aber Herumlaufen und Päckchen in die Häuser bringen, das brauchst du nicht mehr; und Er würde dich auch Niemand mehr nennen. Es gibt mir immer einen Stich in's Herz, wenn der Vater zu dir sagt: „lauf' Er da, und lauf Er dort hin."

„Das macht mir nun gar nichts," sagte Robert lachend, „denn das dauert nur so lange ich Lehrbursche bin; hab' ich dann einmal selbst einen, so herrsche ich ihn wieder mit Er an, und so zahle ich's ab."

Unterdessen kleidete sich das Mädchen zum Ausgehen an, und nachdem sie der Base die Hand geküßt hatte, gingen die beiden Kinder Hand in Hand vor's Thor.

Dort waren vor etlichen zwanzig Jahren schöne Lindenpflanzungen gemacht worden, die heut' zu Tage noch Zeugniß ablegen von der uneigennützigen Sorge der Vorfahren für kommende Geschlechter; denn wer eine Linde pflanzt, ist nicht bestimmt, ihren Duft einzuathmen, der so süß und sanft aus der

grünen Blüthe quillt, als wäre er ein Lüftchen aus dem Paradiese, und mit dem holden Namen des Baumes zusammenzuhängen scheint. Die Kinder gingen zusammen unter dem abendlichen Schatten und athmeten unwillkürlich tiefer, so gesund strömte der Lufthauch auf sie ein. Ein junges Bäumchen hatte seine Aeste beinahe zu einem Kreuz verschlungen. Robert ergriff Victorien's Strickknaul, wand eine Schnur daraus und kletterte auf den Baum, den er vollends in eine Kreuzesform bog und befestigte. „Die beiden Aeste sind du und ich, Victorie," sagte er, „so fest gehören wir zusammen. Die Aeste sind so fort gewachsen und stehen heut' zu Tage noch als freundliches Denkmahl einer jugendlichen Liebe, die des Grabes Moos längst bedeckt hat."

„Hat dir die Elsbeth wieder von der Mutter erzählt?" fragte Robert, und als sie es bejahte, fuhr er fort:

„Du bist ein glückliches Mädchen, daß du so gute Eltern hast, und wenn deine Mutter auch früh gestorben ist, hast du doch ein Heil an ihr. — Wer spricht mir von der meinigen? Bloß der böse Vater, wenn er auf sie schimpft, weil sie ihn verlassen hat;

und ist doch selbst daran Schuld, denn bei dem wüsten Mann halt es aus, wer da kann. Ich kann es nicht."

Victorie sagte ernst: „sprich nicht so schlimm von deinem Vater." — Robert erwiederte:

„Warum denn nicht zu dir? habe ich's doch nicht verschuldet! Wenn mich dein Herr Vater nicht aufgenommen hätte und für mich sorgte, so müßte ich betteln gehen; dafür will ich dir auch ein guter Mann sein, wenn ich groß bin. — Ich möchte es ihm lieber gleich sagen, daß wir uns verlobt haben; denkst du, daß es ihn freuen wird?"

„Gewiß; nur warte bis ich ein großes Mädchen bin, vorher würden die Leute lachen, wenn ich ihnen sagte, daß ich schon einen Bräutigam hätte. — Der Base Elsbeth möchte ich's wohl erzählen, aber die ist immer so böse auf die Männer, da habe ich den Muth nicht." —

„Nun gut, Victorie, dir zu Liebe schweig' ich, obgleich ich's der ganzen Welt erzählen möchte, daß du mein liebes Bräutchen bist."

Die Kinder hielten Wort und bewahrten ihr Geheimniß. Ihre Liebe war die reinste Blume, aus

dem Boden der Kindheit entsprossen, aber sie wuchs im Jünglingsalter mit gleicher Kraft fort. Niemand ahnte etwas Ernstes unter dem freundlichen Verkehr der Beiden, bis Victorie fünfzehn Jahre zählte und Robert neunzehn. Unterdeß war die Welt ihren gewöhnlichen Gang gegangen; Base Elsbeth's treue Sorge für ihre Nichte hatte nur eine Störung erlitten, als ihr unbedeutender Mann in eine Krankheit verfiel und starb; dann war der Umgang mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt worden.

Eines Abends, drei Jahre nachdem Elsbeth Witwe war, kam Herr Langenwärter sehr unwirsch nach Hause; er hatte sich entschlossen ihr seine Hand anzutragen, und war zu seinem unaussprechlichen Erstaunen ausgelacht und abgewiesen worden.

„Ich möchte es Ihnen nicht zu Leide thun, Herr Vetter," hatte sie gesagt, „denn ich bin nicht die Adelgunde, und mein Pantoffel würde im Hause auf- und abklappern. Es ist schon besser wir besuchen uns freundschaftlich, und wenn wir uns gezankt haben, geht Jeder seinen Weg."

Als Herr Langenwärter grollend nach Hause kam, schmiegte sich Victorie an ihn und fragte, was

ihm fehle. Seines Kindes sanfte Liebe that ihm in diesem Augenblicke wohl. Er erwiederte:

„Es muß dir recht einsam sein mit deinem alten Vater allein! Aber er kann nichts dabei thun.“

Freudestrahlend sah sie ihm in's Auge. „O Vater!“ sagte sie, „da weiß ich schon Rath; es ist Einer da, der dir gerne ein lieber Sohn sein möchte.“

Er sah sie erstaunt an, denn nie hatte er einen Freier um sie bemerkt; und als er glaubte, sie würde ihm einen der angesehensten jungen Leute der Stadt nennen, brachte sie stockend und erröthend, aber ganz ahnungslos, den Namen Roberts heraus.

Das arme Kind; welch' einen Sturm rief dieses Wort hervor, das ihrem Ohre so lieb klang. Wie wenn Einer unversehends das Schloß einer Schleuße geöffnet hätte, so quoll ihr ein Strom von Zorn, Spott und Verachtung entgegen. Sie war von Scham und Schmerz zerknirscht. Der Gedanke: daß bei ihrem Reichthum Robert's Armuth ein Hinderniß ihrer Verbindung sein könnte, war ihr nie aufgestiegen, denn sie hatte ja genug für Beide, und was den Stand anbelangte, so war ihr Großvater väterlicher Seite der Sohn eines armen Handwerkers gewesen,

und hatte sich durch Geschick und Talent zu Ansehen und Reichthum verholfen. Robert wurde herbei gerufen, und daß ihn Herr Langenwärter nicht mißhandelte, war Alles, was Victorien's flehende Blicke und Hände erlangen konnten.

Der Jüngling benutzte den ersten Augenblick, in dem er zu Worte kommen konnte, um Herrn Langenwärter zu erklären: daß er die Nacht nicht mehr unter seinem Dache schlafen werde, und verließ das Haus. Auf ihrem Nachttische aber fand Victorie einen Zettel von seiner Hand, worin er sie dringend bat ihn noch einmal zu sehen.

Vor dem Klingerthore quillt ein Brunnen von seltener Frische aus einem Felsstücke hervor; man geht erst einige Zeit den Stadtgraben entlang durch schattige Alleen und steigt dann in ein Thälchen hinab um in das Bereich dieser lieblichen Quelle zu gelangen; um eine Art von Grotte sind Bänke angebracht; eine Frau sitzt dort zur Sommerszeit mit Gläsern versehen, um den Spazierengehenden mit einem Trunke zu laben, und sich selbst dadurch ein Paar Kreuzer zu verdienen, die ein Jeder gerne gibt, der im Hause jede Ausgabe ängstlich abmißt,

aber im Freien und auf Reisen sind die Menschen immer großmüthiger als in ihrer eigenen Wirthschaft. Dorthin beschied Robert Victorien um Mitternacht, um ihr die letzten Abschiedsworte zu sagen.

Zu jeder andern Zeit wäre das Mädchen vor dem Gedanken erschrocken, in solcher Stunde allein vor das Thor zu gehen; jetzt fiel es ihr nicht ein; sie warf um halb zwölf Uhr einen leichten Mantel um, und ging, unbekümmert um die Folgen, vor ihres Vaters Schlafzimmer vorbei die Treppe hinab. Sein lautes Athmen verrieth ihr, daß er fest schlief. Auf der Flur fand sie den Hausschlüssel, wie gewöhnlich am Nagel neben der Thüre, und öffnete mit fester Hand das Schloß. Die Thüre wich ohne Geräusch, und eben so leise schloß sie selbe von Außen wieder zu. So ging sie furchtlos aber nicht schmerzlos durch die Gassen. Sie mußte einen weiten Umweg machen, denn das Klingerthor war in der Nacht geschlossen, und nur am Göggingerthore blieb damals ein Pförtchen für die Fußgänger offen, durch welches zu den herrlichen Fuggerzeiten Kaiser Maximilian von seinen späten Jagdstreifereien in die Stadt gelangen konnte, ohne die Wachen zu stören. Jetzt ist die

Pforte verfallen. Victorie schlüpfte unbemerkt hinaus, als hätte sie ein Engel mit seinen Flügeln bedeckt; eine Weile mußte sie noch durch das freie lichte Feld gehen, vor den Landhäusern der reichen Augsburger vorbei; der aber hätte für einen üblen Hausvater gegolten, dessen Haushaltung um diese Stunde nicht im tiefsten Schlummer gelegen hätte. Bald versenkte sie sich in dichte Lindenschatten und hörte das leise Rieseln des Wassers in der stillen Nacht. Es war einsam um die Quelle, nur die Unken schrieen und eine Rohrdommel ließ ihren eigenthümlichen Laut hören, sie setzte sich auf einen Sitz und betete, denn bei den Menschen war kein Trost mehr für sie, nur bei Gott. Es fiel ihr auch nicht ein, daß etwas Unschickliches in dem Schritte liegen könne, den sie unternommen hatte; es lag auch für sie nichts darin, denn nicht die Sache, sondern der Geist, in dem sie gethan wird, ist rein oder unrein. Sie war gekommen, um den Schwur einer ewigen Treue dem Herzen darzubringen, das sie sich auserkoren hatte.

So fand sie Robert, der eine Viertelstunde nach ihr eintraf. — Sie hielt ihm stillschweigend die Hand hin.

„Jetzt heißt's ausharren, Geliebter," sagte sie, und sah traurig zu ihm hinauf.

„Und handeln, um dich zu erwerben," erwiederte er. „Ich bin jung und kräftig, und die Welt steht mir offen, in drei bis vier Jahren komme ich und hole dich."

Sie sagte: „Ich warte wohl zehn Jahre und länger, und mein ganzes Leben, wenn ich nur die Hoffnung habe, einstmals mit dir vereinigt zu werden."

„Komm' jetzt mit mir," rief er rasch aus; „ich möchte deinem harten Vater wohl zeigen, daß er mich zwar schmähen kann, daß aber das Glück seines Kindes doch in meiner Hand liegt."

„Und aus einem solchen Grunde sollte ich mit dir gehen?" sagte sie mit stillem Vorwurf. „Nein, Robert; vor allen Dingen laß uns gut bleiben. Wir trennen uns jetzt und warten zu, ob ich mir des Vaters Einwilligung erflehen kann, oder ob es dir vielleicht so gut geht, daß er von selbst nichts mehr gegen unsere Heirath hat. Hier nimm diesen Beutel mit zehn Dukaten, sie sind mein Eigenthum, meist Gaben zum Namenstage, und hier (sie langte

eine Kette von ihrem Halse) ist der Ring, den man der Mutter vom Finger gezogen hat, als sie im Sarge lag, es ist mein liebstes Kleinod auf Erden. Ich gebe ihn dir; so lange du mir den Ring nicht zurück gibst oder schickst, so lange harre ich deiner, so lange liebst du mich, bist mir treu und hoffst auf mich, und so lange hoffe ich auf dich. O Robert! ich habe schon vor mancher heiligen Reliquie gekniet, und meine Lippen auf das Glas gedrückt, das sie umschloß, aber nie ist mir etwas so heilig gewesen, als dieser Ring. Laß ihn dir auch theuer sein."

Als sie ihm die Kette umhing, erwachte er aus einer leichten Träumerei; seine Gedanken schwebten schon um die Zukunft, die hoffnungsreich und groß vor ihm ausgebreitet lag; er küßte mechanisch die Hand, die ihm das Kettlein um den Hals befestigte und sagte: „Meine Sachen sind schon alle in der Schenke in Oberhausen; gehe nun zurück in die Stadt, meine Victorie, und denk' an mich mit Zuversicht."

Sie war in einem Zustande, der den Schmerz nur als eine Erstarrung aufkommen läßt; es war

ihr, als sei kein Blut mehr in ihren Adern, und statt des Lebens ein eisiges Zittern, das sie in krampfhafter Bewegung hielt; sie fühlte wohl: daß in diesem Augenblicke das Glück von ihr wich, aber sie fühlte es wie Jemand, der träumt und nicht die Hand ausstrecken kann, um es zu halten. Sie glaubte zu sterben und setzte sich vernichtet auf die steinerne Bank. Robert erschrak über ihre Schwäche, und es dauerte eine Zeit, bis er sie wieder etwas aufzurichten vermochte.

„Ich könnte nichts thun, um dich zu erwerben," sagte sie, „ich sehe es jetzt, daß ich zu Allem zu schwach bin; nur treu kann ich dir sein, bis ich sterbe."

„Aber du wirst nicht sterben, und ich hole dich bald," rief er muthig aus; „laß' uns nicht länger so gemartert bei einander bleiben; noch eine solche Stunde und ich schieße mich todt. Gehe heim, ich laufe heute noch ein Stück Weges, und Gott segne dich!"

So trennten sie sich. Wie im Traume schlich sie nach der Stadt zurück, öffnete das Haus, fand ihr Zimmer, ihr Bett, — und erwachte mehrere Tage

nicht zum Bewußtsein. — Als sie zu sich kam, saßen die Base Elsbeth und der Vater einträchtig neben ihr; er hatte den Groll wegen des Korbes in der Dankbarkeit um der Base treue Pflege für sein Kind, ertränkt. Beide waren freundlich und sorglich um Victorie beschäftigt. Aber ihr erster Gedanke beleuchtete auch die ganze schreckliche Vergangenheit; doch sprach sie kein Wort, das daran erinnerte. Ihr Vater zeigte sein Bewußtsein des Vorgefallenen nur durch eine nie da gewesene Zärtlichkeit für sie. Er mochte seine Rohheit gegen Robert bereuen, doch sprach er's nicht aus. Aus des jungen Menschen Entfernung und Victorien's plötzlicher Krankheit errieth die Base den Zusammenhang. Es blieb etwas unausgesprochenes Trübes zwischen diesen drei Menschen, das Elsbeth, die die Heiterkeit liebte und gern plauderte, am lästigsten war; denn wenn es zwischen vertrauten Menschen nur einen Gegenstand gibt, den sie nicht berühren dürfen, so haben sie sich gar nichts mehr zu sagen. Dennoch hatte Elsbeth eine Scheu, Victorien's Herzensgeheimnisse mit derselben zu besprechen; ihre eigene Zurückhaltung war ihr ein Wink zu schweigen.

Bald kam Alles wieder in's gewöhnliche Geleise. Victorie ging wieder aus, und der Vater saß wieder im Comptoir.

Es war ein Frauenkloster in der Stadt, das nun aufgehoben ist. Victorie besuchte seit ihrer Krankheit dessen Kirche oft, weil der Weg dorthin nur kurz war. Einst begleitete sie Elsbeth. Die sieben Leidensstationen waren durch sieben Altäre versinnlicht, und jeden Altar schmückte ein Bild von Hans Holbein.

Die Beiden besahen sich die sinnvollen Schildereien. — „Sieh' wie schön und wie sonderbar," sagte Victorie zu Elsbeth, und zeigte auf eins der Bilder. Es war eine reich verzierte Tafel, die in der Form eines Schreines, wie dieß gewöhnlich bei den alten frommen Bildern der Fall war, zum Zurücklegen eingerichtet war. Auf dem Hauptfelde war das Chor einer Kapelle mit prachtvollem goldenen Schnitzwerke abgebildet. An den Stufen, die an das Chor hinauf führen, saß eine Nonne, mit dem Rücken gegen den Beschauer gewendet, nach dem Hauptaltar blickend; es war eine junge schöne Gestalt im schwar-

zen Talar mit weißem Schleier, der Ordenstracht der Dominikanerinnen; aber der Schleier war in die Höhe gehoben und zeigte den süßesten Nacken und schlankesten Hals entblößt und jugendlich, so schön, daß das Auge des Jünglings mit Schwärmerei auf diesen holden Formen hätte ruhen müssen; ja es war ein Schimmer über dem lebensvollen Fleische ausgegossen, wie der Strahl eines liebenden Auges. Hinter der Nonne gingen Greuelscenen der Christenverfolgung vor: der heilige Paulus war enthauptet worden; sein verstümmelter Körper spritzte rothe Blutstrahlen aus, die eine Oeffnung im Fußboden aufnahm, während sein Kopf in heiliger Ruhe, aber mit geschlossenen Augen, wie er dem Henker als gräßliche Vision seines Gewissens mag vorgeschwebt haben, auf der Erde stand. Aber die Jungfrau sah nichts von diesem Blutgerichte; ihr Blick war nach dem Hauptaltar gerichtet und wußte nichts von dem Schrecken der Erde; sie schien ihre Rechnung mit derselben abgeschlossen zu haben; und doch war in der Darstellung des Künstlers ein rührend irdischer Zug. Sie saß unter den gemarterten Heiligen wie jenes Erdenkind unter den Elfen, man sah ihr die ver-

schiedene Natur an. Auf der Lehne des Stuhles aber stand deutlich geschrieben: „Thekla."

Victorie war wie fest gezaubert vor dem Bilde. „Kannst du mir es erklären, Elsbeth?" fragte sie.

„Es ist eine ganze Geschichte," erwiederte diese. „Hans Holbein, der Sohn, hat die schöne und reiche Patriziertochter Thekla Welser geliebt. Die Eltern waren gegen die Verbindung, weil ein Haus, das eine Erzherzogin von Oesterreich geliefert hat, sich nicht mit einem armen Maler verschwägern zu können glaubte, und wenn es auch ein Hans Holbein war. Das kommt uns jetzt unglaublich vor, wo der Name Holbein höher glänzt als der der Welser; aber es geht so in der Welt, man hat keinen Maßstab für die nahe Größe und will sie nicht anerkennen. Thekla aber wollte nicht widerspenstig sein und ging in das Kloster, wo sie den Namen Veronika annahm. Bald ward sie zur Priorin erwählt und wußte ihrem Geliebten das Verdienst zuzuwenden, daß er die sieben Stationen in der Klosterkirche zu malen bekam. Was von irdischer Liebe in diese heiligen Mauern eingedrungen ist, meine Victorie, das sagt dir dies Bild und der Name der schönen Frau auf dem Lehnsessel."

Victorie sagte: „Also der Holbein war doch treu, obgleich er ein Mann war.“

„Ich weiß nicht ob er treu war,“ sagte Elsbeth, „aber damals war er verliebt, und so lange sind die Männer immer treu. Die ganze Familie Holbein verließ hernach Augsburg, um der Reformation willen, die sie annahm. Ob Thekla damals noch lebte, weiß ich nicht; ihr Name ist überhaupt nur auf uns gekommen durch den Mann, der den Eltern zu schlecht für sie dünkte. Hans Holbein aber ist an viele Höfe gegangen und hat manchen großen Mann und manche schöne Frau abkonterfeit; ich habe indeß nie gehört, daß er noch auf einen einzigen Sessel einen theuren Namen geschrieben hätte, verschwören will ich's aber auch nicht.“

„Elsbeth, meinst du, daß es Sünde ist, Nonne zu werden, wenn man außer dem lieben Gott noch Jemand anders recht lieb hat?“ fragte Victorie schüchtern.

„Da muß man schon eine Wahl treffen, Victorie, zweien Herren kann man nicht dienen.“

„Was meinst du denn, an wen die Thekla Welser mehr gedacht hat?“

„Da mußt du sie selbst fragen," sagte Elsbeth lachend.

Victorie schwieg; sie ging aber hinfort ihre Andacht nur vor diesem Bilde verrichten, von dem ein geheimnißvoller nicht zu erklärender Trost in sie überzugehen schien.

Es vergingen Jahre; von Robert ward nichts gehört, er war wie gestorben. — Dann ward sein Name doch einmal genannt von einem Reisenden, der aus dem Kriege kam und ihn unter den Franzosen als Offizier wollte gesehen haben. Elsbeth, die dabei war, als die Rede auf ihn kam, frug gründlicher nach, und es blieb ihr und Victorie kein Zweifel, daß er das Waffenhandwerk ergriffen hatte und guter Erfolg seinen Entschluß krönte. Zwar war für Victorien's Liebe noch wenig gewonnen, denn nach Art aller Kaufleute hatte Herr Langenwärter das unüberwindlichste Vorurtheil gegen den Wehrstand, obgleich die Klasse, die den Besitz vertheidigt, von der, die ihn erwirbt, geehrt werden sollte; aber dem schlichten arbeitsamen Bürgersmanne erscheint ein Heer in Friedenszeiten zu sehr als eine Zusammenrottung buntbetreßter, alter und junger Müßiggän-

ger; das Drillen der Soldaten zu sehr als Zeitverschwendung, als daß er seine Einbildungskraft zu den Zeiten erheben könnte, wo dieselben Tagediebe ihren Leib als eine Mauer vor seinen Erwerb hinstellten, und mit Gleichmuth sterben, von keiner irdischen Habe, meist auch von keiner Familie an das Leben gefesselt.

Elsbeth fand es daher gerathen, der Entdeckung in Betreff Roberts gegen den alten Herrn nicht zu erwähnen, und Victorie hätte die Kunde ohnehin nicht über ihre Lippen gebracht. Sie war jetzt zwanzig Jahre alt geworden, und Herr Langenwärter, der keine Ahnung von dem Bestand ihrer Gefühle für Robert hatte, fing an auf eine baldige Verheirathung anzuspielen.

Der Sohn eines Handelsfreundes hatte sich erbötig gezeigt, die halbe Million, die einst Victorien zufallen mußte, sammt dem Mädchen einzukassiren. Herr Oswald gehörte einem guten Hause aus einer benachbarten Reichsstadt an, und hatte vor seinem eigenen Vater den Vortheil, daß dieser der Sohn eines armen, er aber, der eines reichen Mannes war, was seine Jugend vor all' den unzähligen An-

strengungen und Mühseligkeiten rein erhalten hatte, die diesem zu einem kolossalen Vermögen verhalfen. Der junge Herr war nur dazu erzogen, zu erhalten, was ihm mühlos zugefallen war; in sein Leben ging daher nichts von dem kühnen Unternehmungsgeiste seines Vaters über; er schrieb und schrieb, las Briefe, addirte Zahlen, und war daher einer der allergewöhnlichsten Spießbürger in seiner ohnehin spießbürgerlichen Vaterstadt geworden. Dieß war ganz ein Schwiegersohn nach Herrn Langenwärters Geschmack, einer, dem er ruhig das Glück seiner Tochter anvertrauen konnte; und als er einige Zeit bei Victorien auf ihn angespielt hatte, ohne verstanden zu werden, ging er endlich mit der Sprache heraus, und verkündigte ihr: daß ihre Hochzeit in drei Wochen sein werde.

Victorie war in einem Grade scheu und furchtsam, daß, wenn es sich darum gehandelt hätte, ihr eigenes Leben durch eine muthige Vertheidigungsrede zu retten, sie wahrscheinlich still geschwiegen hätte; aber hier war nicht von ihrem Leben die Rede, sondern sie sollte einen Frevel begehen, einen Meineid, denn sie hatte sich Robert zugeschworen; so lange er

den Ring besaß, war sie sein alleiniges rechtmäßiges Eigenthum; hätte er ihn ihr wieder geschickt, so hätte sie dieses Zeichen seiner Erkaltung unaussprechlich gekränkt und betrübt, aber sie hätte dann Herrn Oswald, unbekümmert ob er sie glücklich oder elend mache, geheirathet, aus Gehorsam für ihren Vater; und Niemand hätte ihr den Zwang angemerkt; man hätte ihr stilles Wesen für ihr eigenthümliches gehalten, und Mancher hätte Herrn Oswald um die harmlose anspruchslose Ehefrau beneidet, die zwar mit Niemand fröhlich gewesen wäre, aber auch Niemanden Aerger gemacht hätte. Jetzt aber war, was ihr Vater verlangte, eine Unmöglichkeit; eben so gut hätte er einer verheiratheten Frau zumuthen können, einen zweiten Ehebund zu schließen. Sie hatte aber eine solche Furcht vor der Erinnerung des nahen Ausbruches ihres Vaters gegen Robert, daß sie nicht den Muth gewinnen konnte, ihm ihre Widersetzlichkeit anzukündigen; sie weinte still für sich, rang die Hände und flehte Gott und alle Heiligen um Rettung. Herr Langenwärter ward im höchsten Grade ungeduldig, brachte aber nichts aus ihr heraus, als ein Verlangen nach der Base Elsbeth. Er war froh

die Scene unterbrochen zu sehen, und nahm Hut und Stock um sie zu holen.

Sie fand Victorie noch in derselben verzweifelten Stimmung; ihrem liebevollen Zureden gelang es endlich, ihr ein unumwundenes Geständniß des Vorgefallenen zu entreißen. Was Elsbeth dabei erschrecken machte, war nicht die Wichtigkeit der Begebenheit, sondern ihre Kenntniß von Victorien's Charakter. Sie wußte, daß jedes Zureden vergebene Mühe sein würde, und daß die Zurückstellung des Ringes die einzige Bedingung sei, um Victorien's Einwilligung zu erlangen. Eigentlich lag ihr in diesem Falle nichts an derselben, denn Herr Oswald war nicht der Mann, den sie ihrer Nichte wünschte; aber sie glaubte nicht an Roberts Treue, und ängstigte sich bei dem Gedanken: ihrer Adelgunde Kind einem Hirngespinnste als Opfer verfallen zu sehen. Sie beschloß daher alles Mögliche zu thun, um den Aufenthalt Roberts auszuforschen, und schrieb zuvörderst jenem Reisenden, der ihnen einmal Nachrichten von dem Verschollenen gegeben hatte.

Unterdessen verlangte Herr Langenwärter Aufschluß von ihr. Kraft des Einflusses, den sie von

jeher auf ihn ausgeübt hatte, nahm sie ihm das Versprechen ab: seine Tochter mit Vorwürfen zu verschonen, und erzählte ihm was sie selbst wußte und was sie für das einzige Mittel hielt, um den Zauber zu lösen, der sich um das Gemüth des armen Mädchens gelegt hatte. Herr Langenwärter nahm die Sache ziemlich gleichgültig, überzeugt, daß die Faseleien eines jungen Mädchens seinen Plänen nie ernstlich in den Weg treten könnten; versprach indessen Elsbeth: in der Sache nichts ohne ihre Zustimmung zu thun.

Es kam endlich Antwort von dem Reisenden. Er war außer Stande, irgend eine Auskunft zu ertheilen, nannte indessen drei bis vier Orte, mit denen die Truppenabtheilung, in der Robert damals diente, in Berührung gekommen war. Elsbeth schrieb überall hin, erhielt aber keine Antwort.

Unterdessen fand Herr Langenwärter, daß es an der Zeit sei, wo auch er einen Staatsstreich auszuführen habe, und nahm eines Morgens Victorie selbst in's Gebet. Er redete Anfangs ruhig mit ihr, die stumme Verzweiflung in ihren Blicken bei der bloßen Berührung eines Heirathsplanes regte ihm

aber von Anfang an die Galle auf, und am Ende ward er so heftig, daß er alles Maaß verlor. Er kündigte ihr an: daß er sie durch Hunger, durch Einsperren, ja zuletzt durch seinen väterlichen Fluch zum Gehorsam zwingen würde.

Ein Weib, das einem Manne im Zorne gegenüber steht, fühlt sich machtlos wie empörten Elementen gegenüber, nun gar wenn der Zornige der Vater ist. Alle diese Drohungen auszuführen, wäre Herrn Langenwärter nicht in den Sinn gekommen, denn am Ende war Victorie sein einziges Kind und sein Liebstes auf Erden, und außer Herrn Oswald fanden sich noch Freier genug für das liebe und steinreiche Mädchen; aber für Victorie war ein ausgesprochenes Wort so sicher wie die That. Sie hatte keinen Begriff, daß man anders sprechen und anders denken könne, und hielt jeden ferneren Widerspruch für unnütz. So wenig Energie ihr aber zu Gebote stand, um dem Vater mit Worten entgegen zu treten, so fest war ihr Entschluß: den Schwur ihres Herzens nie zu brechen. Es gab kein anderes Mittel als die Flucht, und keine andere Flucht als die in ein Kloster, denn auch ihre unbescholtene Mädchen-

ehre hatte sie zu wahren. Vielfach dachte sie darüber nach, ob sie ihre Base Elsbeth zur Vertrauten machen sollte. Nach langem heißem Gebet nahm sie sich aber vor, ihren Entschluß ganz allein auszuführen; sie wollte nicht daran gehindert werden, was voraus zu sehen war, wenn sie der Base vertraute; und noch weniger wollte sie eine Verantwortung auf dieselbe laden. —

Es war wieder tiefe Nacht; Alles im Hause schlief; überhaupt war nichts darin verändert worden seitdem sie denken konnte; der Schlüssel hing noch an demselben Nagel, wo er vor dreißig und vor sechs Jahren gehangen hatte, als sie ihr Gelübde an der Quelle abzulegen ging. Sie war noch eben so fest von Roberts Liebe und Treue überzeugt wie damals. Er hatte den Ring nicht zurück gesendet, also war er noch unverändert für sie. Aber er hätte sterben und daran behindert sein können? Dann hätte er ihr ein Zeichen gegeben, wachend, träumend, wie es in seiner Macht stand, wie es schon so Mancher gethan hatte. Hundert Geschichten der Art waren ihr erzählt worden von Leuten, die sie entweder selbst erfahren oder aus zuverlässigster Quelle gehört hatten; wie

hätte sie deren Wahrhaftigkeit bezweifeln sollen. Es fiel ihr auch gar nicht ein. Robert aber konnte, sobald die Möglichkeit dazu vorhanden war — nach der Kraft zu urtheilen, die das Gelübde auf ihre Seele ausübte — die Welt nicht verlassen haben, ohne dessen zu gedenken. Dennoch war ihr kein Zeichen geworden; folglich lebte Robert, und wenn er lebte und den Ring behielt, so war sie ja geborgen, so war Alles gut und kein hoffnungsloses Unglück mehr für sie auf Erden.

Ihre Seele war daher kirchenstill und sie sah mit Ergebung auf die Jahre des Harrens: „was ist das Leben gegen die Ewigkeit," sagte sie sich, „die uns ja vereinigt angehört."

Auch über ihre Pflichten gegen den Vater hatte sie ernst und ruhig nachgedacht. Der fromme Spruch: „Du kannst nicht zweien Herren dienen," hatte sie bestimmt; nicht Robert war es, dem sie folgte, sondern Gott! Ihm gehörte ihr Gelübde an. Ihre Liebe hätte sie opfern können, aber nicht ihr Gewissen. Hätte sie ihr Vater unvermählt gelassen, so hätte sie sich darein gefunden, auch nie Roberts Frau zu werden, und wäre eine gehorsame Tochter ge-

blieben. Er aber wollte sie meineidig machen, und das durfte sie nicht werden. So lautete ihre Logik; und sie war in sich gefaßt, voll Frömmigkeit und stiller Entsagung und Segenswünschen für ihren Vater, als sie einen Schritt that, den sonst nur die Abentheuerlichsten und wenigst Musterhaften ihres Geschlechtes wagen. Nur mit einer geringen Summe Geldes versehen, floh sie bei nächtlicher Weile das Vaterhaus.

Sie war, obwohl klein und zart gebaut, doch gesund und an große Spaziergänge gewöhnt, und gedachte zu Fuß nach Friedberg zu gehen, und dort weitere Gelegenheit bis in die Nähe von Regensburg, wo das Kloster lag, in das sie flüchten wollte, zu suchen.

Als sie über die Schwelle des Hauses trat, übermannte sie die Erinnerung an den nächtlichen Gang vor sechs Jahren. Damals hatte sie das Haus von Außen geschlossen und den Schlüssel als Mittel und Pfand der Rückkehr mitgenommen, jetzt hängte sie ihn, nachdem sie aufgeschlossen hatte, wieder auf seinen alten Platz und ließ das Schloß vorsichtig hinter sich zufallen. Hiermit hatte sie sich den Ein-

tritt auf immer versperrt. Der Gedanke erfaßte ihre Seele, und sie legte die Stirne weinend an die geschlossene Hausthüre und küßte den Engelskopf, der als Klinke diente. Weiter erlaubte sie sich keine Erweichung und schritt dem Hause der Base Elsbeth zu. Wie in einer Vision erschien ihr plötzlich alle Liebe und Sorge der mütterlichen Freundin von ihrer Kindheit an; ihre sterbende Mutter, der geliebte Ring, das auch unter Thränen heitere Gesicht der Base, das Alles sah sie mit den Augen ihres Geistes. Sie rief leise hinauf: „Lebe wohl, Base Elsbeth!“ und noch einmal strömte ihr Gefühl über.

Endlich war sie zum Thore hinaus. Als sie die weite Ebene im Mondscheine vor sich sah, ward sie zur rüstigen Wanderin. Sie schürzte ihr Gewand fest um ihre Hüften und ging vorwärts, bis der Tag graute. In Friedberg erquickte sie sich mit einem Frühstücke und sagte den Leuten: sie sei auf einer Wallfahrt begriffen. Ihrem Sinne und Herzen nach war sie es auch. Das Staunen, welches sich in den Blicken ihrer Wirthe malte, ein so junges zartes Geschöpf um diese Stunde und allein ankommen zu sehen, verlor sich bei dieser Erklärung, denn wirklich

gibt es in Friedberg ein Gnadenbild, das das Ziel manches frommen Ganges ist. Dann nahm sie den vierten Platz in einem Wagen, der ein altes Ehepaar und dessen Tochter nach Regensburg brachte, und am Abend des zweiten Tages war sie an den Pforten des Klosters, in das sie sich zu begeben gedachte.

Sie klingelte; man ließ sie ein und die Pforte schloß sich hinter ihr. Die Nonnen waren in der Kirche, sie ging auch hinein und ward natürlich als Fremde bemerkt; ihre Andacht zog ihr sogleich das neugierige Wohlwollen der Aebtissin zu, die sie freundlich aufnahm, als sie sie zu sprechen begehrte. Sie erzählte ihr, ohne sich zu nennen, den Theil ihrer Geschichte, der sich auf das Ehebündniß bezog, in das ihr Vater sie hinein zwingen wollte, und bat um Aufnahme und Schutz. Die Seelenreinheit, die aus ihren Geberden leuchtete, nahm die gutmüthige Dame gleich zu ihren Gunsten ein, und sie gewährte ihr ein vorläufiges Asyl. Nur wenige Tage blieb die Aebtissin in Ungewißheit, wer ihr Schützling sei, denn Base Elsbeth hatte, als kaum die unerhörte Kunde von Victoriens Flucht erschollen war, mit

praktischem Sinne auch sogleich errathen, wohin sie sich gewendet hatte. Sie erinnerte sich gar wohl an Victoriens Aeußerungen, als sie das Bild der schönen Welserin zuerst mit ihr sah, und dann hatte sie selbst ihr vor Kurzem von dem wohlwollenden Wesen jener Aebtissin bei Regensburg erzählt, in deren Schutze sie Victorie jetzt vermuthen zu können glaubte. Sie gehörte einer Familie an, die Elsbeth wohl bekannt, ja, die ihr nach reichsstädtischer Weise im siebenten Grade verwandt war, und schrieb daher augenblicklich an den richtigen Ort.

Sobald Elsbeth sicher war, daß ihre Nichte auf eine Weise aufgehoben sei, die allen bösen Leumund zum Schweigen bringen mußte, vertraute sie dem alten Herrn den Zufluchtsort seiner Tochter; dieser war zwar höchlich erzürnt, indessen wußte ihn Elsbeth wieder zu beschwichtigen und ihn endlich zu dem Beschlusse zu bringen, Victorie so lange im Kloster zu lassen, bis sie selbst wieder heraus verlangen würde. Herr Langenwärter meinte: sie würde das eingezogene Leben doch nicht lange aushalten, und Elsbeth's Bemühungen, ihm einen richtigen Begriff

von dem Charakter seiner Tochter beizubringen, waren vergebens.

Der Himmel aber hatte beschlossen, daß Vater und Kind sich nicht mehr wiedersehen sollten. Victorie war nicht vier Wochen aus dem Hause, als ein Schlagfluß Herrn Langenwärters Leben plötzlich endete. Elsbeth, die fürchtete, daß Victorie sich die schrecklichsten Vorwürfe machen würde, ihren Vater in seinen letzten Lebenstagen verlassen zu haben, und daher augenblicklich zu ihr eilte, fand sie zwar tief betrübt, aber vollkommen ruhig. Sie hatte den Schritt mit Zuratheziehung ihres Gewissens gethan, und die Folgen lagen in Gottes Hand. Diese Ueberzeugung fand Elsbeth mit Staunen in dieser schwachen Mädchen-Seele. Sie war in sich beruhigt, mit sich selbst einig, Gottes Fügungen vertrauend, und entschlossen auf Robert zu harren.

Victoriens Lage war jetzt von eigenthümlicher Art. Mit zwanzig Jahren sah sie sich im Besitze eines großen Vermögens. Die Vormundschaft ließ in den ersten Jahren das große Handelsgeschäft fortbestehen, und auch später vertraute es Victorie der Leitung eines bewährten früheren Buchhalters an,

den sie zum Theilnehmer erhob. Ihre bedeutenden Einkünfte verwendete sie zum Besten jedes Hilfsbedürftigen, der in ihr Bereich kam, denn sie selbst blieb im Kloster und lebte nach dessen Regeln; sie trug das Kleid einer Novize, erfüllte alle Pflichten derselben, nahm aber den Schleier nicht, weil ihr Bräutigam ja jeden Tag kommen und sie an die Erfüllung ihres Versprechens mahnen konnte. — Sie entzog sich nicht den Besuchen, die von Außen zahlreich zu ihr kamen, nahm sie aber nur unter der bestehenden Klosterregel an. Base Elsbeth machte die Reise zu ihrer Nichte in jedem Jahre und brachte ein Paar Wochen bei ihr zu. Spekulirende Mütter und deren Söhne suchten sie heim, andere wendeten sich mit direkten Heirathsanträgen an sie. Victorie lachte darüber und schlug sie aus; sie wußte, daß sie Niemanden das Herz durch eine abschlägige Antwort brach; sie sagte zu Elsbeth: „Mich kennt und liebt doch Niemand als Robert.“

Elsbeth sagte ihr vergebens: Robert habe sie sicher längst vergessen oder er sei todt; vom Ersteren wollte sie nichts hören, daß das Zweite nicht wohl sein könne, bewies sie ihr mit denselben Gründen,

die sie selbst überzeugt hatten, und es fehlte Elsbeth an Muth, stark auf deren Unhaltbarkeit zu dringen. Diese war noch dieselbe an thätiger Liebe, an unermüdetem Eifer für Andere, an schelmischem Humor; nur gehörten diese Eigenschaften jetzt einer Greisin an und waren um so liebenswerther, denn gibt es etwas Herzerhebenderes als eine alte Frau, in der das Gefühl nicht erkaltet ist, die über den Leidenschaften, auf der Höhe der Jahre stehend, auf ein langes gutes Leben herab sieht, und deren greise Locken ein Gegenstand der Verehrung und der Liebe für ein heranwachsendes Geschlecht sind. Sie läutert Alles, was sie berührt; wer mit ihr in Verkehr tritt, will liebenswerth erscheinen, und läßt die Eitelkeit daheim; sie ist ein Prüfstein für das was Interesse verdient, was nicht; ein Jeder fühlt, was er ihr nicht zu sagen hat, was er also besser thäte, auch aus dem eigenen Register zu streichen.

So war Elsbeth, so besuchte sie ihre nun auch schon alternde Nichte Jahr um Jahr, bis sie so matt wurde, daß sie die Reise nicht mehr machen konnte. Victorie war aber damals fünfzig Jahre alt, und harrte noch immer! noch immer! —

War ihr Gemüthszustand ein Wahnsinn, so war es fast ein heiliger zu nennen; einen Gegenstand so unwandelbar festzuhalten durch Jahre der Hoffnung und der Täuschung, durch ein ganzes Leben, ist eine Tugend, die über die Menschheit erhebt. Viele nehmen den Anlauf dazu, aber ein solches Opfer unbewußt, ohne vor sich selbst oder vor Andern damit glänzen zu wollen, wirklich zu bringen, ist groß, erhaben, unnachahmlich; und wir mit unserm Hoffen und Wünschen, mit unserm unbefriedigten Wankelmuth, unsern täglich neugesteckten Zielen, sollten vor solchen Erscheinungen auf die Knie fallen und an die Brust schlagen.

Victorie also war eine alte Jungfrau von fünfzig Jahren geworden, sie hatte nicht eben früh gealtert, war aber auch nicht mit ungewöhnlichem Jugendschimmer bekleidet; ihr Haar war grau, doch trug sie den bescheidenen Schleier darüber; ihr Gesicht war von feinen Furchen durchzogen, ihr Auge hatte die bestimmten Farbenumrisse der Jugend verloren, ihr Körper war mager und sah daher noch fein und leicht aus, wie auch ihre Bewegungen es waren; aber sie selbst achtete nicht auf die Verände-

rungen der Zeit, und in ihrem Gemüthe wohnte noch die jungfräulichste Frische.

Sie ging eines Tages im Klostergarten auf und ab, hin und wieder ein Räupchen ablesend oder einem Schmetterlinge nachblickend, als man ihr einen Herrn meldete, der sie zu sprechen wünschte. Ohne Widerrede ging sie hinauf in's Sprachzimmer. Vor dem Gitter ging ein wohlbeleibter Mann, an der Schwelle des Greisenalters, aber fröhlich blickend und den Schritt mit gewichtiger Freiheit messend, auf und ab. Als sie eintrat, ging er auf's Gitter zu, verbeugte sich, sah sie an und brach in ein gutmüthiges Lachen aus.

„Mademoiselle Langenwärter?“ sagte er.

Sie erwiederte etwas betreten: „Ja, — und mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

Er brach jetzt in ein schallendes Gelächter aus.

„Das möcht' ich Ihnen zu rathen geben! aber Sie erriethen es nie. Der dicke graue Mann mit der gefurchten Stirne ist Ihr alter Spielkamerad Robert Müller, nun Major bei den Pfälzischen Truppen. — Gelt, ich hab' mich herausgemacht? Wenn Sie an den Lehrburschen denken, den der Herr

Vater „Er" nannte. Aber dreißig Jahre, die man in der Welt herumgeworfen wird, und die man so gut anwenden kann, wie man will, sind schon auch ein Kapital, von dem man Rechenschaft geben muß. Nun Mademoiselle, ich kam nach langen, langen Jahren wieder einmal nach Augsburg zurück; da traten alte vergessene Bilder vor meine Seele, und es fiel mir auch wieder ein, wie mir Ihr Herr Vater als Knabe aus der schmählichsten Lage geholfen hat. Daß er mich später fortjagte, geschah mir recht, denn ich hatte nicht eben die feinste Weise gewählt, um ihm seine Wohlthaten zu vergelten. Mein erster Weg in Augsburg ging nach dem Langenwärter'schen Hause; das stand zwar noch am alten Flecke, aber der Herr Vater waren todt und Sie nicht daheim. Als ich ein halbes Dutzend Kinder auf der Treppe sah, glaubte ich schon es wären Ihre Enkel, wie ich aber die wohlbeleibte blonde Mutter sprach, begriff ich gleich, daß das nicht die schwarzäugige Victorie sein könnte, und bald mußte ich hören: daß Sie unverheirathet und gar im Kloster sind. Sie hätten es machen sollen wie ich; wie Sie mich hier sehen, könnte meines ältesten Sohnes Tochter schon ver=

heirathet sein, und meine eigene Frau ist noch stattlich und schön, wenigstens in meinen Augen. Ich erzähle Ihnen das später Alles genau, wie ich meinen Kindern von der kleinen Victorie erzählt habe. Und nun sind Sie eine ehrwürdige Klosterfrau! Wie ist denn das gekommen?

Er ward plötzlich im Fluß seiner Rede durch eine auffallende Veränderung im Gesichte seiner Zuhörerin unterbrochen. Bis jetzt hatte er im fröhlichen Geschwätz und mit der Sorglosigkeit, die der Grundzug seines Wesens zu sein schien, seine Aufmerksamkeit mehr auf das gelenkt, was er zu sagen hatte, als auf die, an die er es richtete; bei der letzten Frage sah er sie an und kannte sie kaum wieder; eine tödtliche Bläße lag auf ihren Zügen, die sich sichtbar verzerrten. Er wollte um Hilfe rufen, als sie aber sah, daß er das Zimmer zu verlassen im Begriffe stand, gebot sie ihm mit einer gebieterischen Handbewegung zu bleiben, und fragte ihn mit geisterhaftem sterbenden Blicke:

„Und der Ring?“ —

Er sah sie erschrocken an und sagte: „Welcher Ring?“

„Hoffnung!“ stammelte sie.

„Um Gottes Willen! sie ist wahnsinnig,“ schrie er ganz außer sich.

Es kam Hilfe herbei. Er hatte recht, sie war es.

„Warum hat man mir das nicht gesagt!“ klagte er, ganz von Mitgefühl durchdrungen.

Man versicherte ihn: es sei früher nie eine Spur von einer Geisteskrankheit bei ihr bemerkbar gewesen, und ihre Vernunft habe sie erst während des Gespräches mit ihm verlassen. Er konnte sich lange gar nicht darein finden.

„Im besten Schwatzen,“ erzählte er der Base Elsbeth, die er später besuchte, „schreit sie auf einmal unverständliche und unzusammenhängende Worte aus und ist verrückt, und ich hatte mich so gefreut, sie wieder zu sehen.“

Zwar milderte sich Victoriens Zustand nach dieser ersten schrecklichen Erschütterung, aber es war zu viel für ihre Vernunft, Vergangenheit und Zukunft auf einmal vernichtet zu sehen, ihren Glauben, ihr Vertrauen, kurz Alles, was ihrem Leben bisher Werth gegeben hatte. Sie hatte sich ein Gebäude

von Liebe, Treue und Pflichterfüllung aufgerichtet; Da hinein hatte sie jedes Gefühl, jeden bescheidenen Wunsch ihrer Seele getragen, alle Kraft derselben ruhte auf diesen Grundlagen. Nun war Alles dieses mit einem Schlage, wie das Gold, das ein Kobold neckend schenkt, in einen Erdklumpen verwandelt. — „Die Fenster gegen Jerusalem waren ihr versperrt," oder vielmehr, es gab kein Jerusalem mehr für sie.

Sie war keine Heldennatur, um sich wie Jeremias, auf die rauchenden Trümmer setzen und ihren Schmerz in Klageliedern aushauchen zu können. Sie war keine Dichterin, die ihre innere Zerstörung mit Reimen zu beschwichtigen vermochte, noch weniger nahe lag es ihr, sich selbst bemitleidend, eine Art Komödie mit ihrem Unglücke zu spielen. Es kam ihr überwältigend, unübersehbar, die einzigen Schwingen ihrer weichen Seele zerschmetternd, und es blieb ihr nichts übrig, als in den leisen Wahnsinn zu verfallen, den man mit dem schonenderen Namen Schwermuth bezeichnet. Doch wußte sie nicht warum sie trauerte; sie fühlte nur Sehnsucht nach Etwas, das sie vergessen hatte, während das Glück ihres früheren Lebens auf etwas beruhte, das nie da gewesen war.

Welch' eine leise Gränze liegt zwischen beiden Zuständen.

Sie blieb sanft, fromm, gut, nur ohne jene Leuchte des Geistes, die die natürlichen Triebe adelt und auf den rechten Weg leitet.

So lebte sie noch zwanzig Jahre, und als das Sterbeglöcklein läutete, das dem Priester voranging, der ihr den letzten Trost brachte, waren alle Klosterfrauen in Thränen.

Base Elsbeth war ihr schon lange vorangegangen; sie allein kannte die Ursache ihres Irrsinnes, aber nie hatte sie es über's Herz bringen können, Robert davon zu unterrichten, denn sie gab ihm keine Schuld an dem Seelenmorde, den er begangen hatte. Nach dem Laufe der Welt hatte er kaum gesündigt, und das Loos der armen Victorie wurde lediglich dadurch entschieden, daß sie für heiligen Ernst genommen hatte, was ihm ein Kinderspiel gewesen und als solches der Vergessenheit anheim gefallen war. Jetzt ist ihr Irrthum und sein Leichtsinn längst vom Strome der Ewigkeit hinweg gespült, und vor dem Richterstuhle eines gütiges Gottes.

Inhalt.

